This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600099358/

Die christliche Kirche

der

drei ersten Jahrhunderte.

Vorlesungen

von

Dr. K. R. Hagenbach,

Prof. der Theologie in Basel.

Leipzig,

Verlag von S. Hirzel.

1853.

Dem verehrten Lehrer

Herrn

Consistorialrath Dr. und Prof. Gieseler

in Göttingen.

Achten Sie es nicht für eine Unbescheidenheit, wenn ich Ihnen, dem Fürsten der Kirchenhistoriker, statt eines gelehrten und vollwichtigen Werkes ein so geringfügiges Büchlein als Weihnachtsgabe darbringe. Was ich Ihnen anbiete, ist großentheils Ihr Eigenthum. Das Gold, das Sie aus den tiefen Schachten der geschichtlichen Denkmäler zu Tage gefördert haben, habe ich einfach zum Gebrauche der Gebildeten in der Gemeinde verarbeitet und damit, wie ich glaube, der Wissenschaft insofern gedient, als ich ihre große Bedeutung für das kirchliche und religiöse Leben, besonders in

unſrer Zeit, auch für diejenigen ins Licht geſtellt habe, denen gelehrte Werke nicht ſo leicht zugänglich ſind.

Zugleich wollte ich gerne dieſen Anlaß benutzen, eine alte Schuld des ehemaligen Schülers gegen den Lehrer — nicht abzutragen, ſondern hiemit öffentlich zu bekennen und mich auf's Neue Ihrer Liebe und Gewogenheit zu empfehlen.

Baſel, im Advent 1852.

Der Verfaſſer.

Vorwort.

Ueber das Verhältniß dieſer, im Winter 1851—52 gehaltenen Vorleſungen zu meinen frühern über die Reformationsgeſchichte und die Entwicklung des evangeliſchen Proteſtantismus bis auf unſere Zeit giebt die Einleitung zur erſten Vorleſung ſelbſt den nöthigen Aufſchluß. Es ſollen dieſelben den nachträglichen Vorbau bilden zu dem früher Gegebenen. Obgleich nun in neuerer Zeit verſchiedene Bearbeitungen der ältern Kirchengeſchichte theils für Schule und Volk, theils für Gebildete mit Glück verſucht worden ſind (in letzterer Beziehung erinnere ich an die noch unlängſt erſchienene von Thiele), ſo glaube ich doch die Herausgabe dieſer Vorleſungen vor dem Publikum verantworten zu können. Die eine Arbeit ſchließt die andere nicht aus, ſondern ergänzt ſie vielmehr, und noch immer kann man, im Vergleich mit andern Wiſſensgebieten, die dem allgemeinen Verſtändniß zugänglich gemacht worden ſind, wahrnehmen, daß für die Verarbeitung der Kirchengeſchichte zu dieſem Zwecke eher noch zu wenig als zu viel gethan worden iſt. Dieß gilt namentlich von der dogmengeſchichtlichen Seite, die auch Thiele bedeutend hat zurücktreten laſſen, während ich auch dem nichttheologiſchen Theil der Zuhörer (reſp. Leſer) ein tieferes Eingehen in die Lehrentwicklung glaubte zumuthen zu dürfen. Ueber den Stand der Bildung, den ich vorausſetze, brauche ich nicht

viel zu ſagen. Ich denke mir gerne denſelben Leſerkreis, der ſich um meine frühern Vorleſungen geſammelt hat. Männer des Faches werden in dieſem Buche weder neue Aufſchlüſſe finden, noch ſolche erwarten. Das aber hoffe ich, daß ſie die Spuren eigener und die Benutzung fremder Forſchung darin entdecken werden. Die Anordnung des Stoffes war durch die Natur dieſer Vorträge bedingt. Während ich bei'm akademiſchen Unterrichte eine ſtreng inſtructive Methode nach den gegebenen Kategorien der Ausbreitung und Verfolgung des Chriſtenthums, der Verfaſſung, der Lehre u. ſ. w. einzuhalten pflege, bin ich hier mit Abſicht davon abgegangen, indem ich durch ſynchroniſtiſches Zuſammenfaſſen der verſchiedenen Gebiete mehr Leben und Bewegung in das Gemälde zu bringen und alle an die Schule erinnernde Steifheit zu vermeiden ſuchte. Aus eben dieſem Grunde habe ich auch in den Citaten ſo viel als möglich Maaß gehalten; doch wollte ich nicht ganz unterlaſſen, zu meiner eigenen Rechtfertigung hie und da auf die Quellen hinzuweiſen und auch ſolchen Leſern, die ſich gerne weiter unterrichten wollen, einige Fingerzeige in das Gebiet der Litteratur zu geben. Bedauern muß ich in dieſer Hinſicht, daß ich das ſeither erſchienene Werk von J. Burckhardt, die Zeit Conſtantins des Großen (Baſel 1853), zu meiner Arbeit nicht mehr habe benutzen können.

Das Büchlein bildet einſtweilen ein Ganzes für ſich. Ob es mir ſpäter vergönnt ſein wird, die Geſchichte der folgenden Jahrhunderte daran anzuſchließen, wird die Zeit lehren. Mögen dieſe Vorleſungen dieſelbe freundliche Aufnahme finden, welche ihren Vorgängern zu Theil geworden iſt.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Erſte Vorleſung. Einleitung. Hiſtoriſcher Boden. Heidenthum. 1

Zweite Vorleſung. Das Heidenthum. (Fortſetz.) Die heidniſche Philoſophie. Epicuräismus. Stoicismus. Eklekticismus. Cicero. Seneca. Plutarch. Das ſittliche Leben. Das Judenthum. Phariſäer. Sadducäer. Eſſäer. Sittlicher Zuſtand zur Zeit Chriſti. Die Juden in der Zerſtreuung. Die Samariter. Alexandriniſche Weisheit. Septuaginta. Verbindung mit dem Mutterlande. 15

Dritte Vorleſung. Weltlage zur Zeit der Geburt Chriſti. Geburtsjahr und Geburtstag. Johannes der Täufer. Jeſus Chriſtus. Die evangeliſchen Berichte über ihn. Die Stiftung der Kirche durch einen Gekreuzigten. 35

Vierte Vorleſung. Außerevangeliſche Berichte über Jeſum. (Sueton. Tacitus. Joſephus.) Chriſtliche Mythenbildung. Die Kindheit Jeſu und die Kindheits-Evangelien. Die Akten des Pilatus und das Evangelium Nicodemi. Der Briefwechſel mit Abgarus. Bildniſſe von Chriſto. Der Brief des Lentulus. Die erſten Jünger und Apoſtel des Herrn. Sagenhaftes über den Apoſtelkreis und die Einzelnen der zwölf Apoſtel. . . . 52

Fünfte Vorleſung. Die Mutterkirche zu Jeruſalem und das Urchriſtenthum. Das erſte chriſtliche Pfingſtfeſt. Die Gütergemeinſchaft. Diaconen und Gemeindeverfaſſung. Die erſten Verfolgungen. Der Protomartyr Stephanus. Philippus. Petrus und die Heiden. Paulus. Seine Reiſen und ſeine Schickſale. Das pauliniſche Chriſtenthum. 73

Sechste Vorleſung. Die pauliniſchen Gemeinden und die Briefe an ſie. Der Brief an die Hebräer. Die katholiſchen Briefe. Die ſieben Gemeinden der Apocalypſe. Sagen über Verbreitung

Seite

des Christenthums durch apostolische Männer. Statistische Rundschau über die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte. Christenverfolgungen im römischen Reich unter Nero. Die Zerstörung Jerusalems. 93

Siebente Vorlesung. Weitere Schicksale der Christen im römischen Reich. Domitian und Nerva. Schluß des apostolischen Zeitalters. Die apostolischen Väter. (Clemens von Rom.) Trajan und Plinius. Der Tod des Ignatius. Seine Briefe. Schicksale der Christen unter Hadrian. Der Tod Symeons. Bar Cochba und das Judenthum. 112

Achte Vorlesung. Häretische Richtungen in der Christenheit. Ebioniten und Nazarener. Cerinth. Der Gnosticismus. Basilides. Valentinus. Die Ophiten. Andere Gnostiker. Marcion. . 131

Neunte Vorlesung. Das Christenthum im Zeitalter der Antonine. Angebliches Edict des Antoninus Pius zu Gunsten der Christen. Mark Aurel. Christenverfolgung in Kleinasien. Polykarp. Sein Märtyrtod und sein Brief an die Philipper. Die legio fulminatrix. Christenverfolgung in Gallien. Schicksale der Christen unter den nächstfolgenden Kaisern. 148

Zehnte Vorlesung. Innerer Zustand der Christenheit unter den Antoninen. Die christlichen Apologeten. Justin der Märtyrer. Schilderung der christlichen Versammlungen zu seiner Zeit. Seine Schriften und seine Theologie. Die Gegner des Christenthums: Celsus und Lucian. Aufgabe der Apologetik. 162

Elfte Vorlesung. Die Bestreitung der Irrlehre. Irenäus. Der Osterstreit. Montanus und die Montanisten. Die Monarchianer. 179

Zwölfte Vorlesung. Verfolgung unter Septimius Severus. Potamiäna in Alexandrien. Perpetua und Felicitas in Karthago. Heliogabalus. Alexander Severus. Vorfolgungen unter Maximin. Die Legende von den eilftausend Jungfrauen. Philippus Arabs. Die Decische Verfolgung und die Märtyrer in ihr. Die Legende von den sieben Schläfern. Verfolgung unter Gallus und Valerianus. Der Märtyrer Laurentius. 196

Dreizehnte Vorlesung. Die innere Geschichte des dritten Jahrhunderts. Die alexandrinische Schule. Clemens von Alexandrien. Christlicher Hymnus. Origenes. 212

Vierzehnte Vorlesung. Idealismus und Realismus. Origenes und Tertullian. 228

Fünfzehnte Vorlesung. Die nordafrikanische Kirche. Cyprian. Die novatianischen Händel. Streit mit Stephanus über die Ketzertaufe. Märtyrertod Cyprians. Seine Ansichten über Kirche und Kirchenzucht. 244

Sechszehnte Vorlesung. Weitere Schicksale des Christenthums

Seite

unter Aurelian. Paul von Samosat. Die Sabellianische Lehre von der Dreieinigkeit. Die erste Regierungszeit Diokletians. Fortschritte des Christenthums. Mani und der Manichäismus im Orient. 263

Siebenzehnte Vorlesung. Verfolgung der Christen unter Maximian. Die thebaische Legion. Legenden aus der schweizerischen Kirchengeschichte: die h. Verena, St. Ursus, Felix und Regula. Die Diokletianische Verfolgung. Weitere Schicksale der Christen unter Galerius und Maximian. Märtyrer. Die h. Agnes, die h. Afra u. A. Das Toleranzedict des Galerius. Rückblick auf die Verfolgungen und allgemeine Betrachtungen darüber. . . 280

Achtzehnte Vorlesung. Innere Angriffe auf das Christenthum. Porphyrius. Summarische Zusammenstellung der christlichen Glaubenslehren in den drei ersten Jahrhunderten. 298

Neunzehnte Vorlesung. Die Kirchenverfassung der drei ersten Jahrhunderte. Die Kirchenämter. Verhältniß von Klerus und Laien. Bußdisciplin. Synoden. Der christliche Gottesdienst. Die Sonntagsfeier und die christlichen Feste. Die ersten christlichen Kirchengebäude. Kunstsymbole der ersten Christen. Taufe und Abendmahl. Die übrigen gottesdienstlichen Handlungen. Gebetszeiten. Die christliche Sitte im Allgemeinen. . . 316

Zwanzigste Vorlesung. Die christliche Sitte und das christliche Leben in den besondern Verhältnissen. Collisionen mit dem römischen Staatsleben. Der Kriegsdienst. Verhältnisse zu Kunst und Wissenschaft. Die christliche Frau im heidnischen Hause. Kindererziehung. Sclaven. Allgemeine Bruderliebe. Weltentsagung. Asketen. Die Anachoreten Paulus und Antonius. Wundergaben und Wundererzählungen. Schlußbemerkungen. . 334

Die christliche Kirche

der

drei ersten Jahrhunderte.

Erſte Vorleſung.

Einleitung. — Hiſtoriſcher Boden. — Heidenthum.

Es ſind bereits achtzehn Jahre, daß ich es zum erſtenmal wagte, öffentliche Vorleſungen vor einer größern gemiſchten Verſammlung zu halten. Damals in einer politiſch bewegten Zeit ſchien es mir nothwendig, die Gemüther von dem bloßen Gewirre der Gegenwart abzuziehen und ihnen ein großes Bild der Vergangenheit vorzuführen, an dem ſie ſich ſtärken und erheben könnten: es ſollte der Unterſchied von Reformation und Revolution gezeigt, es ſollten die leitenden Geſichtspunkte gewonnen werden, aus denen kirchliche wie politiſche Bewegungen zu beurtheilen ſind. Dazu bot ſich mir ungeſucht das Zeitalter der Reformation dar, wobei ich namentlich mich auf die Reformation Deutſchlands und der Schweiz beſchränkte. Am Schluſſe jener Vorleſungen ſtellte ſich aber die einfache Thatſache heraus, daß das Weſen der Reformation und des evangeliſchen Proteſtantismus erſt ganz und vollkommen erkannt werden könne, wenn auch die weitere Entwicklung des proteſtantiſchen Princips, das in der Geſchichte der Reformation niedergelegt iſt, ins Auge gefaßt wird, und ſo führte mich dieß in ſpätern Wintern auf weitere Vorleſungen, in denen ich eben dieſe Entwicklung darſtellte und damit bis nahe an die Gegenwart heranrückte. Dann trat eine neunjährige Pauſe ein. Während derſelben hat ſich auf dem politiſchen wie auf dem kirchlichen Gebiete manches ereignet, das Stoff zu weitern Vorträgen bieten könnte: allein dieſe neueſten Ereigniſſe ſind, wie jeder einſieht,

von der Art, daß eine ruhige Zusammenfassung derselben in ein historisches Bild kaum zu erreichen ist. Wir stehen noch viel zu sehr im Fluß der Begebenheiten drin, als daß eine geschichtliche Darstellung möglich wäre. Nur das wieder zu erzählen, was seit zehn Jahren die Zeitungen gemeldet, das könnte wohl kaum in meiner Absicht liegen: Vieles von dem, was im Augenblick Aufsehen erregt, gehört schon jetzt zu den Antiquitäten. Aus all diesen Gährungen und Bewegungen heraus aber das eigentliche vorwärts treibende Moment herauszugreifen, es zu beleuchten, es von falschen, sowohl revolutionären, als reactionären Elementen zu unterscheiden, wäre freilich eine schöne, würdige Aufgabe: allein dazu bedürfte es eines Seherblickes, den ich mir nicht zutraue. Ich glaube von Herzen an eine Zukunft der Kirche: aber eine Kirche der Zukunft Ihnen vor Augen zu stellen, hielte ich für ein gewagtes Unternehmen. Dieß der Grund, warum ich die öfters an mich ergangene Aufforderung, noch eine Fortsetzung der bisherigen Vorlesungen, d. h. eine allerneueste Kirchengeschichte, eine Kirchengeschichte der Gegenwart zu geben, in der schon die nächste Zukunft liegt, immer wieder habe ablehnen müssen, und wenn ich auch nicht zweifle, daß einst der Augenblick kommen wird, da eine solche Darstellung am Platz sein würde, so bin ich überzeugt, daß dannzumal sich andere und jüngere Kräfte zu dieser Arbeit finden werden. Einstweilen glaubte ich das Richtige zu wählen, wenn ich, statt die unmittelbare Gegenwart zu beleuchten, in die Vergangenheit und zwar auf den ersten Ursprung der Kirche Christi und die ersten Jahrhunderte ihrer Geschichte zurück ginge. Ich muß bitten, diese Wahl nicht als eine bloße Wahl der Verlegenheit, nicht als eine Flucht anzusehen aus der Gegenwart und ihren Interessen heraus in eine längst entlegene Zeit. Ihnen bloß alte Geschichten zu erzählen, die mit unserer Zeit, mit den Bedürfnissen unseres Geistes und unseres Herzens in keiner nähern Berührung ständen, nein! dazu hätte ich mich eben so wenig entschließen können, als mich zum Propheten der Zukunft aufzuwerfen. Die Zeit, in der wir leben, ist zu reich an Beziehungen, an Gegensätzen und Kämpfen jeder Art, als daß man sie ignoriren könnte, und sie bloß auf Augenblicke vergessen, das wäre doch ein gar zu negativer Trost. Vielmehr glaube ich, daß

auch die gegenwärtigen Vorlesungen, die ich Ihnen anbiete, über die drei ersten Jahrhunderte der Kirchengeschichte einen positiven Trost, eine Quelle der Erholung, der Ermunterung, der Erfrischung in sich schließen, aus der sich auch Vieles für die Gegenwart schöpfen läßt. Wenn es unter uns, die wir hier versammelt sind, wie ich voraussetzen darf, allgemein zugestanden wird, daß das Heil unserer Zeit und der Balsam für die Wunden, die sie geschlagen hat, im Christenthum zu suchen ist, so wird auch müssen zugestanden werden, daß nur die genauere Kenntniß des Christenthums uns in den Stand setzt, dieses Heil vollkommen zu würdigen und seine Wirkungen am rechten Orte zu suchen. Nun ist allerdings wahr, daß die Kenntniß des Christenthums in erster Linie zu schöpfen ist aus den heiligen Urkunden dieser Religion selbst, aus der Bibel, namentlich aus der Bibel des neuen Testamentes. Die Aufmerksamkeit, die auch heutzutage wieder der Bibel, auch von Seite der Gebildeten, geschenkt wird, spricht eben für das vorhandene Bedürfniß, über diese Quelle des Heils mit sich in's Klare zu kommen. Indessen liegt zwischen der Bibel und uns eine Geschichte von achtzehn Jahrhunderten, die wir nicht ohne Weiteres überspringen und vergessen können, als wäre sie nicht vorhanden. Vielmehr soll diese Geschichte uns die Kluft ausfüllen zwischen der apostolischen Zeit und der unsrigen; sie soll uns manches vermitteln helfen, das uns sonst unverstanden bleibt; sie soll, mit einem Wort, die Brücke bilden zwischen der Bibel und uns. Einen wichtigen, und ich möchte sagen den soliden Theil dieser Brücke bilden die ersten drei Jahrhunderte, die Zeit, die noch von den apostolischen Erinnerungen lebte, die Zeit, da die Kirche unabhängig vom Staat auf eigenen Füßen stand, da sie jeden Fußbreit Boden sich mit dem Blut ihrer Märtyrer erkämpfen mußte, die Zeit, da sie, ihrem Meister ähnlich, nicht hatte, wohin sie ihr Haupt lege, da sie vom Almosen der Gläubigen lebte und auf den Gräbern der Märtyrer ihre Andacht feierte; die Zeit der ersten Jugendfrische, der ersten Liebe und Begeisterung. So verschieden nun auch unsere heutigen kirchlichen Zustände von denen der ersten Jahrhunderte sind, so wird sich doch so manches aus ihnen erklären, so manches auf sie zurückführen lassen, das noch unter uns lebt und unter uns seine Gel-

tung hat. Aber auch das, was uns fremdartig berührt, wird schon um des Gegensatzes willen von Bedeutung sein, und wenn vollends dem Menschen ein Gut um so lieber wird, je mehr es Kämpfe gekostet hat, es zu erringen und zu bewahren, so mag auch die Geschichte der Kirche und gerade die Geschichte der ersten Jahrhunderte uns zeigen, mit welchen Opfern die Ueberzeugung und die Institutionen erkauft worden sind, die jetzt die Grundlagen des öffentlichen wie des häuslichen Wohls bilden. — Und so hoffe ich denn, daß Sie in diesen Vorträgen nicht nur eine flüchtige Unterhaltung, auch nicht nur eine trockene Belehrung, sondern, wenn auch nicht eine ausschließliche Erbauung (was wiederum nicht der Zweck solcher Vorträge sein kann), so doch eine allseitige Anregung des geistigen Lebens, einen würdigen Gegenstand der Betrachtung und des Nachdenkens, eine Quelle religiöser Erhebung und sittlicher Begeisterung finden werden. Und so lassen Sie uns mit Gott den Anfang machen.

Wenn aller Anfang schwer ist, so ist es auch der Anfang der Kirchengeschichte, schon darum, weil die Bestimmung des Anfangs der Kirche eine der schwierigsten ist. Wann hat die Kirche begonnen zu sein? Die Einen sagen, die Kirche ist so alt wie die Welt; denn der erste Bund Gottes mit den Menschen ist der erste Grundstein zur Kirche, und so reden sie auch von einer Kirche des alten Testamentes, von einer Kirche der Patriarchen, der Propheten u. s. w. Dagegen sagen die Andern, und wohl mit Recht, die Religionsverfassung des alten Bundes mag wohl als der Vorhof zur Kirche betrachtet werden; aber erst Christus, der Stifter des neuen Bundes, ist auch der Stifter der Kirche, und außer der christlichen Kirche kommt keiner andern Religionsgemeinschaft diese Benennung zu. Aber auch da fragt sich wieder: ist die Kirche wirklich mit Christus in die Welt getreten? Hat er sie nicht, wenigstens der Idee nach, schon in sich getragen? weissagend in seinem Geiste? liebend in seinem Herzen? schöpferisch wirkend und gestaltend in seinem Willen? ja dürfen wir nicht die Liebesgemeinschaft, in der er mit seinen Jüngern lebte, schon den Anfang der realen, der wirklichen Kirche nennen? Wir können niemand wehren, dieß zu thun; aber wenn wir uns erinnern, wie der Herr in seinen Reden das Zusammensein mit seinen Jüngern so bestimmt unter-

ſcheidet von der Zeit, da er nicht mehr bei ihnen ſein werde, und wie er ſie hinweiſt an den Tröſter, den er ihnen ſenden und der ſie in die ganze Wahrheit leiten werde, ſo muß uns doch wohl die Ausgießung des Geiſtes am Pfingſtfeſte als die That Gottes erſcheinen, die wir als die eigentliche Schöpfung der Kirche, als die Gründung einer heiligen, nach ihrem innern Weſen unſichtbaren, aber nach ihren Erſcheinungsformen in die Sichtbarkeit heraustretenden Gemeinſchaft im Geiſte begrüßen. Nun hebt ſich aber auch wieder die Zeit, die unmittelbar auf die Ausgießung des heil. Geiſtes folgt, die Zeit der Apoſtel, die Urzeit aufs beſtimmteſte ab von der Kirchenzeit, die wir als die nachapoſtoliſche, als die Kirchenzeit im engern Sinn begreifen. Die Geſchichte der apoſtoliſchen Kirche gehört noch in die Offenbarungsgeſchichte des neuen Bundes; ſie hat daher auch ihre Quellen noch großentheils in den bibliſchen Urkunden, während die Kirchengeſchichte (im engern und geläufigen Sinn des Wortes) da erſt beginnt, wo die Zeit der Offenbarung vorüber iſt, wo die von den Apoſteln gegründeten Gemeinden zu einer Geſammtgemeinde, d. i. eben zu einer Kirche im eigentlichen Sinn ſich zuſammen ſchließen und dieſes Gemeinſchaftsleben ſich zu organiſiren beginnt, alſo um die Zeit nach der Zerſtörung Jeruſalems, um die Zeit der ſogenannten apoſtoliſchen Väter. Da tritt uns erſt die Kirche in ſichtbarer, gleichſam in leiblicher Geſtalt entgegen, und von da an nennen wir auch den geſchichtlichen Stoff den kirchenhiſtoriſchen in ſeinem Unterſchiede von dem, was wir dem Bibelſtudium zuweiſen. Dabei aber verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich die Grenze nicht ſcharf beſtimmen läßt: und darum wird jeder, der die Geſchichte der Kirche lebendig und verſtändlich darſtellen will, auch genöthigt ſein, in die apoſtoliſche Zeit zurückzugreifen, ja noch weiter zurück, in das Leben Jeſu ſelbſt; denn ohne daß wir das Bild des Herrn, der der Schöpfer der Kirche iſt, uns klar vor die Seele geſtellt haben, wie könnten wir ſeine Kirche, wie ihre Geſchichte begreifen? Eben weil die Kirche nicht etwas von Menſchen Erfundenes und Gemachtes, nicht etwas durch Willkür eines Menſchen Eingeführtes, ſondern weil ſie ein lebendig Gewordenes, ein aus dem Geiſte Geborenes, nach dem Geſetze des Wachsthums nur allmälig zur Entfaltung Gekommenes iſt, eben darum läßt ſich nicht ein beſtimmtes Datum angeben, womit ihre

Geſchichte abſolut begönne. Es iſt daher ſogar mißlich, von einer Stiftung der Kirche zu reden, weil ſich leicht mit dieſem Worte die Vorſtellung verbindet, als ſei die Kirche ein freiwilliger Verein von Gleichgeſinnten, die mit bewußter Abſicht an dem und dem Tage zuſammen getreten ſeien zu einer Religionsgeſellſchaft mit den und den Statuten, wie das etwa bei der Stiftung anderer menſchlichen Geſellſchaften der Fall iſt. Die Zeit iſt zwar noch nicht ſo ferne, wo man wirklich die Entſtehung der Kirche ſich in ähnlicher Weiſe dachte, wie etwa die Entſtehung eines wiſſenſchaftlichen Vereins oder einer gemeinnützigen Anſtalt; hat man ja auch den Staat als einen geſelligen Vertrag der Menſchen unter einander begreifen zu müſſen geglaubt! Allein, Dank ſei es der neuern, auf die tiefern Lebensgeſetze zurückgehenden Wiſſenſchaft, daß wir von dieſer mechaniſchen und unwahren Betrachtung der Dinge wieder los geworden ſind, und daß die Ueberzeugung doch wohl unter allen Denkenden feſtſteht, Staat und Kirche ſeien göttlich geordnete, göttlich gewollte Schöpfungen, ähnlich der Schöpfung der Natur; Schöpfungen, an denen zwar der menſchliche Geiſt zu allen Zeiten in freier Weiſe ſich betheiligte, die aber gleichwohl über menſchliche Berechnung und Willkür weit hinaus liegen, und die bei allem Eingehen in die menſchlichen Formen, dennoch das höhere Geſetz ihrer Entwicklung in ſich ſelbſt tragen, dieweil es der Schöpfer in ſie gelegt hat. Erſt von dieſem Standpunkte aus gewinnt auch das Studium der Völker- wie der Kirchengeſchichte ſein höheres Intereſſe; denn nun haben wir es nicht zu thun mit den flüchtigen Einfällen menſchlicher Willkür und Laune, nicht mit einem eiteln Gewebe menſchlicher Thorheiten und Leidenſchaften und dem Spiel des Zufalles, ſondern eben mit einer Geſchichte, die dieſes Namens würdig iſt, mit einer höhern Nothwendigkeit, die aber gleichwohl im Bereiche menſchlicher Freiheit und in beſtändiger Wechſelbeziehung mit ihr ſich vollzieht. Wie die einzelne menſchliche Seele, einmal von dem Lebenshauch des Chriſtenthums berührt, und von ſeiner Macht ergriffen, eine Wiedergeburt erfährt und die Regungen der Gnade nicht als ein Fremdes und Todtes in ſich aufnimmt, ſondern dieſelben ſich als neues Lebensprincip aneignet, durch das ſie hinfort beſtimmt und geleitet wird, ſo ſehen wir auch die Welt, ſo ſehen wir ganze Völker ihre Wiedergeburt feiern. Ein

neues Leben, das nicht aus dieſer Welt ſtammt, nicht aus den Bedingungen dieſer Welt zu begreifen iſt, tritt gleichwohl in die Welt ein, um ſie zu beſitzen, zu beherrſchen, zu verklären. Die Welt ſträubt ſich gegen die Macht dieſes neuen Lebens, es entſteht ein Kampf zwiſchen dem Alten und Neuen, zwiſchen Finſterniß und Licht. In dieſem Kampfe erſcheinen indeſſen die Gegenſätze nicht immer rein und geſondert; auch das Licht erfährt ſeine Trübung, auch an die himmliſche Wahrheit hängt ſich das Mißverſtändniß; Irrthum und Sünde dringen in die Kirche ein und erzeugen in ihr die Truggeſtalten falſcher Lehre und verkehrter Lebensrichtung. Selbſt die reinern, edlern Seelen bleiben nicht unberührt von dem Hauch der Sünde, und darum iſt auch das Spiegelbild, das ſie zurückwerfen, nicht immer dem Urbilde getreu, ſondern von Irrthum, von Leidenſchaft, von menſchlicher Befangenheit getrübt. Ihr Widerſtand gegen das Böſe ſchlägt oft in Verkennung des Guten um, das auch am Gegner zu beachten iſt; der Geiſt des Widerſpruchs bemächtigt ſich der allſeitigen, lebendigen Wahrheit und verhärtet ſie zum Buchſtaben, die Rechtgläubigkeit wird zur Starrgläubigkeit, und die Begeiſterung ſteigert ſich zur Schwärmerei. Für alle dieſe Erſcheinungen, für alle Nüancirungen von Licht und Schatten, wie ſie in dem großen Gemälde vorkommen, muß die Kirchengeſchichte ein offenes Auge behalten. Wer nur von dem Standpunkte der Welt aus die Geſchichte der Kirche Chriſti betrachtet, der ſieht in ihr nur ein Chaos von Leidenſchaften, von menſchlichen Thorheiten und Schlechtigkeiten, und unbefriedigt wendet er ſich von ihrem Gebiete ab. Wer dagegen mit frommer Gemüthsſtimmung in ihr nur Erbauliches ſucht, der wird zwar vieles finden, das ſeiner Seele Nahrung giebt, aber eben ſo oft wird er ſich auch in ſeinen Erwartungen getäuſcht finden. Die Kirchengeſchichte bietet uns weder rein Weltliches noch rein Himmliſches, ſondern beides in mannigfacher Miſchung. Das einemal läßt ſie uns Blicke thun in das innerſte Heiligthum des Glaubens, ſo daß wir ausrufen möchten, hier iſt wahrhaft Gottes Haus, hier iſt die Pforte des Himmels; während das anderemal wieder dieſer Himmel ſich trübt, von düſterm Gewölke des Aberglaubens umzogen. Das einemal ſehen wir die Engel des Friedens ſich herabneigen auf die Erde, und das anderemal ſcheint es, als wolle die Hölle ihren

Abgrund öffnen und als sähen wir jene Thiergestalten aufsteigen, die der Seher der Apokalypse uns als bedeutsame Typen vor Augen stellt. Das einemal werden wir hingerissen zur Bewunderung, zur Anbetung — das anderemal fühlen wir uns abgestoßen durch den Gegensatz. Noch öfter aber befinden wir uns in der mittlern Stimmung des ruhigen Beobachters, des nüchternen Kritikers, dessen Aufgabe es ist, das Richtige vom Unrichtigen, das Licht von der Finsterniß zu scheiden, jede Erscheinung aus ihren Umgebungen zu begreifen, sie auf ihr Maaß zurückzuführen und so das geschichtliche Urtheil, wenigstens annähernd, festzustellen. Dazu bedarf es nicht nur eines empfänglichen und erregbaren Gefühles, es bedarf der Weisheit, der Mäßigung, der Umsicht; es bedarf jenes Sinnes, der die Geister zu prüfen im Stande ist. Möge mir von diesem Sinne so viel geschenkt werden, als nöthig ist, wenigstens auf die Spur der Wahrheit zu leiten. In gelehrte Untersuchungen werden wir uns nicht einlassen. Manches, das noch in der Untersuchung liegt und worüber die Akten noch keineswegs geschlossen sind, werden wir müssen unerledigt lassen; doch so weit die Ergebnisse freier und unbefangener Forschung reichen, so weit werden wir auch von ihnen Gebrauch machen. Ich werde mich eben sowohl hüten, Unerwiesenes oder gar erwiesen Fabelhaftes nur um des Effektes willen als Thatsache mitzutheilen, als ich mich auch wieder hüten werde, voreilig über Nachrichten den Stab zu brechen, die zwar nicht über allen Zweifel erhaben, aber gleichwohl nicht von der Kritik beseitigt sind. Ich werde das historisch Ausgemachte, durch vollgültiges Zeugniß Beglaubigte so viel als möglich zu scheiden suchen von dem einfach Ueberlieferten, und das Ueberlieferte wieder von dem rein Erdichteten, dem Legendenhaften. Doch auch die Sagen und Legenden der Kirche, selbst wo sie in das Abenteuerliche und Mährchenhafte sich verlieren, werde ich nicht mit Stillschweigen übergehen, sondern sie als treue Reflexe des Zeitgeistes, dem sie angehören, in die Darstellung einflechten, ohne sie jedoch als ächte Perlen zu verkaufen. Wahrheit und Dichtung gehen in der Geschichte Hand in Hand; gewaltsam lassen sie sich nicht trennen. Einer sorgfältigen Hand mag es bisweilen gelingen, den Kern aus der Schale zu lösen, öfter aber müssen wir darauf verzichten, eine völlige Scheidung zu vollziehen. Genug,

daß wir jede so viel als möglich in ihrem eigenen Gewande auftreten lassen, damit nicht durch unsere Schuld beide miteinander vermengt, und ihre Gebiete untereinander verworren werden. Eines ist so gefährlich als das andere, Dichtung in Wahrheit, als Wahrheit in Dichtung verkehren, und doch geschieht es so leicht, daß während wir die eine Richtung vermeiden, wir der andern verfallen.

Ehe wir nun die Anfänge der Kirche selbst aufsuchen, wird es vor allen Dingen nothwendig sein, den historischen Boden genauer zu betrachten, auf den sie Gott hingestellt hat; denn wenn auch das Christenthum nicht aus den schon vorhandenen Zuständen zu begreifen ist, sondern vielmehr als ein Neues; als ein noch nie Dagewesenes in die Welt tritt, so dürfen wir doch seine Erscheinung nicht als eine zufällige, geschichtlich unvermittelte Erscheinung auffassen. Gott thut nichts durch Sprünge, eben so wenig als alles nach gleichmäßigen Schritten geschieht. Wie in der Natur, so giebt es auch in der Geschichte außerordentliche, überraschende Wendungen der Dinge, Zeiten des Umschwunges, die uns als Sprünge erscheinen, indem sie zuvor nicht Geahntes unerwartet an's Licht treten lassen. Wenn eine geschichtliche Erscheinung als eine neue Schöpfung zu begrüßen ist, so ist es das Christenthum. Und gleichwohl geht auch diese neue Schöpfung nicht aus einem absoluten Chaos hervor; sie ist vorbereitet, eingeleitet durch frühere Entwicklungen; sie schwebt nicht in der Luft, sie hat eine Vergangenheit hinter sich, einen geschichtlichen Boden unter sich. Darum sagt auch die Schrift so bedeutungsvoll: Christus sei erschienen, da die Zeit erfüllet war. Wir können das Christenthum nicht bloß begreifen, als das Produkt früherer Zeiten; es ist unendlich mehr als dieses; aber wir können es doch wieder nicht als ein Ganzes erfassen, wenn wir nicht es betrachten im innigsten Zusammenhange mit der Zeit, in der es erschien. Wir fassen diese Zeit zusammen unter dem Begriff des Alterthums, der alten Geschichte, während mit Christus die neue Zeit beginnt; denn er ist, wie Johann von Müller sagt, „der Schlüssel der Weltgeschichte, der das Alte abschließt, das Neue eröffnet". Diese ganze alte Welt zerfällt nun aber für die religiöse und religionsgeschichtliche Betrachtung in zwei ungleiche Hälften, in die heidnische und in die jüdische Welt. Die eine umfaßt

die „Völker“, die gleichsam ihrer eignen Entwicklung überlassen sind, obgleich nicht ausgeschlossen von dem ewigen Weltplan der göttlichen Liebe (denn Gott ist ja auch der Heiden Gott); ihre Religion ist eine wildwachsende, der man die Sonderpflege des himmlischen Gärtners nicht anmerkt, obgleich er sein Auge auch über ihr offen hält; die andere, weitaus kleinere Hälfte bildet „das Volk Gottes“, eben so genannt, weil es von Gott selbst ist erwählt und erzogen worden zum Volk des Heils, aus dem das Heil der Welt hervorgehen sollte. Wir werden später diesen Gedanken noch näher beleuchten, wenn wir erst das Heidenthum betrachtet haben, worauf wir in dieser Stunde uns beschränken. Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen alle die verschiedenen Gestaltungen des Heidenthums vorführe, wie sie bei den Einen, als Fetischismus, als Thier- und Gestirndienst, bei den Andern als die Religion des Feuers und des Lichtes und wieder bei Andern auf veredelter Stufe als Vergötterung des Menschen und der menschlichen Ideale sich darstellen. Eine solche vergleichende Religionsgeschichte würde eine eigene Behandlung erfordern, die außerhalb des Bereichs unserer engern Aufgabe liegt. Für uns mag es genügen einstweilen nur die Gestaltung des Heidenthums in's Auge zu fassen, mit welcher das neu auftretende Christenthum zunächst in Berührung kam und die zu überwinden seine nächste Aufgabe war. Merken wir wohl, es ist nicht jenes Heidenthum der vorderasiatischen Culte, das in den Büchern des alten Testamentes uns entgegentritt und wogegen die Propheten eifern, nicht der Baals- oder Molochsdienst oder Aehnliches; noch weniger dürfen wir es ein Heidenthum denken, wie es etwa der christliche Missionar unserer Zeit vorfindet, wenn er zu den sogenannten wilden Völkern die Botschaft des Evangeliums bringt. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Aufgabe der ersten Glaubensboten in dieser Hinsicht eine verschiedene war von der der spätern Zeit. Wenn es (mit wenigen Ausnahmen) in unserer Zeit gilt und schon von dem Mittelalter an großentheils gegolten hat, mit dem Christenthum und zum Theil durch dasselbe Cultur und Civilisation zu den in Geistesdumpfheit versunkenen Völkern zu bringen [1]), so sehen wir dagegen

[1]) Allerdings kommt das Christenthum auch in unserer Zeit zu Cultur-

das Christenthum bei seinem Eintritt in die Welt einer hohen und in mancher Hinsicht vollendeten Bildung entgegentreten. Gerade mit den gebildetsten Völkern des Alterthums, die wir selbst noch immer als Mustervölker unserer Jugend vor Augen stellen, an deren Sprachen noch bis auf den heutigen Tag der Sprachsinn, an deren vollendeten Kunstwerken der Kunstsinn, an deren großartigen Volks- und Rechtsverhältnissen der Sinn für öffentliches Leben, für Politik und Recht sich ausbildet und stetsfort sich ausbilden muß, wenn es nicht rückwärts gehen soll mit der menschlichen Bildung, gerade mit diesen Völkern der antiken Welt, die wir mit Recht als die klassischen Mustervölker in Beziehung auf reinmenschliche Verhältnisse betrachten, tritt das junge Christenthum in Kampf. Nicht etwa setzt es der Barbarei eine hohe, bisher nicht erreichte menschliche Bildung entgegen, sondern vielmehr tritt es mit dem Anspruch auf, daß die menschliche Weisheit seiner göttlichen Thorheit weiche, daß auch was edel, groß und schön ist in den Augen der Menschen, sich beuge vor der Knechtsgestalt, in der Gott die Menschheit sich zu offenbaren für gut fand. Aus einem verachteten Volke, meist aus den untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft gehen die Männer hervor, die der gebildeten und übergebildeten alten Welt den Untergang verkündigen, damit eine neue Ordnung der Dinge, das Reich Gottes auf Erden überhandnehme. Gerade das aber giebt diesem Kampfe um das Alte und Neue eine so hohe Bedeutung, macht aber auch die richtige Beurtheilung desselben doppelt schwierig. Hätte es sich bei diesem Kampfe lediglich darum gehandelt, einem rohen Götzendienste die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, einem barbarischen Volksleben eine schönere, mildere Sitte entgegen zu setzen, wäre mit einem Wort der Gegensatz zwischen dem Heidnischen und Christlichen ein schon fertiger, jedem Vernünftigen in die Augen fallender gewesen, so würde darüber nach 1800 Jahren wenig mehr zu sagen sein; das Urtheil der Geschichte wäre ein höchst einfaches und auf immer festgestelltes. Aber so ist es nicht. Bis auf den heutigen Tag ist

völkern, wie zu den Indiern, Chinesen, zu gebildeten Mahomedanern und Juden; aber doch sind diese Völker nicht die Träger der Cultur, wie die Griechen und Römer es waren im Alterthum. Im Ganzen ist auch ihnen das Christenthum in Absicht auf Cultur überlegen.

der Gegensatz zwischen antiker und christlicher Weltanschauung, das Verhältniß, in welcher sich die klassische Bildung zur christlichen zu setzen hat, als noch nicht vollkommen erledigt anzusehen, und noch ist es eine der ernstesten und schwierigsten Aufgaben der Wissenschaft, sich darüber gehörig in's Klare zu setzen. Darum ist es auch ungemein schwierig, eine allseitig gerechte Beurtheilung, ja nur eine vollkommen getreue Darstellung des antiken Heidenthums zu geben [2]). Wie leicht begegnet es da den Einen, daß sie, hingerissen von der Bewunderung der Antike, jeden Vorwurf als engherzig zurückweisen, der vom christlichen Standpunkt aus gegen die alte Welt, ihren Staat, ihre Sitten und ihre Religion erhoben wird; wie leicht aber auch geschieht es nun, daß die Andern, bloß an die Mißgestalt und das Zerrbild sich haltend, die tiefern religiösen Grundzüge, die verborgenen Keime des Göttlichen verkennen, die im klassischen Heidenthum liegen und daß sie so in ihrem vermeinten christlichen Eifer auch das mit verdammen, was seine unverkennbare geschichtliche Berechtigung hat. Um nicht in den einen oder andern Fehler zu verfallen, wird es nöthig sein bei der Betrachtung der alten Religionen selbst wieder zu unterscheiden das Ursprüngliche und das Entartete, die tiefere religiöse Idee, die, wenn auch noch in unklarer Symbolik verhüllt, den antiken Cultus zum Grunde lag, und die mißverständliche Auffassung derselben, die sie in das Gemeine, in das Lächerliche, ja in das Unheilige und Unsittliche herabzog. — Wie ganz anders wird doch jetzt, gerade vom Standpunkte einer ächt christlichen Wissenschaft aus, die Mythologie der Griechen und Römer behandelt, als etwa noch vor 50 Jahren! Man hat sich überzeugt, daß damit dem Christenthum keine Ehre zuwächst, wenn man die alten Religionen, die es gestürzt, auf die gleiche Linie setzt mit dem Heidenthum der rohesten Fetischdiener. Aber eben so fest wird auch bei weiterm Studium

---

[2]) Außer der bekannten Abhandlung von Tholuck: „Das Wesen und die sittlichen Einflüsse des Heidenthums, besonders unter Griechen und Römern, von dem Standpunkte des Christenthums aus betrachtet" (Neander Denkw. I.), verweisen wir auf Lutterbeck: Die neutestamentlichen Lehrbegriffe oder Untersuchungen über das Zeitalter der Religionswende, die Vorstufen des Christenthums und die erste Gestaltung desselben. Erster Band: die vorchristliche Entwicklung. Mainz 1852.

die Ueberzeugung ſich bilden, daß bei allem Edeln und Schönen der alten Welt, doch eben das religiöſe Leben ein mit Irrthum unnachtetes Traumleben war, nicht im Stande, dem Volke die ewigen ſittlichen Grundlagen zu geben und auf die Dauer zu ſichern, deren die Menſchheit bedarf, wenn ſie ihre höchſte und edelſte Beſtimmung erreichen ſoll. Und ſo verſchieden auch die Geſtaltungen des Heidenthums ſein mögen, ſo weit ſich der helleniſche Polytheismus mit ſeinen vollendeten Kunſtidealen von dem rohen Fetiſchismus unterſcheidet, ein Zug geht durch dasſelbe hindurch, der ſich überall wiederfindet, der Zug der unbefriedigten Sehnſucht, des unverſöhnten Zwieſpaltes, der Gottverlaſſenheit bei allem Gottesdienſte, bei aller Gottesfurcht, bei allen Anſtrengungen, der Gottheit ſich geneigt zu machen. Auch da, wo das religiöſe Leben in rührenden Zügen hervortritt, erſcheint es eben doch gebunden, verſenkt in die Natur und heimgegeben ihren dunkeln Mächten und der Macht eines unbeugſamen Schickſals. Es fehlt dem Heidenthum das ſichere und freie Bewußtſein um einen Gott und Vater im Himmel, der als der alleinige Schöpfer der Welt, unabhängig von ihr, über ihr waltet als der Allheilige, Allweiſe und Allgütige; es fehlt die durchgeführte ſittliche Beziehung des Menſchen zu dieſem Gott und Vater; es fehlt die tiefere Einſicht in das Weſen der Sünde und mithin auch der Sündenvergebung. Die Idee der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, wenn ſie auch in einzelnen Momenten ergreifend hervortritt, kommt nie zu ihrem vollen Rechte, indem das Böſe auch innerhalb der Gottheit ſeinen Sitz hat. Die Einheit Gottes fällt entweder auseinander in eine Vielheit der Götter oder ſie fällt zuſammen mit der Welt; hier Pantheismus, dort Polytheismus, und im Gefolge beider eine Unklarheit des Bewußtſeins über die Stellung des Menſchen zur Natur und ihren Gewalten. Daher die unheimlichen Geſtalten des Zauberweſens und Wahrſagerthums. Die griechiſche Mythologie hat freilich das voraus vor den orientaliſchen Naturculten, daß ſie die Gottheit nicht unter unförmlichen, ſcheußlichen Thiergeſtalten, ſondern unter den edelſten menſchlichen Geſtalten verehrt; allein gerade das Aeſthetiſche an ihr, das Sinnengefällige, das Harmoniſche in der äußern Form, führte auch wieder ab von dem eigentlich Religiöſen; es galt am Ende mehr, die Gottheit

durch die Kunst zu verherrlichen, als durch heilige Gesinnung. Nicht zufällig ist es, wie selbst in der Sprache das Schöne und das Gute dem Griechen in Eins zusammenfließen, und häufig muß das Erstere den Mangel des Letztern, die vollendete edle Form den nichtswürdigen Inhalt verdecken. Das Schwärmen in Idealen bei Vernachläßigung der alltäglichen Lebenspflichten ist ja wohl auch ein Götzendienst, der bis in unsere Zeit fortwuchert; seine Wurzel liegt in der griechischen Welt und ihrer Religion. Einen tiefern sittlichen Ernst, als bei der griechischen Mythologie, mag man in dem durch Religion geheiligten Volksleben der Römer finden; aber wie bei den Griechen die Religion in der Kunst und ihren Idealen, so ging sie bei den Römern im Staate und dem Staatszweck auf. Nur im engsten Zusammenhang mit der Geschichte und den Schicksalen des römischen Staates hat die römische Mythologie und Symbolik ihre große und ewige Bedeutung. Das individuelle Leben aber, das Heil der einzelnen Seele, in ihrer Stellung zu Gott, kommt dabei offenbar zu kurz, und auch diese Vergötterung des Staates und seiner Zwecke hat bis in die neuere Zeit hinein ihre Anhänger auch mitten im Christenthum gefunden. Uebrigens mag sich über die eigentliche Bedeutung der griechischen, wie der römischen Mythologie das Urtheil so oder so feststellen, das ist gewiß, daß zur Zeit, als das Christenthum in die Welt trat, diese Religionen sich bereits überlebt hatten, und daß auch das Gute und Löbliche, das wir an ihnen nicht verkennen wollen, nicht mehr im Stande war, die Oberhand über das Schlechte und Verderbliche, das in ihnen lag, zu gewinnen.

Zweite Vorleſung.

Das Heidenthum. (Fortſ.) — Die heidniſche Philoſophie. — Epicuräismus. — Stoicismus. — Eklekticismus. — Cicero. — Seneca. — Plutarch. — Das ſittliche Leben. — Das Judenthum. — Phariſäer. — Sadducäer. — Eſſäer. — Sittlicher Zuſtand zur Zeit Chriſti. — Die Samariter. — Die Juden in der Zerſtreuung. — Alexandriniſche Weisheit. — Septuaginta. — Verbindung mit dem Mutterlande.

Wir haben zum Schluß der vorigen Stunde einen allgemeinen Blick auf das Heidenthum der alten Welt geworfen. Ueber deſſen Urſprung und Bedeutung läßt ſich Vieles ſagen, Vieles vermuthen, und über Vieles läßt ſich ſtreiten. Es kann aber, wie ich ſchon das letztemal andeutete, meine Abſicht nicht ſein, in dieſe Unterſuchungen Sie hineinzuführen, und ebenſowenig werden Sie erwarten, daß ich Ihnen die Mythologie der Völker, mit denen das Chriſtenthum zunächſt in Berührung kam, die Mythologie der Griechen und Römer auseinander ſetze. Ihren Grundzügen nach iſt Ihnen dieſe alte Mythologie bekannt. Sie haben Alle gehört von den Göttern des Olymps, von den verſchiedenen Gebieten der Natur und der menſchlichen Berufs- und Geſchäftsthätigkeit, auf die ſich ihre Herrſchaft erſtreckte. Auch ihre Geſchichte und die Geſchichte der Halbgötter und Heroen iſt Ihnen ſo weit bekannt, als nöthig iſt, um ſich ein Bild von dem religiöſen Vorſtellungskreiſe zu machen, in dem ſich die gebildete Phantaſie der Dichter und der Künſtler, wie die rohere des Volks bewegte. Daß nicht nur die Kräfte des Himmels und der Erde auf beſondere

Gottheiten zurückgeführt wurden, die alle wieder unter dem Vater der Götter ſtehen, wie dieſer ſelbſt dem Schickſal untergeordnet iſt; ſondern daß auch wieder die einzelnen Naturweſen, daß Bäume und Blumen und Flüſſe und Quellen von Gottheiten beſeelt, daß Handel und Schifffahrt und Ackerbau, daß die Künſte des Friedens, wie die wechſelnden Schickſale des Krieges von der Gunſt und Ungunſt der Götter abhingen, daß Armuth und Reichthum, Krankheit und Geſundheit ihre himmliſchen Vertreter, einzelne Länder und Städte wieder ihre Schutzgötter, einzelne Tempel ihre Orakel, einzelne Menſchen ihre Genien hatten, und daß endlich auch wieder in der ſchauerlichen Unterwelt, wohin die Schatten der Verſtorbenen gelangen, eine eigene Götterwelt ihre Herrſchaft entfaltete, daß aus ihr die Furien heraufſtiegen, den Frevler zu verfolgen, daß endlich auch die Schatten der Verſtorbenen ſelbſt wieder bald als fromme Manen, bald als Schreckgeiſter (Lemuren) auf der Erde herumirrten und durch Opfer verſöhnt werden mußten — das alles brauche ich nicht darzuſtellen. Noch weniger kann es meine Aufgabe ſein, zu beſtimmen, was in dieſen Vorſtellungen den Griechen, was den Römern eigenthümlich geweſen und wie ſich die beiden Mythologien, die mehr und mehr ineinander floſſen, urſprünglich zu einander verhielten. Unſere Frage iſt vielmehr einfach die, wie weit der polytheiſtiſche Glaube, der auf einer gewiſſen Stufe der Bildung, ſowohl bei den Griechen als bei den Römern, Leben und Bedeutung gehabt hatte, noch Geltung hatte zur Zeit, da das Chriſtenthum in die Welt trat. Aeußere Geltung im Staate hatte er allerdings noch, und zwar im vollſten Maaße, und auch im Innern der Menſchen wurzelte er theilweiſe gewiß tiefer, als mancher ſchon damals es ſich geſtehen wollte. Aber ſo viel iſt gewiß: unbefangen, unbeirrt und unbeſtritten war dieſer Glaube längſt nicht mehr, und längſt hatte er aufgehört, ein allgemeiner und für Alle derſelbe zu ſein. Ein feinerer Atheismus hatte ſich ſchon längere Zeit vorbereitet, und immer mehr ſuchten die Denkenden und Gebildeten im Volke ihre eigenen Wege. Die Leichtfertigen ſpotteten der Götter, die Ernſtern forſchten nach dem tiefern Kern, der in der Schale der Volksreligion verborgen lag, und auf verſchiedenen Wegen erklärte man ſich die Entſtehung der letztern. Während die Einen in den Göttern bloße

Naturſymbole, dichteriſche Perſonificationen der Naturkräfte und ihrer verſchiedenen Erſcheinungen, aſtronomiſch-phyſikaliſche Beziehungen erblickten, lehrten Andere, die Götter ſeien ſterbliche Menſchen geweſen, die ſpäter vom Aberglauben der Menge ſeien vergöttert worden.[1]) Wie viel Recht die eine oder andere Erklärungsweiſe habe, wollen wir hier nicht entſcheiden, da bekanntlich die heutige Wiſſenſchaft hierüber ihr Urtheil noch nicht abgeſchloſſen hat. Es iſt wohl möglich, daß auf beiden Wegen, ſowohl auf dem phyſikaliſch-ſymboliſchen, als auf dem hiſtoriſch-poetiſchen die Mythologie entſtanden iſt. So viel aber iſt gewiß, ſie war zur Auflöſung reif geworden; und würde in ſich zerfallen ſein, wenn auch das Chriſtenthum ſie nicht geſtürzt hätte. Aber freilich ſaßen einſtweilen die Wurzeln des abgeſtandenen Baumes noch viel zu tief, als daß man gewagt hätte, ihn mit einem Streich zu fällen. Die Klugheit wehrte, den Atheismus offen zu predigen, und beſonders da, wo das Staatsleben mit religiöſen Formen umgeben und geſchützt war, da hielten ſich auch die Hochgeſtellten und Gebildeten ſtrenge an ſie, gewiß nicht nur aus Menſchenfurcht, ſondern auch aus einer begreiflichen und ſogar ehrenwerthen Scheu, an dem zu rütteln, worauf das gemeine Weſen ſeit Jahrhunderten erbaut war. Darum unterſchieden die Römer zu Ciceros Zeit zwiſchen einer bürgerlichen und einer philoſophiſchen Religion. Die erſtere war die, die man um des Volkes und des öffentlichen Beiſpiels willen mit aller Devotion beobachtete, die letztere, die man im Stillen pflegte und über die man nur mit Gleichgeſtellten und Gleichgeſinnten ſich unterhielt. Wir müſſen daher, wenn wir die religiöſe Stimmung der Zeit allſeitig wollen kennen lernen, auch einen Blick werfen auf die alte Philoſophie, ſo weit ſie bei den Gebildeten die Religion erſetzen ſollte. Bekanntlich war es Sokrates (469—399 v. Chr.), der zuerſt die Philoſophie der Griechen, die ſich früherhin mehr der Naturſeite zugewendet hatte, auf den Menſchen lenkte und auf das, was ewig in des Menſchen Bruſt lebt und ihn als freies und ſittliches Weſen von der Natur unterſcheidet. Das iſt es, was die Erſcheinung dieſes Weiſen be-

[1]) Dieſe Meinung wurde beſonders verbreitet durch Euhemerus aus Meſſena (im vierten Jahrhundert vor Chriſto), daher ſie die euhemeriſtiſche heißt.

sonders auszeichnet und was ihn auch in den Augen der Christen so hoch stellt, daß er die Selbstkenntniß obenan stellend in Weisheit und Gottesfurcht einherwandelte, daß er auch das Volk zu bilden und über seine sittlichen Verhältnisse aufzuklären suchte, und für seine Ueberzeugung heiter in den Tod ging. Man hat ihn den Johannes den Täufer genannt für die Griechenwelt; ja manche haben ihn sogar mit Jesu selbst in Parallele gestellt. — Sein großer Schüler Plato trat in seine Fußstapfen, faßte indessen mehr die speculative Seite der Philosophie seines Meisters auf und in dem Maaß, als er sie für das Denken vertiefte, in eben dem Maaß entzog er sie wieder dem Verständniß des Volkes; bekannt ist sein Ausspruch, es sei schwierig, das höchste Wesen zu finden, unmöglich es der Menge bekannt zu machen. Gleichwohl findet der Denker bei Plato viele Samenkörner der Wahrheit, die dann später auf dem christlich bereiteten Boden aufgingen und Frucht brachten. In das System des scharfsinnigen, verstandesnüchternen Aristoteles und in die Lehre der übrigen Philosophen einzudringen, wie sie sich in die verschiedenen Schulen verzweigt, ist unser Ortes nicht. Nur so viel haben wir uns zu merken, daß bei der fortgeschrittenen Bildung das Ungenügende der Volksreligion auch von denen empfunden wurde, die nicht eigentlich von der Philosophie Beruf machten und daß sich so aus der strengern Schulphilosophie heraus nach und nach eine Philosophie des Lebens bildete, die ein Surrogat für die Religion werden mußte. Es finden wir namentlich zwei philosophische Systeme der alten Welt ihren Einfluß auf die sittliche Gesinnung der Gebildeten üben, den Epicuräismus und den Stoicismus. Nicht was Epikur selbst (drei Jahrhunderte v. Chr.) über die Natur der Götter lehrte, kommt hier in Betracht, sondern die Art, wie seine Lehre späterhin von seinen Anhängern gefaßt und ausgebeutet wurde. In diesem Sinn bezeichnet uns der Epicuräismus jene Denkweise, die sich die Götter am liebsten vorstellt in behaglicher Ruhe hoch über der Menschen Wesen und Treiben erhaben, weder von ihrer Lust, noch von ihrem Schmerz berührt, die sich daher auch gleichgültig verhalten in Absicht auf das Sittliche, und weit entfernt sind, durch das Betragen der Menschen im Genuß ihrer Seligkeit sich stören zu lassen. Dieser religiösen Vorstellung, der alle Idee der Hei-

ligkeit Gottes abgeht, entſprach denn auch die praktiſche Lebensweisheit des Epicuräismus, die darin beſtand, das Leben in rechter Weiſe zu genießen und ſich dieſen Genuß durch keine Unruhe des Gemüthes ſtören zu laſſen. In ſeiner Entartung iſt der Epicuräismus die Philoſophie des Egoismus und der Genußſucht, eine Philoſophie, die bis in die neueſte Zeit hinein ihre Jünger gefunden hat. — Weit ernſter und in ſittlicher Beziehung dem Chriſtlichen näher ſtehend erſcheint uns der Stoicismus, als deſſen Stifter uns Zeno (340—260 v. Chr.) bezeichnet wird, und dem viele der Edelſten unter den Alten ergeben waren. Nicht die Luſt und das wechſelnde Spiel des Zufalls, ſondern die allem Daſein zu Grunde liegende, nach ewigen Geſetzen waltende Kraft war das oberſte Princip dieſer Philoſophie, die nach ihrer theoretiſchen Seite als Pantheismus ſich ausprägte. Wie aber im Gebiete der Phyſik die Kraft es iſt, die alles hält und trägt, ſo iſt es auf dem ſittlichen Gebiete die Tugend, die allein dem Menſchenleben Werth und Bedeutung giebt. Nicht die Welt zu genießen, ſondern durch Selbſtbeherrſchung über ſie zu herrſchen und mit kalter Reſignation in das Unabänderliche ſich zu ergeben, zufrieden mit dem Bewußtſein, vernunft- und pflichtgemäß gehandelt zu haben, das iſt ſtoiſche Weisheit. Aber wenn auch dieſe ſtoiſche Reſignation an die chriſtliche Entſagung und Ergebung erinnern mag, wenn ſie mit ihr das edle Streben theilt, dem Geiſt über das Fleiſch den Sieg zu verſchaffen, wenn ſie die Tugend nach ihrem innern Werthe und nicht nach ihrem äußern Erfolge ſchätzt, wie ganz verſchieden ſind doch wieder beide von einander in ihrer Erſcheinung! Was dem Chriſten Ergebung iſt in einen väterlichen Willen, der in Allem unſer Beſtes beabſichtigt, das iſt dem Stoiker Unterwerfung unter die eiſerne Nothwendigkeit des Schickſals, und was der Chriſt als Gnadengeſchenk aus der Hand ſeines Gottes nimmt, das rechnet ſich der Stoiker zum ſittlichen Verdienſt an. Ja, darin begegnen ſich der Epicuräismus und der Stoicismus, daß beide eine unüberwindliche Kluft ſetzen zwiſchen der Gottheit und der Menſchheit; beiden fehlt der Glaube an ein die Menſchen liebendes Vaterherz. Sind die epicuräiſchen Götter zu weich und zu üppig, um an den menſchlichen Leiden theilzunehmen, ſo iſt das ſtoiſche Fatum zu ſtarr und zu hart, um ſich der Leidenden zu erbarmen,

und haben wir den Epicuräismus als den Egoismus der Sinnlichkeit und der Genußſucht bezeichnet, ſo erſcheint uns der Stoicismus als der Egoismus einer in ihren Tugendſtolz ſich einhüllenden Selbſtgerechtigkeit. — Zwiſchen Epicuräismus und Stoicismus und neben ihnen ſchwankten wieder Andere umher. Die Pilatus-Frage: was iſt Wahrheit? was kann der Menſch überhaupt Sicheres erkennen über Gott und göttliche Dinge, hat zu allen Zeiten den denkenden Geiſt beunruhigt, und wenn auch eine Zeitlang das eine oder andere philoſophiſche Syſtem in ſtolzer Zuverſicht ſich rühmte, das Räthſel der Welt gelöst zu haben, ſo trat dieſem zuverſichtlichen Dogmatismus eben ſo bald wieder der Skepticismus entgegen. So fehlte es denn auch gerade in der Zeit, von der wir reden, nicht an verneinenden, an zerſetzenden Geiſtern, die alles, was der Menſch zu wiſſen glaubt, in Zweifel zogen und die an die Stelle einer ausgemachten Wahrheit die *bloße* Wahrſcheinlichkeit als das Höchſte ſetzten, wozu es der Menſch zu bringen vermöge. Mit dieſem Wahrſcheinlichkeitsglauben (Probabilismus) verband ſich dann bei denen, die doch nicht alles Philoſophiren aufgeben wollten, der ſogenannte Eklekticismus, d. h. ſie wählten, ohne ſich an ein beſtimmtes Syſtem anzuſchließen, das ihnen Zuſagende aus den verſchiedenen Syſtemen heraus und begnügten ſich mit geiſtreichen Aphorismen, indem ſie auf eine in ſich abgeſchloſſene Erkenntniß verzichteten; namentlich griffen dann die Beſſern unter ihnen das aus der Philoſophie heraus, was auf die ſittliche Natur des Menſchen veredelnd wirkt, ſie bearbeiteten die Moral.

Als einer der würdigſten Vertreter dieſer Richtung erſcheint uns Cicero, der in ſeinen philoſophiſchen Schriften über die Pflichten des Menſchen viel Schönes und Treffendes geſagt, und den Glauben an Gott und Unſterblichkeit zum höchſten Grad der Wahrſcheinlichkeit zu bringen ſich bemüht, aber eben doch es nicht zur Evidenz einer glaubensfeſten Geſinnung gebracht hat. — Es iſt indeſſen merkwürdig, wie die heidniſche Welt auch in ihrer philoſophiſchen Entwicklung dem Licht des Chriſtenthums unvermerkt entgegen geführt wurde. Gehen wir um einige Menſchenalter über Cicero hinaus, ſo finden wir, daß zu einer Zeit, als ſchon Chriſtus aufgetreten, aber ſeine Lehre nur noch den Erſtlingen aus den Heiden bekannt war, gleichwohl ſich bei den Edlern und Beſſern

unter ihnen eine Stimmung vorbereitete, die der christlichen schon um vieles näher kommt, als die frühere, antik-heidnische Stimmung. Es ist hier besonders an zwei Männer zu erinnern, von denen der eine der römischen, der andere der griechischen Welt angehört, an Seneca und Plutarch. — Seneca, der berühmte Lehrer Nero's war ein Zeitgenosse unsers Herrn. Daß er mit dem Apostel Paulus in Briefwechsel gestanden habe, ist eine Fabel, aber eine Fabel, deren Entstehung sich eben daraus erklären mag, daß man sich die christlichen Anklänge in seinen Schriften nicht anders als auf diesem Wege zu erklären wußte. Seneca schloß sich wesentlich an die stoische Philosophie an, und auch er hat die Härten nicht überwunden, die dem Stoicismus eigen sind. Wir würden daher viel zu weit gehen, wollten wir sagen, seine religiösen Ueberzeugungen seien mit den christlichen eins gewesen; aber gewiß ist, daß Seneca über die Härte des Stoicismus hinausstrebte, daß er eine Ahnung hat von einem gnädigen Gott, der die Menschen durch Leiden erzieht, daß er um eine selige Gemeinschaft Gottes oder wie er es noch polytheistisch ausdrückt, um eine Freundschaft der Götter mit den Menschen weiß, die ihm höher steht, als alles, was die Welt Glück nennt. Es ist zwar der sittliche Charakter des Mannes von Neuern in Zweifel gezogen worden; sein Geiz, den man ihm vorwirft, soll sich schlecht vertragen haben mit seinen schönen Reden von der Verachtung der Welt. Es wäre dieß nur ein Beweis mehr, daß von dem Wissen des Guten zur Ausübung desselben noch ein großer Schritt ist und daß auch die edelste Philosophie den Menschen nicht zu erlösen, nicht zu heiligen und zu erneuern vermag, wenn nicht jene innere Umwandlung stattfindet, die eben das Christenthum als Wiedergeburt bezeichnet. Immerhin legt seine Philosophie ein Zeugniß dafür ab, daß, wenigstens nach der Seite der Erkenntniß hin, die Zeit dem Christenthum entgegen reifte. — Eine der edelsten Gestalten des Alterthums ist die des Plutarch aus Chäronea in Böotien. Er lebte ungefähr ein halbes Jahrhundert nach Seneca und hielt sich längere Zeit unter Trajan in Rom auf. Das Christenthum war damals den Römern nur als eine verachtete jüdische Sekte bekannt, und schwerlich ist Plutarch äußerlich damit in Berührung gekommen. Aber an innern Berührungspunkten fehlt es nicht. Dem Aberglauben wie dem

Unglauben seiner Zeit stellte Plutarch ein Gottesbewußtsein entgegen, das den Menschen aufrecht erhält in allen Wechselfällen des Glückes und das ihn auch milde, edel und versöhnlich stimmt gegen seine Mitgeschöpfe. Ihm sind die allmächtigen und allwissenden Götter seine Freunde; er weiß, daß sie treu für ihn sorgen, daß er sich vor ihnen nicht verbergen kann weder bei Tag, noch bei Nacht, daß sie ihn begleiten, wohin er geht, daß sie seine Gedanken erforschen und daß sie ihm in Ahnungen und Träumen ihre Gedanken kund thun. Der Tod ist ihm nicht Vernichtung, sondern Verwandlung; ja, einen Anklang an Paulus mögen wir in den Worten finden, wenn er sagt: „die Kämpfer erhalten den Kranz nicht, so lange sie kämpfen, sondern nachdem sie ausgekämpft und gesiegt haben." „Ich halte, sagt er ferner, den Tod für ein so großes und wahrhaft vollkommenes Gut, daß ich glaube, dort erst wird die Seele wahrhaft leben und wach sein, jetzt aber ist sie einer träumenden zu vergleichen."

Können wir solche Aussprüche der Heiden vernehmen, ohne an die Worte erinnert zu werden, daß Gott sich keinem Volke unbezeugt gelassen, und daß der Vater die Menschen zum Sohne hinzieht, indem er sie zum Glauben bereitet? Indessen dürfen wir aus solchen einzelnen Erscheinungen nicht zu viel schließen. Ausnahmen dürfen nicht an die Stelle der Regel treten, und wenn wir daher eine Anschauung von dem Heidenthum gewinnen wollen, wie das Christenthum bei seinem Eintritt in die Welt es vorfand, so müssen wir die Massen betrachten und vor allen Dingen fragen, wie sich die Religion im Leben und zwar im Leben des Volkes bewährt habe. Dieß führt uns auf die sittlichen Zustände des Heidenthums.

Daß den Religionen des Alterthums alle sittliche Triebkraft gefehlt, wer möchte dieß behaupten? Zeigt uns doch die Geschichte des alten Roms, wie der Glaube an das Walten der Götter auch jene Römertugenden erzeugte, die doch wohl mehr waren, als glänzende Laster, wie die Scheu vor den Rächern des Bösen vor Frevel schützte, wie das Verlangen sich der Gottheit beliebt zu machen, zu großartigen Opfern begeisterte, die manchen Christen beschämen. Aber diese Triebkraft hatte sich nach und nach erschöpft und aus dem Munde der römischen, wie der griechischen Schriftsteller selbst vernehmen wir die bittersten

Klagen über den allgemeinen Verfall der Religion und der Sitten. Und wenn wir einmal den heidnischen Cultus genauer darauf ansehen, wer kann leugnen, daß in ihm neben den sittlichen Antrieben doch auch eine Menge unsittlicher Elemente lagen, ja, daß geradezu mit der Ausübung gewisser Culte auch die Ausübung der schnödesten Laster und die Entfesslung der Leidenschaft, die wildeste Ausgelassenheit auf's Innigste verbunden war. Bot doch eben die Geschichte der Götter, wie sie wenigstens vom gemeinen Volksverstande aufgefaßt wurde, nicht nur jeder menschlichen Schwachheit, sondern auch jedem Verbrechen eine willkommene Entschuldigung dar. Nicht die Wollust allein in ihren gräulichsten Verirrungen und Mißgestalten, auch blutdürstige Grausamkeit hatte an dem heidnischen Gottesdienst eine Stütze. War auch bei den gebildeten Nationen des Alterthums die Zeit der Menschenopfer längst vorüber, so finden sich gleichwohl noch Reste derselben in der römischen Sitte. So berichtet uns ein Kirchenvater, daß jährlich dem Jupiter Latiaris ein Mensch sei geopfert worden. Es ist dieß dahin zu verstehen, daß an dem Feste dieses Gottes öffentliche Fechterspiele gefeiert wurden, wobei ein Mensch um's Leben kam, dessen Blut als Sühne für die Gottheit betrachtet und als Libation dargebracht wurde. Und auch sonst noch fanden eigentliche Menschenopfer, wenigstens außerordentlicher Weise, statt. So ließ Octavius (Augustus) nach der Einnahme von Perusia dreihundert von denen, die sich ihm ergeben hatten, dem Divus Julius hinschlachten. Ueberhaupt aber deuten die Thierkämpfe, die Fechterspiele, nach denen das römische Volk so gierig war, wie nach dem täglichen Brote, auf einen Zustand der öffentlichen Sitte, den wir kaum mit der Bildung reimen können, der sich dasselbe Volk rühmte. Was sollen wir zu der Sklaverei sagen, die selbst von edlern Heiden, wie von Cato, als etwas ganz Natürliches, sich von selbst Verstehendes betrachtet wurde? Wie wenig war im Ganzen die Ehe geheiligt? In den guten Zeiten bei den Römern war sie es allerdings; weit lockerer waren hierin die Sitten der Griechen, die aber später auch von den Römern nachgeahmt wurden. Wie tief stand das Weib in seiner Würde unter dem Manne! Einzelne edle Römerinnen, wie Cornelia, die Mutter der Gracchen, machen auch hier eine Ausnahme. Die Erziehung, großentheils den Sklaven

überlaſſen, wie ſehr wurde ſie im Allgemeinen vernachläßigt! wie einſeitig, meiſt nur auf die Zwecke des Staates, auf den Krieg berechnet, war ſie auch in ihrer beſſern Geſtalt! Was aber namentlich der alten Welt eigenthümlich iſt, das iſt die Abgeſchloſſenheit im Volksleben. Mit welcher Verachtung redete der Grieche von dem Barbaren! Feind und Fremdling wurden von dem Römer mit demſelben Worte (hostis) bezeichnet. Die allgemeine Menſchenliebe, wonach Jeder in dem Andern ein Weſen ſeiner Art erkennt, gleichviel unter welchem Himmelsſtrich er geboren, welcher Klaſſe von Menſchen er in der Geſellſchaft zugetheilt ſei, war der alten Welt fremd, und auch hier erhoben ſich nur Einzelne, wie ein Plutarch zu der Ahnung desſelben. Man wird uns freilich entgegen halten; auch bei den Chriſten fänden ſich dieſelben Laſter, dieſelben Gebrechen, die wir an den Heiden tadeln, und derſelbe Mangel an Liebe, die gleiche Selbſtſucht trete uns in der chriſtlichen Welt entgegen, wie in der heidniſchen. Das iſt leider nur zu wahr. Aber wir dürfen nicht vergeſſen, was die Chriſten hierin ſündigen, das thun ſie gegen ihre Religion, das ſteht im ſchreienden Widerſpruch mit den Grundſätzen, zu denen ſie ſich bekennen; während im Gegentheil die heidniſchen Laſter großentheils ihre Rechtfertigung finden in der heidniſchen Religion ſelbſt und ihre ſchönſten Tugenden eine Frucht ſind, die nicht auf dieſem Stamme gewachſen iſt. Der laſterhafte Chriſt bleibt hinter ſeiner Religion zurück, der tugendhafte Heide geht über ſie hinaus; der Eine iſt ſchlechter, der Andere beſſer als ſeine Religion. Doch, wie man auch weiter noch über das Weſen und die ſittlichen Einflüſſe des Heidenthums im Allgemeinen urtheilen möge, das iſt gewiß, daß eben zu der Zeit, da Chriſtus als das Heil der Welt erſchien, das ſittliche Verderben den höchſten Gipfel erreicht hatte, wie es Paulus im erſten Brief an die Römer als die Frucht des Heidenthums ſchildert, und vor allem floß dieſes Verderben in der Hauptſtadt der Welt zuſammen. Das alte Rom, einſt eine „Herberge aller Tugenden", nach dem Ausdruck eines ſpätern Geſchichtſchreibers, wie war es jetzt eine Herberge aller Laſter geworden! Ein Zeuge dafür iſt Livius, der ſeine Geſchichtsbücher mit dem Bekenntniß beginnt, daß die Zeiten, in denen er ſchrieb, weder die Menge der Laſter noch die Heilmittel dagegen zu ertragen im

Stande ſeien. Eben ſo ergießen ſich die Dichter, vor allem der ſtrenge Juvenal in Klagen und Satyren über die Verdorbenheit ihrer Zeit. Seneca ſagt[2]): alles iſt voll von Verbrechen und Laſtern; es wird mehr begangen, als was durch Gewalt geheilt werden könnte. Ein ungeheurer Streit der Verworfenheit wird geſtritten. Mit jedem Tage wächst die Luſt zur Sünde, mit jedem Tage ſinkt die Scham. Verwerfend die Achtung vor allem Beſſern und Heiligen, ſtützt ſich die Luſt, wohin es ſei. Das Laſter verbirgt ſich nicht mehr. So öffentlich iſt die Verworfenheit geworden und in allen Gemüthern iſt ſie ſo ſehr aufgelockert, daß die Unſchuld nicht mehr ſelten, ſondern keine iſt. Darum wendet Seneca die Schilderung des eiſernen Zeitalters, wie ſie Ovid uns giebt, auf die Zeit an, die er erlebte. Das die Stimme der edlern Zeitgenoſſen ſelbſt. Uebrigens fehlte es der alten Welt nicht an Ahnungen einer bevorſtehenden gewaltſamen Umgeſtaltung aller ſittlichen Verhältniſſe. Wir wollen uns nicht auf die ſibylliniſchen Orakel berufen, von denen ſpäter die Rede ſein wird; aber hofften nicht auch, mit Hinweiſung auf die Sibyllen, die Dichter des Auguſteiſchen Zeitalters, hoffte nicht ein Virgil[3]) — oder wenn Hoffen zu viel iſt, — verſetzte er ſich nicht wenigſtens mit ſeiner dichtenden Phantaſie in eine Zukunft beſſerer Tage, da das eiſerne Zeitalter aufhören und das goldene zurückkehren werde, ein Zeitalter des Friedens, da die Natur ihre Gaben willig dem Menſchen in den Schooß ſchüttet, da das Rind mit dem Löwen weidet und das Gift der Schlange nicht mehr ſoll gefürchtet werden? — Und wenn er auch das glückſelige Kind, mit dem dieſes goldene Zeitalter beginnen ſoll, in ganz andern Umgebungen ſuchte, als in denen es geboren ward, ſo ging neben dieſer Dichtung eine Sage[4]), deren die Geſchichtſchreiber erwähnen, daß aus dem Orient, daß namentlich von Judäa aus die Welt werde erobert werden.

Nach dieſem jüdiſchen Lande und dem Volke der Juden richten wir jetzt unſere Blicke.

Das Heil, ſagt der Herr, kommt von den Juden, und

---

[2]) Sen. de ira II. 8.

[3]) in der vierten ſeiner Eclogen.

[4]) Tac. Hist. V, 13.

damit bezeichnet er sein Volk als das Volk des Heils. — Unsere moderne Bildung hat sich an diesem Gedanken vielfach gestoßen, und dieselben, welche das antike Heidenthum nicht genug erheben konnten seiner Humanität wegen, haben nicht unterlassen auf die niedrige Stellung hinzuweisen, welche das Judenthum, in Absicht auf äußere Macht sowohl, als in Absicht auf Wissenschaft und Kunst, den großen Völkern des Alterthums gegenüber einnimmt. Wie? hat man gefragt, soll gerade dieses Volk das auserwählte Volk Gottes sein? Man hat dabei vergessen, daß es nicht die menschlichen Vorzüge sind, um derentwillen Gott dieses Volk erwählte, sondern daß im Gegentheil der große Heilsplan an ihm sich verwirklichen sollte. „Die Geschichte Israels, sagt ein tiefsinniger deutscher Theologe[5]), ist eine fortgesetzte Gottesthätigkeit, eine Arbeit Gottes selbst am Volke. Die Natur des Volkes Israel ist nichts weniger als durch sich selbst liebenswürdig; sie theilt in vielfacher Weise das Rauhe, Grausame und Trotzige, was die übrigen cananitischen Völkerschaften charakterisirt. Aber es kam gerade darauf an, thatsächlich nachzuweisen, daß das Schöpfen und Graben aus der Tiefe des eignen Wesens nicht zur Lösung der Aufgabe des Menschengeschlechts, daß die natürliche Liebenswürdigkeit nicht zum Gefühl der vollen Harmonie führe. Darum mußte der Stoff, an welchen der göttliche Künstler seine Arbeit wandte, ein so roher und ungefüger sein, um klar zu zeigen, wie das Element, das in der Geschichte zu Tage trat, nicht aus dem geschichtlichen Zusammenhange des Menschengeschlechts entwickelt werden konnte, sondern daß es aus den Tiefen des schöpferischen Lebens selbst entspringen mußte."

Wenn wir früher den gemeinsamen Charakter des Heidenthums als den der Gottverlassenheit, des Suchens und Gehens eigener Wege bezeichnet haben, so besteht nun das Eigenthümliche des Volkes Israel eben darin, daß dieses Volkes Leben rein bedingt ist durch sein Verhältniß zu Gott. Es hat und kennt keine andere Nationalität, als die ihm sein Gott selbst giebt. Und dieser Gott des Volkes, er ist, das weiß jeder Israelite, das ist die Grundlage seines Glaubens, er ist zugleich der alleinige Gott, der

[5]) Ehrenfeuchter, Entwicklungsgeschichte der Menschheit S. 105.

Schöpfer Himmels und der Erde, und außer ihm sind keine Götter. Mag auch das Volk noch so oft von diesem einen lebendigen Gott abgewichen sein und sich den Götzen zugewendet haben, immer wird dieses als Sünde empfunden, als Sünde gerügt, als Sünde erkannt und gestraft. Die Idee der absoluten Heiligkeit, wie des ewigen Erbarmens Gottes, Ideen, die gerade den heidnischen Religionen fehlt, bilden die Grundidee des hebräischen Monotheismus. Israel ist das Volk des Gesetzes und das Volk der Verheißung zugleich: es hat Mosen und die Propheten. Seine Verfassung ist eine rein theokratische, wie bei keinem andern Volke. Gott ist der Herr und König des Volkes; sein Wille nicht nur das oberste, sondern das einzige Gesetz. Die Welt außer diesem Gottesstaate ist die Welt der Lüge, der Nichtigkeit, des Abfalles von Gott, dem Lebendigen. Vernichtung oder Unterwerfung unter den einen Gott ist das Loos der Weltvölker. In Abraham sollen sie gesegnet, unter Davids Zepter sollen sie vereinigt werden. Man hat dieß einen einseitigen, einen beschränkten Particularismus genannt, und es muß Jedem so vorkommen, der das weissagende Element verkennt, das eben in dieser Geschichte liegt, und den typischen, symbolischen Charakter, den diese Geschichte hat. Daß das Volk Israel eben nicht bloß der Gegenwart angehörte, daß es als ein „Volk der Zukunft" zu begreifen ist, das nicht nur einzelne und abgerissene Weissagungen in sich nährte, sondern in seiner ganzen Anlage und in seiner eigenthümlichen Entwicklung eine Weissagung ist, das haben tiefere Geschichtforscher längst erkannt und ausgesprochen, und selbst die, welche kein Bedenken tragen, an die Einzelheiten seiner Geschichte den Maßstab historischer Kritik zu legen und das Menschliche in ihr menschlich zu beurtheilen, haben gleichwohl diese höhere Mission des Volkes und seine prophetische, vorwärtsweisende Bedeutung in der Weltgeschichte nicht verkannt.

Die Geschichte des Volkes Israel von Abraham bis Moses, von da bis zu den Richtern und Königen, die Zeiten seiner Erhöhung, wie seiner Erniedrigung, seiner Wegführung in die Gefangenschaft und seiner Rückkehr in das Land der Väter sind Ihnen Allen in ihren Grundzügen bekannt, und unsere Aufgabe kann es nicht sein, sie hier weiter auszuführen. Indem wir uns begnügen, daran zu erinnern, fragen wir einzig: wie stand es mit diesem

Volke unmittelbar vor der Zeit und zu der Zeit, da Christus unter ihm auftrat? Hier müssen wir anknüpfen an die Leidensschule des Exils. Diese hatte in mancher Hinsicht erziehend und läuternd auf das Volk gewirkt. Einerseits hatte sich sein Blick erweitert; selbst der Kreis der religiösen Vorstellungen hatte an Ausdehnung gewonnen, anderseits aber war die Anhänglichkeit an die väterliche Religion durch das Wohnen im fremden Lande nicht geschwächt, sondern durch die herbe Entbehrung nur um so mehr gekräftigt worden. Mit heiligem Eifer ward nach der Rückkehr über der Reinheit des Gottesdienstes gewacht, und als unter der syrischen Herrschaft des Antiochus Epiphanes (176—164 v. Chr.) der Tempel entweiht und heidnisches Wesen mit Gewalt dem Volke aufgedrungen wurde, da erhoben sich die kühnen Söhne des Mattathias, die Maccabäer und es entwickelte sich ein Heldenmuth, der auch den Feinden Achtung abnöthigte. Das war aber auch das letzte Aufflackern theokratischer Begeisterung. Die rühmliche Anhänglichkeit an das Gesetz, das in den Schulen des Landes (Synagogen) gelesen und erklärt wurde, artete bald in einen kleinlichen Buchstabendienst und todtes Satzungswesen aus, das besonders an der Secte der Pharisäer seine Pfleger fand, während die beim Volke weniger beliebten Sadducäer einem vornehmen Unglauben huldigten. Man kann die Pharisäer in einer gewissen Hinsicht den Stoikern, die Sadducäer den Epikuräern vergleichen. Jene hielten strenge am Gesetz, nahmen aber auch die Lehren auf, die sich seit dem Exil weiter entwickelt hatten, wie namentlich die Engellehre und die Lehre von der Auferstehung. Die Sadducäer dagegen verwarfen und verspotteten diese Lehren, unter dem Vorwande, daß sie nicht ausdrücklich im Gesetz enthalten seien. Die Essäer an der Westküste des todten Meeres führten ein stilles, beschauliches Leben und griffen weniger in das Volksleben ein, weßhalb auch ihrer im neuen Testament nicht gedacht wird. Ein Zusammenhang Christi und seiner Jünger mit ihnen läßt sich nicht nachweisen.

Nicht ohne Bedeutung für das religiöse und sittliche Leben der Juden war der Verlust ihrer politischen Selbstständigkeit und ihre Abhängigkeit von Rom. Der Streit zwischen den beiden Brüdern Hyrkan II. und Aristobulus II. hatte, um 63 v. Chr., den römischen Feldherrn Pompejus als Schiedsrichter ins Land ge-

rufen. Man weiß, wohin zu allen Zeiten fremde Intervention geführt hat. Pompejus erstürmte Jerusalem und führte den Aristobulus nebst einer Anzahl gefangener Juden nach Rom. Nach längern Unruhen und Regierungswechseln, die hier nicht weiter auszuführen sind, ward das Haus der Maccabäer auf immer gestürzt, und es gelangte der idumäische Fürst Herodes auf den Thron von Jerusalem. Durch seine Grausamkeit, wie durch seine Anhänglichkeit an ausländische Gebräuche (er führte heidnische Feste und Spiele ein), machte er sich beim Volke verhaßt, während er dagegen sich dadurch wieder beliebt zu machen suchte, daß er den Tempel zu Jerusalem, den Serubabel nach der Rückkehr aus dem Exil wieder hatte aufbauen lassen, umbauen und aufs prächtigste herstellen ließ. In seinem Testamente theilte Herodes, den die Geschichte nur mit Unrecht den Großen nennt, das Land unter seine drei Söhne, Archelaus, Antipas und Philippus. Kaiser Augustus bestätigte erst diese Theilung, vereinigte aber, nachdem Archelaus war verwiesen worden, seinen Antheil Judäa mit Samaria und Idumäa zu einer römischen Provinz (Provinz Syria), welche von Rom aus durch Procuratoren (Statthalter, Landpfleger) verwaltet wurde. Der erste derselbe war Copponius; der aus der Leidensgeschichte des Herrn bekannte Pontius Pilatus bereits der fünfte. Noch behielt indessen das Hohepriesterthum mit seinem hohen Rathe (Synedrium, Sanhedrin) eine gewisse Gewalt in geistlichen Dingen, und eben dieses Zusammenwirken verschiedener Mächte eines Herodes (Antipas), Pilatus und des hohenpriesterlichen Rathes tritt uns recht auffällig bei der Verurtheilung Jesu vor Augen.

Welche sittliche Nachtheile diese Verhältnisse mit sich führten, geht ebenfalls aus dem neuen Testament hervor. Allervorderst macht sich der Haß des Volkes gegen seine Unterdrücker bemerklich und mit diesem Hasse verbindet sich der Hang zu Aufruhr und Empörung. Wie wenig hätte es Jesum gekostet, dieses Hanges sich zu bemächtigen, wäre es seine Absicht gewesen, ein irdisches Reich zu stiften! Zur Entsittlichung des Volkes dienten unter anderm auch die Zollverhältnisse. Seit Palästina seine politische Selbstständigkeit verloren, wurde es den Römern zinsbar. Nun wurden die Zölle der Provinzen an römische Große verpachtet, die

man gewöhnlich die Septuaginta nennt. Welche Anknüpfungspunkte eine ſolche griechiſche Ueberſetzung denen bot, welche das Evangelium bei den des Hebräiſchen unkundigen Heiden verkünden ſollten, liegt auf der Hand. Wir werden ſpäter überhaupt noch Gelegenheit haben, zu ſehen, wie eben dieſes griechiſche Judenthum eine merkwürdige Brücke wurde, über welche das von den Juden ausgehende Chriſtenthum in die Heidenwelt einzog. — Wie nach Alexandrien, ſo hatte ſich das Judenthum auch nach Arabien, nach Syrien, namentlich nach Antiochien, nach Phrygien, Lydien, überhaupt nach Kleinaſien, und von da weiter nach Griechenland verbreitet, und (wie wir ſoeben vorhin bemerkt haben), kam es unter Ptolemäus auch nach der Hauptſtadt der Welt, nach Rom. Ein eigenes Quartier, jenſeits der Tiber, wurde den römiſchen Juden zum Wohnſitz angewieſen. — Alle dieſe im Ausland wohnenden Juden behielten indeſſen immer den Tempel zu Jeruſalem, als den heiligen Mittelpunkt ihres Gottesdienſtes im Auge. Nicht nur entrichteten ſie die übliche Tempelſteuer, ſondern ſo weit es ihnen nur immer die Verhältniſſe erlaubten, zogen ſie in größern oder kleinern Schaaren unter dem Singen der Pſalmen hinauf auf die großen Feſte nach Jeruſalem, um dort in Gemeinſchaft mit den Brüdern anzubeten den Gott der Väter, und geſtärkt und gehoben durch das Gemeingefühl kehrte wohl Mancher wieder im Innern beſeligt an ſeinen Wohnſitz unter den Heiden zurück und rühmte ihnen die Herrlichkeit ſeines Tempels und des heiligen Landes.[6])

So ſehen wir, daß die Scheidewand zwiſchen Juden und Heiden, welche die Geſchichte aufgerichtet, auch durch die Geſchichte wieder zu ſchwinden anfing. Römiſches Weſen war, freilich mit Gewalt und unter großem Widerſtreben des Volkes, in Paläſtina eingedrungen, und umgekehrt waren Juden mit ihrem Glauben und ihrer Sitte, an der ſie zähe feſthielten, in die weite Heidenwelt zerſtreut. Bei all dieſer Zähheit fehlte es nicht an mannigfachen Berührungspunkten, und wie der Jude griechiſche Sitte und griechiſches Weſen annahm, ſo blieb auch das Heidenthum nicht ganz von jüdiſchen Einflüſſen frei. Im Allgemeinen zwar waren

---

[6]) Mit lebendiger Anſchaulichkeit ſind dieſe Verhältniſſe dargeſtellt in „Helons Wallfahrt nach Jeruſalem“ (von Strauß).

die Juden den Heiden verhaßt. Eben die Zähheit, womit sie sich abschlossen, die Eigenthümlichkeit ihrer Religion, die nicht wie die heidnischen Religionen eine Vermischung mit der römischen Staatsreligion zuließ, erbitterte die Gemüther gegen sie. Tacitus wirft ihnen ihre Gehässigkeit vor und nennt sie das abscheulichste der Völker [7]), und sprüchwörtlich wurde der Jude zur Bezeichnung abergläubischer Gesinnung [8]). Aber merkwürdig! Gerade dieser sogenannte Aberglaube war es wieder, der die Heiden anzog. So Viele, denen weder der heidnische Volksglaube noch die heidnische Philosophie Befriedigung gewährte, wandten sich den geheimen Künsten zu, wie sie von sogenannten Goeten und Thaumaturgen (Wunderthätern), die das Land durchzogen, geübt wurden. Nun waren absonderlich die Juden in diesen chaldäischen Künsten bewandert, und so wurde bei ihnen Rath und Trost gesucht, wo die heidnische Weisheit nicht ausreichte. Aber auch ein edlerer Zug als bloß der des Aberglaubens, führte manche dem Judenthum entgegen. Der Glaube an den einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, an einen unsichtbaren, in kein Bild zu fassenden, rein geistigen Gott mußte sich der nachdenkenden Vernunft manches Heiden empfehlen, und so sehen wir namentlich von den Heiden, die in Palästina lebten, (wir erinnern an den Hauptmann Cornelius zu Cäsarea) sich anschließen an den jüdischen Monotheismus, ohne daß sie deßhalb förmlich durch die Beschneidung zum jüdischen Glauben übergetreten wären. Es sind das die, welche uns im neuen Testament als die „gottesfürchtigen Heiden" bezeichnet werden und die man auch die Proselyten des Thors nannte, weil sie im Vorhofe des Tempels sich aufhalten und dem Gottesdienste beiwohnen durften. Seltener waren die sogenannten Proselyten der Gerechtigkeit, welche förmlich (durch die Beschneidung) zum Judenthum übertraten; doch fehlte es auch an solchen nicht, und wir wissen aus dem neuen Testament, welchen Eifer die Juden, namentlich die Pharisäer anwandten, solche Proselyten zu gewinnen, und wie der Herr ihnen vorwirft, daß sie Land und Meer durchziehen, einen Judengenossen zu machen, und „wenn er's worden ist, macht ihr aus ihm ein

[7]) Tac. Hist. V, 5. und V, 8. (deterrima gens.)
[8]) Hor. Sat. I, 5. Credat Iudaeus Apella.

Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid.“ — In anderer Weise sollte daher die Weissagung sich erfüllen von der Sammlung der Völker auf dem heiligen Berge Gottes.

Als die Zeit erfüllet war, da sandte Gott seinen Sohn. — Hat die bisherige Betrachtung uns an das Wort des Apostels erinnert, daß „Gott Alles, sowohl bei Heiden als Juden, unter den Unglauben beschlossen, damit er sich Aller erbarme“ (Röm. 11, 32), so lassen Sie uns in der nächsten Stunde der Zeit des erschienenen Heils, der Person des Heilandes selbst und der Stiftung seiner Kirche näher treten.

Dritte Vorleſung.

Weltlage zur Zeit der Geburt Chriſti. — Geburtsjahr und Geburtstag. — Johannes der Täufer. — Jeſus Chriſtus. — Die evangeliſchen Berichte über ihn. — Die Stiftung der Kirche durch einen Gekreuzigten.

Das jüdiſche Volk, von dem wir in der vorigen Stunde geſprochen haben, trug den Keim ſeiner Auflöſung bereits in ſich. Der Verweſungsgeruch zog die Adler herbei, die in immer engern Kreiſen es umſchwirrten. So weit wir unſern Blick ſchweifen laſſen über die damalige Welt, ſo weit beinahe ſehen wir dieſe Feldzeichen der römiſchen Adler aufgepflanzt: nordwärts bis an den Rhein und die Donau, oſtwärts bis an den Euphrat, weſtwärts bis zum atlantiſchen Meer, ſüdwärts bis an die arabiſchen und afrikaniſchen Wüſten. In einem Zeitraum von ſieben Jahrhunderten war die von Romulus gegründete Stadt der ſieben Hügel zur allmächtigen Weltſtadt, zur Beherrſcherin der Völker geworden. Das Erbtheil früherer Eroberer, eines Cyrus, eines Alexanders war großentheils von der Allgewalt des römiſchen Namens verſchlungen, und mit dem Reichthum und den Schätzen der alten Welt war auch die Summe der geiſtigen Bildung auf dieſen Namen übergegangen. Griechiſches Leben, griechiſche Sprache, griechiſche Dichtung und Kunſt wurden nicht nur in Athen und andern griechiſchen Städten durch blühende Schulen gepflegt, ſie hatten ihren Mittelpunkt, ihren Heerd in Rom ſelbſt. Hier fand auch jeder Cultus Duldung, jeder Gott ſeinen Tempel. Der ganze Weltverkehr ging von da aus und ſtrömte dahin wieder zurück. Prachtvolle Heerſtraßen durchzogen das Reich und erleichterten den Verkehr der Völker.

Handel, Schifffahrt, Gewerbe blühten. Der Sinnengenuß war aufs Höchste gesteigert und durch eine seinen Zwecken dienende Kunst verfeinert. In Absicht auf Bildung und Litteratur führt dieses Zeitalter den Namen des goldnen. Nach den langen, blutigen Bürgerkriegen, die Rom im Innern verzehrten und der Republik ein Ende machten, war der Triumvir Octavianus als Sieger über seine Nebenbuhler in der Schlacht von Actium (2. Sept. 31) hervorgegangen und herrschte nunmehr als Cäsar Augustus, gefeiert von den Dichtern, die um seine und seines Freundes, des feingebildeten Mäcenas Gunst buhlten. Im Reich herrschte Friede, und auch nach außen ruheten großentheils die Waffen. Ein Kirchenschriftsteller aus dem fünften Jahrhundert (Orosius) meldet, daß zur Zeit der Geburt Christi der Janustempel geschlossen gewesen, seit sieben Jahrhunderten zum zweitenmal. Gleichzeitige Schriftsteller wissen zwar davon nichts. Im Gegentheil, sie melden von wiederholten kriegerischen Bewegungen, die nach dem Oriente hin stattfanden; doch war der öffentliche Zustand immerhin von der Art, daß ein „ruhiges und stilles Leben zu führen", wie Paulus an Timotheus (1 Tim. 2, 2) es von den Christen verlangt, den Bewohnern des Reiches möglich war, im Vergleich mit frühern Zeiten. — So schienen auch die Zeitumstände geeignet, um jenen allgemeinen Census, jene Reichsschatzung vorzunehmen, der das Evangelium Lucä gedenkt, und um derentwillen Maria mit ihrem Verlobten von Nazareth nach Bethlehem wanderte, wo sie den Heiland der Welt in einem Stalle oder, wie einige der Kirchenväter annehmen, in einer Höhle gebar. — Ueber diese allgemeine Schatzung zur Zeit der Geburt Jesu haben sich nun freilich chronologische und historische Schwierigkeiten erhoben, die sogar ausgebeutet worden sind, um die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, wenigstens in dieser Parthie zu bestreiten. Wir können uns darauf nicht einlassen, und bemerken einstweilen nur so viel, daß neuere Forschungen, die hierüber von rein wissenschaftlicher Seite angestellt worden sind, zu Gunsten des evangelischen Berichtes ausgefallen sind [1]). Auch über das eigentliche Jahr der Geburt Jesu und

[1]) Huschke, über den Census der frühern römischen Kaiserzeit. — Vollkommen erledigt ist damit die Sache freilich noch nicht. — So viel ist

über die Richtigkeit unserer gewöhnlichen Zeitrechnung will ich Sie hier nicht aufhalten. Bekanntlich hat das Zählen der Jahre nach Christi Geburt nicht gleich in der christlichen Zeit begonnen. Man zählte theils nach Erschaffung der Welt, theils nach der Erbauung Roms, theils nach andern Aeren. Erst mit dem sechsten Jahrhundert wurde durch den römischen Abt Dionysius den Kleinen unsere jetzige Zeitrechnung festgestellt, wonach die Geburt Jesu im Jahr 754 nach Erbauung Roms oder im Jahr 4714 nach Erschaffung der Welt fällt. Neuere Untersuchungen haben indessen auf die Vermuthung geführt, daß dieses Jahr etwas zu spät angesetzt und daß Christus (so seltsam das klingen mag) einige Jahre vor Christi Geburt, d. h. einige Jahre vor der von uns üblichen Zeitrechnung geboren sei, wie jetzt Manche annehmen, im Jahr 747 nach Erbauung Roms; doch sind auch darüber die Akten noch nicht geschlossen und Manche haben wieder die Dionysische Rechnung als die richtige erfunden. Noch viel weniger ist es der Wissenschaft gelungen, den eigentlichen Geburtstag des Herrn festzustellen, da wir darüber weder in den Evangelien noch sonst etwas Sicheres finden; denn die Feststellung desselben auf den 25. December, an dem wir unser Weihnachtfest feiern, hat bekanntlich erst in weit späterer Zeit und aus andern Gründen stattgefunden, die wir hier nicht weiter verfolgen können. Die einzigen chronologischen Haltpunkte, die uns das neue Testament selbst giebt, sind einmal die Nachricht bei Lucas, daß eben die Geburt Jesu stattfand zur Zeit jenes römischen Census, und (nach Matthäus) zur Zeit, da Herodes der Große noch lebte, und daß sein öffentliches Auftreten ungefähr im dreißigsten Jahr seines Alters, in das fünfzehnte Regiegierungsjahr des Tiberius fällt. Wie sich das unter sich vereinigen lasse, ist unsere Sache nicht, zu untersuchen.

Weit wichtiger ist es für uns, das Bild des Herrn so in den Vordergrund unserer Geschichtsbetrachtung zu stellen, daß wir daraus einen sichern Schluß ziehen können auf das Wesen und die Bestimmung der Kirche, die nach ihm sich nennt.

---

gewiß, daß die innere Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichte nicht abhängig ist von der größern oder geringern Genauigkeit in chronologischen Angaben u. dgl..

Wie ich ſchon früher bemerkte, ſo gilt es hier nicht, das Leben Jeſu ausführlich zu erzählen. Es gilt vielmehr, uns einen Geſammteindruck ſeiner hiſtoriſchen Perſönlichkeit als des Stifters der Kirche zu verſchaffen. Und da müſſen wir einen Augenblick vergeſſen, ſowohl was die Kirche über ſeine Perſon Dogmatiſches ausgeſagt, als was unſer Glaube perſönlich in ihm findet, als dem Gottes- und Menſchenſohn. Wir müſſen uns in rein hiſtoriſcher Verfaſſung zurückverſetzen in die Zeit ſeines Auftretens, da noch kein Bekenntniß von ihm ſich gebildet hatte, da es ſich erſt allmälig aus der lebendigen Anſchauung ſeiner Perſönlichkeit heraus bilden ſollte in den Gemüthern der Jünger. Da tritt uns denn zunächſt als Vorläufer des Herrn eine andere Geſtalt entgegen; es iſt der Sohn des Prieſters Zacharias, Johannes, der in der ſtrengen Weiſe eines Elias und der alten Propheten in der Wüſte Juda Buße verkündigte und auf dieſe Buße hin am Jordan taufte. Seine Bußrede bildet einen merkwürdigen Beleg zu dem, was wir in der vorigen Stunde von den Zuſtänden des Volkes bemerkt haben. Die Axt, ſagt er, iſt den Bäumen an die Wurzel gelegt, und jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und in's Feuer geworfen. Zugleich aber weiſt er hin auf den Stärkern, der nach ihm kommen wird mit der Wurfſchaufel in der Hand, ſeine Tenne zu fegen, und der nicht mit Waſſer, ſondern mit Feuer taufen werde. Dieſem Höhern, erklärt er offen, ſei er nicht werth, die Schuhriemen aufzulöſen und wiederum weiſt er auf ihn hin, als auf das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Wir wiſſen auch, wie er im Gefühl ſeiner Unterordnung ſich ſträubte, den zu taufen, der keiner Reinigung und Sündenvergebung bedürfe und wie er ſich nur auf den ausdrücklichen Befehl Jeſu ſelbſt dieſem Werk unterzog. Um ſo auffallender mag freilich das ſpätere Verhalten des Johannes erſcheinen, da er, nachdem Jeſus bereits aufgetreten, ſeine Jünger mit der Frage an ihn ſendet, ob er der erwartete Meſſias ſei oder ob eines Andern zu warten? Wir kennen die Antwort des Herrn an ihn und ſein Zeugniß über ihn. Er weiſt die Jünger des Johannes an das, was ſie geſehen und gehört haben: Die Blinden ſehen, die Lahmen gehen, die Ausſätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten ſtehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt, und ſelig iſt, der

ſich nicht ärgert an mir (Matth. 11, 1—6). Offenbar galten dieſe Worte nicht nur den Jüngern des Täufers, ſie galten ihm ſelbſt. Bei aller Ehrfurcht vor der Perſon Jeſu, ſcheint Johannes doch irre geworden zu ſein an der Art ſeines Auftretens. Ganz und gar der Mann des alten Prophetenthums, wußte er ſich nicht zu finden in die neue Ordnung des göttlichen Reiches. Darum ſagt auch Chriſtus die bedeutſamen Worte, die eben ſo ſehr die Anerkennung ſeiner Würde, als die Schranken derſelben in ſich faſſen: „ich ſage euch, unter denen, die von Weibern geboren ſind, iſt kein größerer Prophet, denn Johannes der Täufer; der Kleinſte aber im Reich Gottes iſt größer, denn er.“ (Ebend. V. 11.)

So hatte ſich denn alſo noch einmal in Johannes dem Täufer die alte Ordnung des Prophetenthums gleichſam zuſammengenommen, um dann für immer der neuen Ordnung der Dinge zu weichen. Die alte Strenge, das rauhe Bußgewand, ſie hatten ihre hohe Bedeutung, ihre volle geſchichtliche Berechtigung. Die ernſte ſittliche Erweckung im Volke ſollte, auch unter ſtrengen Formen, dem Reiche Gottes Bahn machen. Das Reich ſelbſt aber ſollte nicht kommen mit äußern Geberden, ſondern durch den Glauben ſich erbauen im Inwendigen der Menſchen. — Wir haben früher geſagt, es ſei mißlich von einer Stiftung der Kirche zu reden, inſofern man dabei an willkürlich Formulirtes und Statutariſches denkt, und wenn wir daher Jeſum gleichwohl den Stifter der Kirche nennen, ſo haben wir wohl darauf zu achten, daß auch hier nicht falſche Nebenbegriffe ſich einſchleichen. — Die Frage, hat Jeſus eine Kirche ſtiften wollen oder nicht? kann verneint und bejaht werden, je nachdem man eben dieſe Stiftung faßt. Sehen wir auf die Art, wie Jeſus auftritt, wie er lehrt und handelt, ſo ſieht das alles nicht einer Stiftung ähnlich in dem vorhin bezeichneten Sinne. Jeſus entwirft, um mich eines modernen Ausdrucks zu bedienen, kein Programm ſeiner neuen Religionsverfaſſung. Er ſtellt weder einen Complex von dogmatiſchen Lehrſätzen, noch von Cultusvorſchriften, noch von einer Kirchenverfaſſung an die Spitze ſeines Werkes. Selbſt die, welche von einer Lehre Jeſu reden, haben ſich wohl vorzuſehen, daß ſie damit nicht zu viel ſagen; wenigſtens darf an ein Lehrſyſtem, an einen zuſammenhängenden Lehrvortrag, an eine auch nur von ferne wiſſenſchaft-

liche oder schulgerechte Entwicklung von Lehrsätzen, und wäre es auch nur in Form eines Katechismus, nicht von ferne gedacht werden. Er predigte wie Einer, der Gewalt hat, und nicht wie die Schriftgelehrten (Matth. 7, 29). Er trug Altes und Neues aus seinem Schatze hervor, wie die Gelegenheit es mit sich brachte, immer im nächsten Anschluß an das vorliegende, persönliche Bedürfniß derer, zu denen er redete, immer im Zusammenhange mit den Handlungen, die er verrichtete, nie in abstracter Allgemeinheit. Selbst über seine heilige Person, über sein einziges und eigenthümliches Verhältniß zum Vater stellte er nicht ein fertiges Dogma, nicht eine fixirte Glaubensformel hin. Er giebt sich immer zunächst als den Menschensohn und tritt in menschlicher Weise als Helfer und Retter den Menschen entgegen. Daß er der Sohn Gottes, daß er der erwartete Messias, der Heiland der Welt sei, das sollte als eine vom himmlischen Vater selbst gewirkte Ueberzeugung in den Gemüthern reifen als die Frucht eines Jahre langen Umganges mit ihm. Auch mit seinen Wunderthaten sehen wir ihn sparsam, mitunter sogar zurückhaltend, verfahren; da er sogar bisweilen verbietet, ihrer rühmend zu erwähnen. Eben so wenig, als Christus eine abschließende Glaubens- und Sittenlehre vortrug, eben so wenig ordnete er einen neuen, in bestimmten Formen abgeschlossenen Cultus. Er unterwarf sich als Jude den gottesdienstlichen Ordnungen seines Volkes; er besuchte die Feste und wenn er auch rücksichtlich des Sabbathes, der Fasten, der Waschungen durch ein freieres Verhalten der pharisäischen Gesetzlichkeit Anstoß geben mochte, so schaffte er doch eben so wenig ab, als er Neues einführte. Das einzige Gebet, das er die Jünger auf ihre Bitte lehrte, hatte weit eher den Zweck, sie von dem mechanischen Hersagen der Gebetsformeln zu entwöhnen, als ihnen damit eine neue stehende Formel zu geben. Erst gegen das Ende seines Lebens, ja, erst in der Nacht vor seinem Tode sehen wir ihn die Fußwaschung und ein gemeinschaftliches Gedächtnißmahl seiner Leiden einsetzen, und vor seiner gänzlichen Trennung durch die Himmelfahrt, ordnet er die Taufe an auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. — Vollends eine Kirchenverfassung! Nicht einmal die Grundzüge zu einer solchen giebt er. Ja, das Wort „Kirche“ oder das ihm entsprechende

griechiſche Wort Ecclesia hören wir ihn, nach unſeren evangeliſchen Berichten nur zweimal ausſprechen. Das einemal in der feierlichen Rede an ſeinen Jünger Simon (Matth. 16, 18): Siehe, du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche gründen, und dieſer auf den lebendig perſönlichen Glauben gebauten Kirche gilt allerdings das Wort, daß die Pforte der Hölle ſie nicht überwältigen werde. — Das anderemal braucht er das Wort in einem etwas andern Sinne, da er ſagt, daß wenn ein Sünder auf das Zureden Weniger nicht ſich bekehren wolle, ſo ſolle er der Kirche d. i. der Gemeinde (und ihren Vorſtehern) verzeigt werden (Matth. 18, 17). Weit öfter und ſo zu ſagen beſtändig bedient er ſich eines andern Wortes, wenn er von dem redet, was er zu gründen gekommen. Es iſt das Reich Gottes, das Reich der Himmel, das mit ihm in die Welt tritt, das in ihm ſeine Wahrheit, ſeine Vollendung, ſeinen lebendigen Mittelpunkt gefunden hat. Auf dieſes Reich Gottes beziehen ſich großentheils ſeine Gleichniſſe. Er ſtellt es dar als ein im Kleinen unſcheinbar beginnendes, mit dem Reich dieſer Welt in einen unverſöhnlichen Gegenſatz tretendes, das als ein Reich des Lichtes zu kämpfen hat mit dem Reich der Finſterniß und das erſt bei ſeiner Wiederkunft ſeinen vollen Sieg feiern wird. Bis dahin ſoll es wie ein Sauerteig die Maſſe durchgähren, ſoll wie ein Senfkorn heranwachſen zum Baume, in deſſen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen. Zu dieſem Reich ladet er ein nicht die Hohen, nicht die Mächtigen, nicht die Weiſen dieſer Welt. Dieſe verſchmähen die Einladung, und ſomit müſſen die Lahmen, die Krüppel an den Zäunen und Straßen herbeigerufen werden zum Gaſtmahle. Die Erſten werden die Letzten, und die Letzten die Erſten ſein. Auch nicht äußere Werke, nicht Ceremonien, nicht feierliche Gelübde der Enthaltſamkeit, ſondern ein einfacher Kinderſinn, ein demüthiges, bußfertiges, gläubiges, zum Verzeihen und Wohlthun willfähriges Herz, das ſind die Bedingungen des Eintrittes in dieſes Reich. Selig preiſt er die Friedfertigen, die Sanftmüthigen, die Barmherzigen, die Armen am Geiſte. Vor Allen ruft er die Mühſeligen und Beladenen, die unter dem Joche der fremden Satzung oder der eigenen Sünde ſeufzen und verheißt ihnen Vergebung, Ruhe für ihre Seelen. Er kündigt ſich an, als den Arzt der Kranken, als den der gekommen,

das Verwundete zu heilen, als den guten Hirten, der die verlorenen Schafe ſucht und die verirrten zurecht leitet; aber dann auch wieder als den Sohn und Bevollmächtigten, der in das Eigenthum des Vaters kommt und denen mit ſeinem Anſehen entgegen tritt, die wider den König und ſeine Knechte ſich aufgelehnt. Das iſt, wie Ihnen allen bekannt, der Inhalt ſeiner Predigt vom Reiche Gottes; einfach und doch ſo groß; klar, jedem Kinde faßlich und doch ſo tief, ſo ahnungsreich, ſo unendlich erhaben über alles, was der Menſchenverſtand dem Menſchen zu bieten, was menſchliche Kunſt in Wort und Ausdruck zu leiſten vermag. Eine prophetiſche Sicherheit, ein Gefühl der höchſten ſittlichen Unſchuld und Reinheit, der prieſterlichen Vollendung und der königlichen Machtvollkommenheit, ſpricht aus jedem Worte, aus jeder That dieſes Menſchenſohnes, der ein König, ein Prophet, ein Prieſter der Menſchheit und ein Prieſter Gottes war im höchſten, einzigen Sinne des Wortes. Ohne daß er es uns zu ſagen braucht, wir ahnen's, wir fühlen's, hier iſt mehr denn Salomo, mehr denn alle menſchliche Weisheit; hier iſt nicht nur Lehre, hier iſt Gnade und Wahrheit in perſönlicher Erſcheinung; hier iſt nicht Buchſtabe, ſondern Geiſt und Leben; nicht todte Satzung, ſondern lebendige Schöpfung! Nicht die Willkür eines Stifters waltet hier, der etwa aus dem Antrieb edler Geſinnungen oder gar aus kluger Berechnung eine neue Lebensordnung einführt unter ſeines Gleichen, ſondern eine göttliche Nothwendigkeit tritt uns entgegen, wonach der Sohn vollzieht den Willen des Vaters und ausführet, was ihm übertragen und übergeben iſt von Ewigkeit und von oben her.

Aus dieſem Geſichtspunkte haben wir auch die Anordnungen zu betrachten, die Jeſus in Abſicht auf die Verbreitung ſeines Reiches traf. Schon mitten in ſeiner Wirkſamkeit ſehen wir ihn zwölf Männer aus dem Volke, die er ſich ſelbſt zu Jünger gewählt (Matth. 10), ausſenden zu den verlorenen Schafen aus dem Hauſe Iſrael. Sie ſollen hingehen und predigen: das Himmelreich iſt nahe herbei gekommen. Als Arme ſollen ſie ausziehen, ohne Gold und Silber und Erz in den Gürteln; als die Friedensboten, wie die Schafe unter die Wölfe. Sie ſollen ſich gefaßt halten auf Schmach und Verfolgung; aber vertrauen auf den Geiſt des Vaters, der durch ſie reden werde. Sie ſollen bedenken, daß der Jünger

nicht über den Meiſter iſt; in ſeinem Auftrag ſollen ſie reden und verſichert ſein, daß wer ſie aufnimmt, ihn, den Herrn ſelbſt aufnehme. — Es wird uns auch der Erfolg dieſer erſten Ausſendung berichtet. Sie kamen wieder, heißt es, mit Freuden und ſprachen: Herr, es ſind uns auch die Teufel unterthan in deinem Namen; worauf ihnen aber Jeſus die bedeutſame Antwort gab: nicht darum freuet euch, daß euch die Geiſter unterthan ſind, ſondern darüber, daß euere Namen im Himmel geſchrieben ſind. — Wie wendet er auch hier wieder das auf's Innere, auf's Ewige, auf's Himmliſche, was die Jünger auf dem Gebiete der weltlichen Macht, der Wirkung nach außen ſuchten! — Erſt vor ſeinem letzten Scheiden ſendet er, als der Auferſtandene, in die himmliſche Verklärung Uebergehende, die Jünger aus in alle Welt, um alle Völker zu ſeiner Jüngerſchaft zu führen, indem ihm gegeben ſei alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

Das iſt, wenn wir den dürftigen Ausdruck hier gebrauchen wollen, die Stiftung ſeiner Kirche. Weitere Anordnungen über die Form dieſer Kirche, über ihre geſellige Gliederung finden wir nicht: nicht eine Spur von dem, was an Hierarchie, an eine Ueber- und Unterordnung der Einzelnen untereinander erinnern könnte. Man hat zwar jenes Wort an Petrus: auf dieſen Fels will ich meine Kirche gründen, und „ich will dir die Schlüſſel des Himmelreichs geben“ von einer Bevorzugung dieſes Jüngers, von einem Primat verſtehen wollen, aber mit Unrecht. Daß Petrus von dem Herrn bei verſchiedenen Anläßen ausgezeichnet wurde, iſt nicht zu leugnen; aber auch an die übrigen Jünger hat er ähnliche Worte gerichtet, und wir wiſſen, wie ſcharf er den Rangſtreit unter ihnen ſelbſt gerügt hat. „Die weltlichen Könige, ſo ſprach er (Luc. 22), herrſchen und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren; ihr aber nicht alſo; ſondern der Größte unter euch ſoll ſein wie der Jüngſte und der Vornehmſte wie ein Diener.“ — Indem er den ganzen Weltkreis ſeinen Jüngern zum Arbeitsfelde anwies mit den Worten: „Die Ernte iſt groß, und Wenige ſind der Arbeiter, bittet den Herrn, daß er Arbeiter in ſeine Ernte ſende“ (Matth. 9, 37), konnte er nicht die Provinzen dieſes Reichs an die Einzelnen austheilen, nicht einen Organismus von Gemeinden und ihren Vorſtehern, wie er ſich ſpäter gebildet hat und bilden mußte, zum Voraus feſtſetzen.

Wie er Zeit und Stunde seines Wiederkommens dem himmlischen Vater anheimstellte, so stellte er ihm auch das Schicksal seiner Kirche anheim, und wie er den Seinen den Geist verhieß, der sie in jede Wahrheit leiten sollte, so mochte er auch hier nicht vorgreifen der ordnenden Thätigkeit dieses Geistes.

So begegnet uns bei aller Entschiedenheit seines Handelns eine weise Zurückhaltung, bei allem Bewußtsein seiner göttlichen Würde und Machtvollkommenheit, eine bewundernswürdige Demuth, eine freiwillige Unterordnung unter den Willen des Vaters; bei aller Festigkeit und Bestimmtheit seines Auftretens eine Weite und eine Freiheit der Form, die über alles beschränkte Satzungswesen in großartiger Weise sich erhebt. Am allerwenigsten hat der Stifter der Kirche ihr einen zeitlichen Schatz, ein Kirchengut hinterlassen. Die Füchse, sprach er, haben Gruben und die Vögel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege (Matth. 8, 20). Auf den Vater, der die Lilien kleidet und die Vögel des Himmels nährt, gab er seinen Jüngern die große Anweisung und lehrte sie, nicht Schätze sammeln, welchen die Diebe nachgraben und welche von Motten und Rost verzehrt werden, sondern vor Allem trachten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Und doch hat er ihr das theuerste Vermächtniß hinterlassen, das köstlicher ist als vergängliches Gold und Silber, indem er sich selbst für sein Werk hingab, indem er nicht nur für seine Ueberzeugung starb, wie Sokrates, sondern im Blick auf das sittliche Verderben und die Verschuldung der Welt sich ihr zu eigen schenkte. Freiwillig hat er sein heiliges Leben zum Opfer gebracht für die Sünde, hat sich die Gemeinde mit seinem Blute erkauft auf ewige Zeiten. Durch diesen freiwilligen Kreuzestod, der den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit war, ist er der Stifter des neuen Bundes geworden. Auf das Kreuz ist die Kirche gebaut, durch das Kreuz hat sie gesiegt und überwunden. Das ist der Stiftungsbrief, den er mit seinem Blute unterzeichnet hat. Und nachdem einmal dieser Bund geschlossen und besiegelt war, da konnte sich der Meister auch nimmer von seinem Werke trennen, wie ein menschlicher Stifter von seinem Werke sich trennt. Wie das Haupt mit dem Leibe, so ist er zusammen gewachsen mit der von ihm erkauften Gemeinde. Darum

hat er nach seiner Auferstehung das große Wort gesprochen zu denen, die an ihn glaubten: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Und so hat ihn denn auch der christliche Glaube immer gefaßt, nicht nur als den einmaligen Stifter der Kirche, sondern als den lebendigen Grund, auf den die Kirche sich fortwährend baut, als das Haupt des Leibes, als den Weinstock, aus dem die Reben Saft und Nahrung ziehen, als den Hirten, der über seiner Heerde wacht, als den Bräutigam, dem die Gemeinde als Braut entgegen geführt wird, als den Bischof der Seelen, als den Hohenpriester, der fürbittend und segnend im Heiligthum waltet, als den König und Herrn, dem alle Knie sich beugen und der ausrichten wird das Reich, das ihm der Vater gegeben hat.

Diese Grundzüge der Christologie mußten wir nothwendig auch in rein historischem Interesse voraus schicken, wenn unsere Geschichte der Kirche nicht in der Luft schweben sollte. Wir mußten von Anfang an die Ueberzeugung gewinnen, daß es sich bei dieser Geschichte nicht darum handelt, einen äußerlich gegebenen Anfang nur weiter fortzuspinnen, oder gar erst etwas mit dem Gedanken aus dem zu machen, was zufällig in der Geschichte gegeben war; sondern daß die innere Lebensentwicklung der Kirche nichts anders sein kann, als die Auseinanderlegung und Entfaltung des Lebens, wie es thatsächlich und persönlich in Christo erschienen ist, ein Hineinbilden desselben in die Menschheit unter der Leitung des göttlichen Geistes. Mit andern Worten: das Bild des Herrn, wie es uns aus den Evangelien entgegen leuchtet, bildet nicht nur das Titelblatt zur Kirchengeschichte, sondern das eigentliche Grundthema derselben, von dem jedes Blatt dieser Geschichte zeugt, entweder positiv oder negativ, entweder so, daß es den Stempel des Bildes in größerer oder geringerer Vollkommenheit an sich trägt, oder daß es ihn verleugnet und eben dadurch sich selbst verurtheilt.

Je nachdem wir uns von Christo und seinem Evangelium eine Vorstellung machen, je nachdem gestaltet sich unsere Vorstellung von der Kirche. Jede unhistorische und darum unwahre oder schiefe oder verkümmerte Auffassung von ihm rächt sich auch wieder an der Kirchengeschichte. Der historische Christus aber ist eben der, wie ihn die Evangelien uns geben, nicht der, den sich die

Dogmatik aus der Geſchichte abſtrahirt hat, eben ſo wenig als der, den ſich unſere Einbildung nach modernen Begriffen zurecht legt. Wir geben zu, und Jeder, der ſich genauer mit den Evangelien beſchäftigt und die Berichte derſelben unter einander vergleicht, um ein getreues hiſtoriſches Bild ſich aus ihnen zuſammen zu ſetzen, wird uns darin beiſtimmen, daß eben dieſe evangeliſchen Berichte manche Schwierigkeiten darbieten und daß manche Frage, die wir gerne an die Geſchichte ſtellten, unbeantwortet, daß auch mancher Zweifel im Einzelnen ungelöst bleiben muß. Aber das darf uns nicht beunruhigen, uns den Blick in den Kern der hiſtoriſchen Wahrheit nicht trüben und verwirren. Es ſoll ſich ja eben nicht handeln um ein in's Einzelne durchgeführtes Bild eines Lebens, das wir doch nicht in den Rahmen der gewöhnlichen Biographie einfaſſen können, ſondern es handelt ſich um die Anſchauung einer Phyſiognomie, die mit unverkennbaren Zügen innerer Wahrheit auch aus der unvollkommenſten Zeichnung uns anſchaut. Ja, es iſt ſchon öfters bemerkt worden, wie gerade die Mangelhaftigkeit der Berichterſtattung, die ein unbefangener Bibelleſer bei unſern Evangelien theilweiſe zugeben muß, das Zutrauen in die Wahrhaftigkeit ihrer Ausſagen erhöht. Wohl haben wir in der alten Litteratur Geſchichtſchreiber, die ihre Helden kunſtreiche Reden halten laſſen, von denen vielleicht nicht ein Wort gerade ſo geſprochen worden iſt, wie ſie es melden. Aber die Verfaſſer unſerer Evangelien waren eben keine ſolche kunſtgeübten Hiſtoriker. Ihr Mangel an Kunſt, ihre theilweiſe Unbeholfenheit in der Darſtellung verbürgt uns die Aechtheit des Diamantes, den ſie uns in ſo ſchlichter Faſſung darbieten, und von allen Hypotheſen, die je über die Abfaſſung der Evangelien aufgeſtellt worden ſind, iſt keine unglücklicher als die, welche bewußte ſchriftſtelleriſche Tendenzen oder gar parteiſüchtige Combinationen bei ihnen vorausſetzt, deren ſie durchaus nicht fähig waren.

Wohl hat jeder der vier Evangeliſten uns das Bild Jeſu nach ſeiner Weiſe dargeſtellt und es wieder gegeben, wie es in ihm Geſtalt gewonnen. Matthäus hat für Juden geſchrieben, und ſo trägt ſeine Darſtellung auch das Gepräge des jüdiſchen Geſchichtſchreibers, der die Geſchichten des neuen Bundes überall anknüpft an das Alte, und überall die Erfüllung deſſen ſieht, was dort

geſchrieben ſteht. Für den griechiſchen Leſerkreis ſchrieb Lucas, und zwar nicht als Augenzeuge, ſondern wie er ſelbſt ſagt, nachdem er ſich von Anbeginn über Alles wohl erkundigt. Mit der Darſtellung des einen wie des andern dieſer Beiden hat Marcus theilweiſe Aehnlichkeit: obgleich er manches in eigenthümlicher Kürze giebt, was jene ausführlicher erzählen, und nur wenige Striche von ſeiner Hand hinzugefügt ſcheinen. Ob ſein Evangelium nur ein Auszug aus Matthäus und Lucas, oder ob es nicht vielmehr früher als dieſe verfaßt, die gemeinſame Quelle beider ſei? muß ſich aus den vergleichenden Studien ergeben, die mit neuem Eifer von unſern Theologen getrieben werden. Endlich hat Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn, uns am meiſten die innern Tiefen des geiſtigen Lebens Jeſu, das Geheimniß ſeiner gottmenſchlichen Perſönlichkeit aufgeſchloſſen und ihn uns dargeſtellt als den, der von Ewigkeit war und der in Einheit mit dem Vater lebt und wirkt, als das in's Fleiſch gekommene Wort, als das in die Finſterniß der Welt eingetretene Licht; als den Weg, die Wahrheit und das Leben. — Aber ſo verſchieden nun auch die Darſtellungsweiſe eines Jeden iſt und ſo verſchieden ſich der Eindruck modificiren mag, den eine jede dieſer Darſtellungen auf uns macht: das ſteht uns feſt, erfinden, erdichten ließ ſich ein ſolches Leben nicht. Je reicher, je gewaltiger es war, eine deſto größere Verſchiedenheit der Auffaſſung mußte es zulaſſen, und gewiß lag es mit in den Abſichten der Vorſehung, daß wir nicht, um mich eines modernen Vergleiches zu bedienen, ein Daguerotyp erhalten ſollten von dem Leben des Herrn im Fleiſch, ſondern großartige Umriſſe ſeiner Lebenserſcheinung, die uns manches zu ahnen, zu fragen, zu rathen und auch da noch zu bewundern übrig laſſen, wo der Griffel des Geſchichtſchreibers mehr angedeutet, als ausgeführt hat. Dieß ſchließt auch ſchon die Antwort in ſich auf die Frage, die im Intereſſe der Geſchichte ſchon oft iſt aufgeworfen worden: Warum haben wir außer unſern vier Evangelien ſo wenig Berichte über ein Leben, das doch nicht nur für den engen Kreis ſeiner nächſten Umgebungen von Bedeutung war, ſondern das, um mit einem neuern Schriftſteller zu reden, die Weltgeſchichte aus ihren Angeln gehoben hat? Warum ſchweigt von ihm eben dieſe Weltgeſchichte in ihren bedeutendſten Organen? Wir könnten antworten, eben weil die Weltgeſchichte

die Geschichte der Welt, das Reich des Herrn aber nicht von dieser Welt ist. Aber ganz geschwiegen hat die außerbiblische Geschichte doch nicht von Jesu von Nazareth. Freilich hat sie uns zunächst nur das von ihm gemeldet, was der Welt in die Augen fiel, daß er unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden und daß er gleichwohl einen Anhang von Gläubigen gewonnen. Diese Thatsache, die Stiftung der Kirche durch den Gekreuzigten, sie wird auch von denen bezeugt, denen dieser Gekreuzigte nur als ein Jude, und diese Kirche nur als eine armselige, jüdische Secte erschien. Auf diese spärlichen und doch gewichtigen Zeugnisse der gleichzeitigen Profangeschichte werden wir nun unsere Aufmerksamkeit eben sowohl zu richten haben, als auch wieder auf die Erzeugnisse einer üppig wuchernden Phantasie, auf die Sagen und Dichtungen, die sich epheuartig um den dürren Stamm des Kreuzes geschlungen, aber das Leben des Herrn mehr verunstaltet, als verherrlicht haben. Der Rest der heutigen Stunde wird jedoch zu dieser Betrachtung nicht mehr ausreichen. Ich erlaube mir daher zum Schlusse Ihnen aus der Schrift eines unserer angesehensten deutschen Theologen: „was setzt die Stiftung der Kirche durch einen Gekreuzigten voraus?“ einige Ideen mitzutheilen, in denen Sie die Hauptgedanken unserer heutigen Vorlesung wieder finden und durch die Sie zu weiterm Nachdenken mögen veranlaßt werden.

„Jede Wirkung, sagt Ullmann in der angeführten Schrift, hat eine Ursache, in welcher das, was die Wirkung der That nach aufzeigt, schon der Potenz nach vorhanden sein muß. Eine so einzige Wirkung (wie das Christenthum und die christliche Kirche) wird also nothwendig auch tiefe, außerordentliche Ursachen haben. Die große That kann nur aus einem großen Geiste, der ungemeine Erfolg nur aus einer ungemeinen Kraft gekommen sein. Gesetzt nun, wir hätten die Evangelien nicht, es fehlten uns auch die christlichen Berichte über das Einzelne des Lebens Jesu, wir besäßen das Christenthum nur als ein einfach-großes Factum, wie es uns im Allgemeinen in der Existenz der Kirche und deren Ueberlieferung gegeben ist, ... was würden wir voraussetzen dürfen oder voraussetzen müssen bei derjenigen Gestalt des Christenthums, die wir factisch vorfinden, bei der Einführung desselben unter eine Menschheit, deren eine Hälfte Wunder, die andere Weisheit verlangte, und bei

der Erhaltung der Kirche durch eine Reihe von Jahrhunderten, wo ihr äußerlich und innerlich so unendlich vieles widerstrebt? Zuerst würden wir schon das Einfachste vorauszusetzen haben, daß Jesus, der Stifter der christlichen Kirche, und als solcher eine geistig und sittlich hervorragende Persönlichkeit gewesen sei. Berücksichtigen wir dann aber zugleich die inhaltsreiche Thatsache der Kirchenstiftung und erwägen wir die Bedeutung des Glaubens an Jesum als Erlöser, wie sich derselbe notorisch in der Kirche entwickelt hat, so stellt sich die Sache noch anders. In diesem Glauben liegt ursprünglich und wesentlich dieß, daß Jesus von Nazareth der Sohn Gottes, ein vollkommenes Bild des göttlichen Wesens, ein reiner Ausdruck des göttlichen Geistes, ein Inbegriff der höchsten Wahrheit, Heiligkeit und Güte sei, mit einem Wort, es liegt darin die Anerkennung der göttlichen Dignität Christi und seiner Einheit mit Gott. Zu diesem Glauben mußte Jesus nicht allein durch seine eigenen Aussagen über sich Veranlassung gegeben, sondern er mußte ihn auch durch seine ganze Lebenserscheinung in denen, die sein Werk fortsetzten, unerschütterlich befestigt haben.... Der Eindruck (dieser Lebenserscheinung) in den Gemüthern der Apostel mußte zugleich außerordentlich stark und tiefdringend sein, denn sonst wäre er durch die Anschauung des schmachvollen Leidens und Sterbens überwogen, er wäre durch den Kreuzestod wieder vernichtet worden."

„Eine andere, unentbehrliche Voraussetzung ist die, daß der Gekreuzigte, der so wirkte, eine unüberwindliche, alles besiegende, alles durchdringende Kraft der Liebe in seinem Herzen tragen mußte; denn unverkennbar kam durch das Christenthum ein ganz neues Princip der Gottes- und Bruderliebe in die Menschheit, und so stark und siegend trat dieser Geist hervor, daß man ihn als einen eigenthümlichen Grundzug betrachten und das Christenthum darnach von allen andern Glaubensweisen unterscheiden kann."

„Eine dritte nothwendige Voraussetzung ist, daß in der Lehre des Gekreuzigten ein unzerstörbarer Kern der Wahrheit liegen mußte: denn eine so schmählich erniedrigte und äußerlich überwundene Sache konnte doch nur dann sich erhalten und siegen, wenn sie durch Wahrheit einleuchtete und durch innere Güte sich empfahl.... Aber die Lehre allein, wenn sie auch noch so einfach, erhaben und

wahr, würde es nicht gethan haben; selbst in Verbindung mit dem reinsten Charakter des Stifters hätte eine solche Lehre bei der ersten Gründung des Christenthums nicht alles Widerstreitende zu überwinden vermocht. . . . Sollte vollends ein Gekreuzigter, als der erhabenste Gottesliebling, als Messias und Gottessohn anerkannt werden, so mußte das Göttliche in dem ganzen Werke seines Lebens nicht bloß in Thaten der Liebe, sondern auch in Thaten der Macht, in unleugbaren Wirkungen des göttlichen Beistandes hervorleuchten. . . . Abgesehen von aller historischen Ueberlieferung wäre es schon an sich selbst nicht glaublich, daß der Kreis des Lebens und Wirkens Jesu mit dem Akte der Kreuzigung sich werde geschlossen haben. Das war in der That kein angemessener Schluß für ein messianisches Leben, für das Leben eines Gottgesandten, am wenigsten im Sinne derer, die Jesum zunächst umgaben. . . . Die großen und tief eingreifenden Wirkungen, welche die ersten Freunde Jesu hervorbrachten und die für alle Zeit von ihnen ausgingen, setzen eine innere Festigkeit und vollkräftige Einheit des Sinnes, eine Begeisterung voraus, wodurch jeder Gedanke an vorhandene Zweifel ausgeschlossen wird. — Zu dieser intensiven Macht und Abgeschlossenheit des Glaubens konnten aber die Jünger nur gelangen, wenn für sie das messianische Leben und Wirken Jesu auch einen völlig befriedigenden, alle Dissonanzen auflösenden, ihr innerstes und bestes Lebensbewußtsein kräftig erhebenden Abschluß hatte. Einen solchen Abschluß finden wir im Kreuzestode nicht. Wir werden also zwischen diesen und die so erfolgreiche Thätigkeit der ersten Verkündiger des Evangelium von Christo noch eine Thatsache von einer hohen Bedeutung und Wirksamkeit zwischenein setzen müssen, wodurch der Erscheinung und dem Werke des Erlösers das unverkennbare Siegel göttlicher Bestätigung aufgedrückt, und den Seinigen ein neuer Muth, eine alles besiegende Thatkraft gegeben wurde. Eine solche Thatsache aber, wenn der Eindruck des Todes und zwar des schmachvollen Kreuzestodes dadurch ausgelöscht werden sollte, konnte nur bestehen in einer siegreichen Manifestation des Lebens und fortdauernden Wirkens einer durch den Tod nicht aufgehobenen Gemeinschaft Christi mit den Seinigen."

„Dieß Alles," fährt der geehrte Theologe fort, „enthalten im

Wesentlichen unsere Evangelien, weiter ausgeführt, freilich in Einzelheiten, die wir uns von vorneherein nicht construiren können, aber doch in den Grundzügen so, wie wir es zur historischen Erklärung der Sache bedürfen."

Vierte Vorlesung.

Außerevangelische Berichte über Jesum. (Sueton. Tacitus. Josephus.) — Christliche Mythenbildung. — Die Kindheit Jesu und die Kindheits-Evangelien. — Die Akten des Pilatus und das Evangelium Nicodemi. — Der Briefwechsel mit Abgarus. — Bildnisse von Christo. — Der Brief des Lentulus. — Die ersten Jünger und Apostel des Herrn. — Sagenhaftes über den Apostelkreis und die Einzelnen der zwölf Apostel.

Nach dem, was wir in der vorigen Stunde über die Person des Stifters der Kirche vernommen und worüber wir uns ein für allemal zu verständigen gesucht haben, bleibt uns jetzt noch übrig, die dürftigen Brosamen zu sammeln, die sich über das Leben Jesu bei den Schriftstellern außerhalb des neuen Testamentes finden. Und da werden wir dann gewiesen sowohl an die heidnischen Schriftsteller, als an die jüdischen. Daß die heidnischen, näher die römischen Geschichtschreiber uns beinahe gar nichts von dem Auftreten Christi melden, kann uns nur dann befremden, wenn wir von unserm historischen Gesichtskreise aus die Sache beurtheilen. Wie die physische Welt ganz anders angesehen wurde zu einer Zeit, da die Erde für den Mittelpunkt des Weltalls galt, als jetzt, da wir sie als einen verschwindenden Punkt im Universum zu betrachten gewohnt sind, so war es auch in der moralischen Welt. Für den Römer war das römische Reich seine Welt. Was in einer entlegenen Provinz als religiöse Bewegung vorging, das wurde wenig beachtet. Wissen wir doch, wie selbst Pilatus mitten in dem Strome dieser Bewegung drin, Jesum als Schwärmer bemitleidete, und durch seine Frage: bin ich ein Jude? zu verstehen gab, daß ihn

die innern Religionsstreitigkeiten dieses Volkes wenig berührten. Erst da, wo eine religiöse Bewegung in's politische Leben überzugreifen und also den römischen Staat zu berühren drohte, erst da wurde die Aufmerksamkeit des Römers wach. Erst als die Christen oder die Christianer, wie man sie nannte, anfingen, als eine Partei im Staate bekannt zu werden, erst da wurde gelegentlich auch nach dem Stifter dieser wunderlichen Secte gefragt, und wie verworren darüber die Nachrichten lauteten, beweist uns die Notiz, die uns Sueton giebt, wo er von einem Aufruhr der Juden in Rom unter Kaiser Claudius, in dem Leben dieses Kaisers Meldung thut; ein Aufruhr, in Folge dessen der Kaiser die Juden aus Rom vertrieb. Da sagt er: der Anreger dieses Aufruhrs sei ein gewisser Chrestus gewesen [1]). Ob Sueton mit diesem Chrestus wirklich Christus meinte, ist noch zweifelhaft. Wenn er ihn damit gemeint hat, so zeigt es eben, wie ungenau er berichtet war, denn was hatte Christus, der damals nicht mehr auf Erden wandelte, mit jenem Aufruhr in Rom zu thun? Deutlicher und in ächt historischem Style redet der treffliche Tacitus in einer Stelle seiner römischen Jahrbücher [2]) von Christo. Er erzählt den Brand in Rom unter Nero und meldet, daß der tyrannische Kaiser die Schuld dieses Brandes auf die Christen geworfen. „Der Urheber dieses Namens, fährt er dann fort, ist Christus, der unter der Regierung des Tiberius durch den Procurator Pontius Pilatus hingerichtet worden." Aber das ist auch Alles. Spätere Erwähnungen des Namens Christi bei römischen Schriftstellern, zu einer Zeit, da die Evangelien schon geschrieben und verbreitet waren, haben keine Bedeutung mehr für uns.

Wenn wir nun aber auch begreiflich finden, daß die römischen Schriftsteller so vornehm kalt an dem jüdischen Sectenstifter vorüber gehen, so müßte es uns schon mehr auffallen, wenn der Geschichtschreiber des jüdischen Volkes selbst, der beinahe Christo gleichzeitige Flavius Josephus, uns nichts von ihm meldete. Nun aber findet sich wirklich bei Josephus eine Notiz über Christus. Nachdem er von den Bedrückungen des Pilatus gehandelt, fährt

[1]) Sueton, vita Claudii c. 25: Iudaeos impulsore Chresto assidue tumultuantes Roma expulit.
[2]) Annal. XV, 44.

er im achtzehnten Buch seiner Antiquitäten, dem dritten Kapitel also fort: „Um diese Zeit stand ein gewisser Jesus auf, ein weiser Mann, wenn man ihn anders einen Mann nennen darf; denn er war ein Wunderthäter und ein Lehrer der Menschen, die mit Vergnügen die Wahrheit aufnahmen, und viele Juden, auch viele von den Heiden (Griechen) zog er an sich. Dieser war der Messias (Christus), und auch nachdem Pilatus ihn auf die Anzeige der Vornehmsten unter uns hatte kreuzigen lassen, ließen die nicht von ihm ab, die ihn zuvor geliebt hatten. Er erschien ihnen auch am dritten Tage wieder lebend, indem die göttlichen Propheten dieses und tausend andere Wunderdinge von ihm verkündet hatten. Bis auf diesen Tag hat das Volk der von ihm so genannten Christen nicht aufgehört." — Dieses Zeugniß des Josephus von Christo hat indessen der historischen Kritik mancherlei Anstoß gegeben, obgleich es in allen uns bekannten Handschriften seines Werkes sich findet. Und in der That kann es auffallen, daß ein Jude wie Josephus von dem Herrn also redet, wie nur ein Christ von ihm reden konnte. Er nennt ihn einen Wunderthäter, das möchte noch angehen: aber er nimmt sogar Anstand, ihn einen Mann, einen Menschen zu nennen; er nennt ihn einen Lehrer der Wahrheit, er glaubt an die Thatsache seiner Auferstehung oder doch seines Wiedererscheinens im Leben auf irgend eine Weise, und endlich sieht er in ihm die Weissagungen der Propheten erfüllt. Konnte ein Jude also von Christo reden? hätte er, da er der Wahrheit also die Ehre gab, nicht auch Christ werden sollen? ja hätte er als Jude dieses schreiben dürfen? Diese Zweifel haben Viele bewogen, die Stelle für eingeschoben zu halten, was in so fern möglich wäre, als der Zusammenhang der Erzählung durch sie allerdings unterbrochen erscheint[3]). Andere haben bloß theilweise Verfälschungen des Textes angenommen, so daß möglicher Weise Josephus weniger gesagt, und dann eine christliche Hand später dem Zeugniß nachgeholfen hätte. Das Ursprüngliche würde dann etwa so lauten: „Um diese Zeit stand ein gewisser Jesus auf, ein weiser

---

[3]) Als Grund dagegen läßt sich auch anführen, daß die christlichen Apologeten der ersten Jahrhunderte von dieser Stelle, die ihnen sehr gedient hätte, gar keinen Gebrauch machen. Eusеb von Cäsarea (im 4. Jahrh.) erwähnt ihr zuerst, hist. eccles. I, 11. demonstr. evang. III, 5.

Mann und Wunderthäter, und viele der Juden und Griechen zog er an sich, und nachdem Pilatus ihn auf die Anzeige der Vornehmen unter uns hatte kreuzigen lassen, ließen die nicht von ihm ab, die ihn zuvor geliebt hatten. Bis auf diesen Tag hat das Volk der nach ihn so genannten Christen nicht aufgehört." Es ist schwierig, wo nicht unmöglich, hierüber ein sicheres Urtheil festzustellen. Daß Josephus Jesum gänzlich sollte mit Stillschweigen übergangen haben, während er später[4]) Johannes den Täufer mit Ehren erwähnt, ist eben so auffallend, als es unwahrscheinlich ist, daß er von Christo also geredet haben soll, wie der gewöhnliche Text seines Werkes ihn reden läßt. — So viel von den dürftigen und zum Theil noch zweifelhaften Berichten der römischen und jüdischen Historiker.

In ein anderes Gebiet gehören die offenbaren Dichtungen, womit das historische Bild Christi frühzeitig überſponnen worden ist, von denen aber die Kirchengeschichte um so weniger Umgang nehmen kann, als ja diese Dichtungen selbst wieder einen nicht unwichtigen Beitrag zu ihr geben. Lernen wir aus ihnen auch nicht Christum kennen nach der Wahrheit, so spiegelt sich doch in ihnen der Geist der Zeit. Ueberhaupt giebt es ja keine geschichtliche Größe, die nicht in das Reich der Dichtung, bald in bewußter, bald in unbewußter Weise hineingezogen worden wäre. Je lückenhafter nun vollends die historischen Berichte über das Leben Jesu waren, desto näher lag der Reiz, diese Lücken auszufüllen; je wunderbarer die geschichtliche Erscheinung an sich selbst war und ihrer Natur nach sein mußte, desto näher lag die Versuchung, das an sich Wunderbare bis in's Phantastische und Mährchenhafte auszubilden; jemehr sich die fromme Phantasie mit Christus beschäftigte, desto reichern Spielraum erhielt sie zu solchen Dichtungen.

Es ist schon oft beklagt worden, daß wir über die Jugendjahre Jesu so wenig wissen. Nur einer der biblischen Evangelisten hat uns eine kurze, aber vielsagende Erzählung hinterlassen von dem Besuche des zwölfjährigen Knaben im Tempel[5]). Wie schön und einfach ist diese Erzählung! Wie bedeutsam das Wort, das der verloren geglaubte Knabe zu seinen Eltern spricht, die ihn im

[4]) Antiqu. XV, 5. — [5]) Luc. 2, 41—52.

Tempel unter den Lehrern finden: Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist? Eine hohe Ahnung seiner Gottessohnschaft! Und doch dabei die reine, naturgemäße Menschlichkeit so schön bewahrt! Jesus erscheint hier ganz als Knabe, und tritt bei all den Spuren einer höhern Begabung nicht aus der Sphäre des Kindlichen heraus! Er lehret nicht vorlaut im Tempel; er beschränkt sich darauf, die Lehrer zu fragen, die allerdings über die Hoheit seines Geistes sich wundern. Und was das Wichtigste, er bleibt unterthan seinen Eltern, und nach dem menschlichen Gesetz der Entwicklung nimmt er zu wie an Alter, so auch an Weisheit und Verstand, an Gnade bei Gott und den Menschen. — Wie ganz verschieden von diesem Bilde sind die Erzählungen der apokryphischen Kindheitsevangelien, von denen die einen schon im dritten Jahrhundert bekannt waren, während andere noch in spätern Zeiten fabricirt und noch obendrein von Juden und Mahomedanern verunstaltet wurden. Nach diesen Erzählungen geschehen nicht nur eine Menge Wunder *am* Kinde, sondern auch *durch* das Kind. Einige dieser Wunder haben wenigstens etwas Sinniges und Zartes, andere dagegen verfallen in's Plumpe und Abenteuerliche der Mährchenwelt[6]). So mögen wir es uns als sinnige Dichtung gefallen lassen, wenn auf der Flucht nach Egypten ein Palmbaum seine Zweige zu Maria herunter neigt, sie und das Kind mit ihrer Frucht zu erquicken und dann an der Wurzel des Baumes ein Quell lebendigen Wassers entspringt, oder wenn aus den ersten Schweißtropfen des Kindes Balsam hervorquillt. Aber schon materieller lauten die Sagen aus dem Knabenalter Jesu. Bekannt ist die Fabel, wonach er Thiergestalten aus Lehm bildet, die dann auf seinen Befehl davon laufen und davon fliegen, und sogar an das Boshafte grenzt sein Wunderthun, wenn er die Knaben, die mit ihm spielen, in Böcklein verwandelt, damit sie ihn als ihren Hirten verehren, oder wenn er rachsüchtig Andere mit Blindheit oder einem plötzlichen Tode schlägt. Ich füge nur noch ein paar Erzählungen bei, die diese „Kindheitsevangelien" von selbst charakterisiren. Eines Tages kommt der Knabe in das Haus eines

---

[6]) Vgl. Ullmann, Historisches oder Mythisches? u. s. w. Hamb. 1838. Eine poetische Bearbeitung dieser Kindheitssagen hat Verf. dieser Vorlesungen in den Alpenrosen 1850 versucht.

Färbers und sieht die verschiedenen Tücher liegen, die da gefärbt werden sollen. Plötzlich rafft er sie zusammen und wirft sie alle in einen Kessel. Der Färber kommt darüber außer sich. Aber Jesus beruhigt ihn: Ich will einem jeden von den Tüchern die Farbe geben, die du verlangst. Und siehe da! jede Farbe, die der Färber wünscht, tritt auch an dem Tuche hervor, das der Knabe herauszieht. — Da eines Tages Maria durch den Jesusknaben Wasser holen läßt, zerbricht ihm der gefüllte Krug. Nun faßt der Knabe das Wasser in seine Schürze, und bringt es der Mutter ohne einen Tropfen davon zu verlieren. — Seinem Vater ist er behülflich im dem Zimmerhandwerke. Da bestellt Herodes einen Thron, schön und kunstreich, wie der, darauf Salomo gesessen. Allein Joseph kann den Thron nicht zu Stande bringen; er ist zu schmal. Da weiß der Knabe Jesus Rath. Er befiehlt dem Vater, den Thron an dem einen Ende zu fassen, und er faßt ihn an dem andern, und beide ziehen so lange, bis das rechte Maaß erlangt ist. — Als er bei einem Lehrer das ABC lernen soll, will er von dem A nicht zum B übergehen, bis er das A vollkommen ergründet hat und weiß dann über diesen ersten Buchstaben schon so viel Tiefes und Geheimnißvolles zu sagen, daß der Lehrer ob seiner Weisheit erstaunt. — Ich führe diese Geschichten an zur Ehre der Bibel. Wie ganz anders die biblischen Wunder und diese! Da mag es deutlich werden, was bloßer Mythus ist und was auf geschichtlichen Thatsachen ruht. Mit Recht hat man gesagt, es verhalten sich diese Geschichtchen zur Geschichte, wie ein Leierkasten zur Orgel, wie ein Puppenspiel zum Drama, wie der verunglückte Kirchthurm einer Bauernkirche zum gewaltigen Dom. — Wie über die Kindheit Jesu, so sind auch über seine letzten Schicksale fabelhafte Berichte verbreitet worden. Pilatus soll die Akten des Criminalprocesses nach Rom gesandt und Tiberius sogar im Senat darauf angetragen haben, Christum unter die Götter zu versetzen. Das sogenannte Evangelium Nicodemi erzählt nun nach diesen vorgeblichen Akten das Verhör Jesu. Auch da geschehen Dinge, von denen unsere Evangelien nichts wissen. So als Jesus zwischen die Soldaten eintritt, neigen sich die römischen Feldzeichen freiwillig vor ihm, ohne daß die Fahnenträger es verhindern können. Besonders wird die Höllenfahrt Jesu mit grellen Farben

ausgeführt. Die Erzählung darüber wird dem Joseph von Arimathia in den Mund gelegt, der an Annas und Kaiaphas berichtet, wie ihm zwei Männer, Carinus und Leucius, erschienen seien, die Jesus aus der Unterwelt herauf geführt habe, und wie diese ihm den ganzen Vorgang ausführlich beschrieben hätten.

Mehr als diese leeren Phantasiegebilde, bei denen wir uns nicht länger aufhalten wollen, verdient noch eine andere Nachricht beachtet zu werden, die wir bei dem Kirchengeschichtschreiber Eusеb finden und die wenigstens den Schein documentirter Geschichte für sich hat. Eusеb erwähnt nämlich gleich im ersten Buch seiner Kirchengeschichte[7]) eines Briefwechsels, den Jesus mit dem Fürsten Abgarus (Uchomo) von Edessa geführt haben soll. Die Evangelien wissen von solchen Briefen Jesu nichts. Ueberhaupt wird nie erwähnt, daß Jesus geschrieben habe, außer das einemal im Evangelium Johannes (Cap. 8) bei der Geschichte der Ehebrecherin, da er etwas in den Sand schrieb. Hier hingegen bringt uns Eusеb einen Briefwechsel, den er selbst in den Archiven von Edessa gefunden haben will und den er aus dem Syrischen übersetzt, uns griechisch mittheilt. — Abgarus schreibt an Jesum:

„Abgarus, Toparch von Edessa, entbietet Jesu, dem guten Heiland, in der Stadt Jerusalem seinen Gruß. Ich habe von dir und deinen Heilungen gehört, die du ohne Anwendung von Arzneimitteln und Kräutern verrichtest; denn wie die Rede geht, machest du Blinde sehen, Lahme gehen, reinigest die Aussätzigen und treibest unreine Geister und Dämonen aus; auch heilest du solche, die von langwieriger Krankheit gequält sind und weckest die Todten auf. Und da ich nun das Alles von dir gehört habe, so habe ich bei mir gedacht: Eins oder das Andere; entweder, daß du Gott bist, der vom Himmel herabgekommen solches thut oder der Sohn Gottes, indem du solches verrichtest. Deßhalb wende ich mich schriftlich mit der Bitte an dich, du möchtest dich zu mir bemühen und das Uebel, das ich habe, heilen. Auch habe ich gehört, daß die Juden wider dich murren und dich verderben wollen. Ich habe nun eine sehr kleine, aber ansehnliche Stadt, die wird für uns beide groß genug sein." —

---

[7]) Hist. eccles. I, 13.

Nun die Antwort Jesu:

„Abgarus! Selig bist du, der du an mich geglaubt hast, ohne mich zu sehen: denn es stehet von mir geschrieben: die mich gesehen haben, glauben nicht an mich, damit die, welche nicht gesehen haben, glauben und leben[8]). Was nun deine Einladung betrifft, zu dir zu kommen, so muß ich erst alles, weßhalb ich gesandt bin, hier erfüllen, und wenn das erfüllt ist, aufgenommen werden zu dem, der mich gesandt hat. Und dann, wenn ich werde aufgenommen sein, werde ich dir einen meiner Jünger senden, damit er dich von deinem Leiden heile und dir und den deinigen Leben bringe." — Euseb erzählt nun weiter, wie in der That nach der Himmelfahrt Jesu der Apostel Thaddäus durch den Apostel Thomas zu Abgarus gesandt worden sei und ihn geheilt habe. — Daß Euseb diese Briefe wirklich in dem Archiv von Edessa vorgefunden, müssen wir ihm glauben, wenn wir ihn nicht zum Lügner stempeln wollen. Aber wie dieselben in's Archiv gekommen? ist eine andere Frage. Wir haben allen Respekt vor Documenten. Aber wer nur einigermaßen den Ton der evangelischen Erzählung kennt und ein inneres Ohr für denselben hat, und damit diese Geschichte vergleicht, der wird das hinterher Gemachte, um nicht zu sagen, den Betrug mit Händen greifen[9]).

Eine weitere Ausführung der Sage im sechsten Jahrhundert fügt noch bei, Jesus habe dem Abgarus sein Bildniß im Briefe beigelegt. Dieß führt uns auf die Bildnisse von Jesu überhaupt. Daß Jesus irgendwie sein Bild habe verfertigen lassen, müssen wir von vorneherein als unwahrscheinlich abweisen, da die Juden überhaupt gegen das Verfertigen nicht nur göttlicher, sondern auch menschlicher Bilder eingenommen waren, und wenn die Legende den Evangelisten Lucas zu einem Maler macht, so ist es eben auch wieder die Legende. Aber auch nach einer Beschreibung der

---

[8]) Merkwürdig genug kommt diese Stelle nirgends in der Bibel vor. Höchstens erkennt man darin eine Anspielung an Jes. 6 oder 52. oder an Joh. 20, 29.

[9]) Einen absichtlichen Betrug braucht man bei diesen Geschichten nicht vorauszusetzen; es war ein arglosses Sichgehenlassen in frommen Phantasien. — Wir finden dazu Analogien in der spätern christlichen Litteratur. Man denke an die beliebten „jüdischen Briefe" von Pfenninger und Aehnliches.

äußern Gestalt Jesu sehen wir uns in den Evangelien vergeblich um. Aus Mißverstand der prophetischen Stelle Jes. 52: „er hatte keine Gestalt noch Schöne", haben sogar die ältern Kirchenlehrer angenommen, Jesus sei leiblich unschön gewesen. Das widerspricht unserm Gefühl. Wir denken ihn uns gerne als den Menschensohn, der auch nach dieser Seite hin den Eindruck des Vollendeten macht, wie denn auch schon die Kirchenlehrer des vierten und fünften Jahrhunderts auf ihn die Psalmstelle anwenden (Ps. 45, 3): „du bist der schönste unter den Menschenkindern." Wir Alle tragen in uns von Jugend auf einen gewissen Typus der Christusgestalt und des Antlitzes Jesu, den auch alle Künstler, vom höchsten bis zum niedersten, mehr oder weniger festgehalten haben. Woher stammt dieser Typus unserer Christusbilder? Die Kunstgeschichte giebt darauf die Antwort, daß eben das genannte Abgarusbild und nächstdem das Bild der heil. Veronica als die göttlichen Musterbilder betrachtet wurden, von denen man diesen Typus ableitete. Die Veronicasage tritt in vielfachen Wendungen auf. Die bekannteste ist diese: Als Jesus zur Kreuzigung ausgeführt wurde, und unter der Last des Kreuzes zusammen sank, eilte eine mitleidige Frau herbei, die ihm mit ihrem Schleier den Schweiß von der Stirn trocknete. In diesem Schleier drückte sich das Angesicht des Herrn ab. Einige leiten sogar von daher den Namen Veronica, d. h. das wahre Bild (vera εἰκών); doch ist dieß mehr ein sinnreicher Einfall, als eine stichhaltige Erklärung [10]). Immerhin müssen wir annehmen, daß der Typus des Bildes älter war, als die Sage von seiner Entstehung und daß er auf alter Ueberlieferung beruht. Dieser Ueberlieferung begegnen wir auch in schriftlichen Denkmalen späterer Zeit, denen man freilich das Ansehn eines höhern Alterthums zu geben bemüht war. So soll ein gewisser Lentulus, ein Freund des Pilatus, der sich zur Zeit Jesu als römischer Beamter (Praeses Hierosolymitanorum) in Jerusalem befand, an den römischen Senat Folgendes berichtet haben:

„Es ist zu unserer Zeit aufgestanden und ist noch unter uns

---

[10]) Sehr instructiv ist in dieser Hinsicht eine Schrift von Wilhelm Grimm: die Sage vom Ursprung der Christusbilder. Berlin 1843. 4. mit einer Abbildung.

ein Mann von großer Tugend, genannt Christus Jesus, der von den Heiden ein Prophet der Wahrheit genannt wird und den die Seinigen den Sohn Gottes nennen, indem er Todte erweckt und Kranke heilt. Dieser Mann ist von schlanker Gestalt, ansehnlich, von ehrfurchtgebietender Miene, so daß, wer ihn ansieht, ihn eben sowohl lieben als fürchten muß; ein glänzendes Lockenhaar wallt über seine Schultern, auf dem Haupte gescheitelt, nach der Weise der Nazarener. Er hat eine offene, heitere Stirn, ein Angesicht ohne Runzel und Flecken, das ein Anflug von Röthe verschönert. Nase und Mund sind im schönsten Verhältniß, der Bart von reichem Wuchse, röthlich wie das Haupthaar, nicht lang, aber getheilt; die Augen von unbestimmter Farbe und klar. In seinem Schelten ist er fürchterlich, in seiner Ermahnung sanft und liebenswürdig, heiter, aber stets den Ernst bewahrend. Niemals hat man ihn lachen, öfters weinen gesehen. Er ist groß von Gestalt und von schönem Ebenmaaß der Glieder. Seine Rede ist ernst, sparsam und gemessen. Schön ist er unter den Menschensöhnen."

Dieser Bericht des Lentulus stammt erweislich erst aus dem 12. Jahrhundert, aber die Züge zu dem Bilde finden sich schon in frühern Schriftstellern zerstreut, und immerhin mag ihnen eine ächte geschichtliche Tradition zum Grunde liegen.

So weit über die theils geschichtlichen, theils zweifelhaften, theils endlich offenbar erdichteten Nachrichten über die Person Jesu. Wir kommen einfach darauf zurück, daß wir eben angewiesen sind, uns an das zu halten, was uns in unsern kanonischen Evangelien gegeben ist. Und dieses reicht, wie die vorige Stunde uns gezeigt hat, vollkommen hin, um die Gründung der Kirche zu begreifen. Das Uebrige mag nur dazu dienen, uns zu zeigen, wie übel wir berathen wären, wenn eben diese evangelischen Nachrichten uns fehlten. Wenden wir uns nun von der Geschichte Jesu zu der seiner Jünger und Apostel.

Jesus hatte sich bekanntlich einen weitern und einen engern Kreis von Anhängern gebildet. Jünger (Schüler) im weitesten Sinn heißen Alle die, die seiner Lehre Gehör gaben, die an seinen Namen glaubten und die auch nach dem Hinschiede Jesu von der Erde den ersten Kern bildeten der christlichen Gemeinde. So redet schon Paulus (1 Cor. 15, 6) von mehr als 500 Brüdern, denen

der Herr nach seiner Auferstehung erschienen sei. In einem engern Sinne werden die Siebenzig Jünger des Herrn genannt, und in einem noch engern die Zwölf, die den Namen der Apostel führen. Diese Zwölf sind bekanntlich nach der Angabe des neuen Testamentes (Matth. 10, 1 ff. Marc. 3, 16 ff. Apostelg. 1, 13): Simon, mit dem Zunamen Kephas (Petrus), und sein Bruder Andreas, Söhne des Jona; ferner: Jacobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus; sodann: Philippus, Thomas, Bartholomäus, Matthäus, Jacobus der Jüngere, Alphäi Sohn, Thaddäus (Lebbäus, auch Judas, der Bruder des Jacobus), Simon, der Cananit, und der unglückliche Judas Iscariot, an dessen Stelle bald nach der Himmelfahrt Christi, Matthias gewählt wurde. — Ueber die Persönlichkeit dieser Apostel giebt uns das neue Testament mehr oder weniger Aufschluß, jedenfalls nicht so viel, als wir zu haben wünschten. Einiges von ihnen erzählen uns die Evangelien, Anderes finden wir in der von Lucas verfaßten Fortsetzung seines Evangeliums, der man den Namen der Apostelgeschichte gegeben hat, die aber nichts weniger als eine vollständige Geschichte sämmtlicher Apostel enthält. Nur von Einigen erzählt sie uns ein Mehreres, Andere übergeht sie mit Stillschweigen. Nun kann einem aufmerksamen Leser der Evangelien nicht entgehen, daß unter den Zwölfen selbst wieder drei besonders ausgezeichnet erscheinen, nämlich Petrus, Johannes und Jacobus, und zwar der letztere mehr nur um seines Bruders willen, und so erfahren wir auch von diesen das Meiste, während die Andern mehr in den Hintergrund treten oder nur durch einzelne Vorgänge uns bekannt sind, wie Andreas, Philippus, Thomas. — Von Bartholomäus wissen wir weiter nichts, wenn er nicht, wie Viele annehmen, eins ist mit Nathanael; eben so wenig wird uns von Simon, dem Kananiten berichtet.

Es hat daher auch hier die Sage theils die Berichte der Evangelien und der Apostelgeschichte ergänzt, theils, wo diese schweigen, sie zu ersetzen gesucht. Diese Ergänzungen dürfen wir nicht ohne Weiteres von der Hand weisen; es kommt darauf an, die wahre oder doch der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrende Sage zu unterscheiden von reinen, grundlosen Dichtungen. So haben sich z. B. über die letzten Schicksale des Petrus, die uns das neue Testament

nicht erzählt, alte Sagen erhalten, die wenigstens der Mühe werth sind, beachtet und geprüft zu werden; eben so über Johannes; während dann die spätere Zeit nicht ermangelt hat, die Gestalten sowohl dieser als der übrigen Apostel mit ähnlichen apokryphischen Mythen zu umspinnen, wie die Gestalt des Herrn selbst. Schon über die Gesammtheit der Zwölfe werden uns Dinge berichtet, denen aller historische Beweis abgeht. So, daß sie zusammen ein geschlossenes Collegium gebildet, daß sie zusammen das apostolische Glaubesbekenntniß verfaßt hätten, wozu jeder der zwölf Apostel einen der zwölf Artikel gegeben, daß sie die Länder, in die sie gehen sollten, unter sich verloost hätten und daß sie sämmtlich unverehlicht geblieben seien. Von dem allen lesen wir im neuen Testament nichts; auch fehlen uns darüber zuverläßige Nachrichten anderswoher. Aus den spätern Lebensnachrichten über die einzelnen Apostel will ich nur einzelne herausheben.

Simon Petrus, Jona's Sohn, der Fischer aus Bethsaida, den Jesus von seinem Netze wegrief, ihn zum Menschenfischer zu machen, ist uns aus der evangelischen Geschichte so bekannt, daß kaum nöthig ist, an die wichtigen Momente zu erinnern, die dort hervortreten, und durch die er sich uns als den raschen, feurigen Mann darstellt, der meist im Namen der übrigen Jünger das Wort nimmt und auch das rechte Wort findet, wo die Andern noch um dasselbe verlegen scheinen. Sein schönes Bekenntniß: „du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes" (Matth. 16, 16), sein todesmuthiger Entschluß, dem Herrn zu folgen, seine Verleugnung, seine Reue, seine Begegnung mit dem Herrn am See und die bedeutsamen Worte des Herrn an ihn: „Simon Jona, hast du mich lieb? . . weide meine Schafe, meine Lämmer" (Joh. 20, 15), wie tief haben sie sich unserm Gedächtniß von Jugend auf eingeprägt! Sein Bild, das Bild des Mannes, mit dem schönen männlichen Kopfe, der im Kampf mit den Wellen die Hand des Herrn ergreift, wie oft hat es uns ergriffen, wenn die Kunst es uns vor Augen stellte! — Wir verfolgen die Spur seiner Tritte noch über das Leben Jesu hinaus. Wie steht er da als der Gottbegeisterte Redner im Namen Aller am heil. Pfingstfeste! (Apostelg. 2, 14 ff.) Aus seinem Munde vernehmen wir zuerst die Predigt von Christo dem Auferstandenen; da sehen wir ihn das Netz auswerfen unter

die versammelte Menge, und bei dreitausend Seelen werden gewonnen für das Messiasreich. In Judäa, in Samarien verkündigt er die Lehre des Auferstandenen (Apostelg. 8, 14 ff.), und durch ein göttliches Gesicht belehrt, nimmt er, obgleich der Apostel der Beschneidung, auch Heiden in die Gemeinschaft auf und führt ihre Sache auch vor den übrigen Aposteln (Apostelg. 10). Scheint er auch, nach den Andeutungen in paulinischen Briefen, auf Augenblicke wieder wankend geworden zu sein in seinen Grundsätzen über das Verfahren gegen die Heiden (bei seinem Auftreten in Antiochien Gal. 2, 11), so wankte er doch nimmer in seinem christlichen Bekenntniß überhaupt. Nicht Kerker und Bande vermochten ihn, abzustehen von der Predigt des Evangeliums von Christo. Seine wunderbare Errettung aus dem Gefängniß zu Jerusalem (Apstg. 12, 4 ff.) ist das letzte, was die Apostelgeschichte des Lucas uns über seine persönlichen Schicksale berichtet. Bloß noch einmal erscheint er auf dem sogenannten Apostelconcil in Jerusalem (Apostelg. 15, 7), um für die freiere Ansicht rücksichtlich der Heiden zu zeugen. Von da an aber sind wir theils an Vermuthungen, theils an einzelne Nachrichten verwiesen, die wir zu benützen und unter einander zu verknüpfen haben, so weit es geht. So bietet uns zunächst einen Anknüpfungspunkt der erste seiner Briefe im neuen Testament, der aus Babylon geschrieben ist und woraus also auf einen Aufenthalt des Apostels daselbst geschlossen werden muß; ohne daß wir jedoch etwas Näheres über seine dortige Wirksamkeit wüßten [11]). Die christliche Tradition, an die wir von nun an allein gewiesen sind, läßt ihn in Pontus, Galatien, Cappadocien, dem proconsularischen Asien, Bithynien und namentlich auch in Rom predigen. Ja, sie begnügt sich nicht mit der einfachen Predigt Petri in Rom. Sie macht ihn zum Gründer und ersten Bischof der Gemeinde selbst, wie sie ihn auch zum Bischof von Antiochien macht. Sie weiß von einer siegreichen Disputation des Apostels in Rom mit

[11]) Die älteren und jetzt wieder neuere Ausleger (wie Thiersch) wollen unter Babylon Rom verstehen. — Eine so rein unmotivirte Metapher läßt sich aber in der prosaischen Unterschrift eines Briefes kaum denken. Etwas ganz Anderes ist es mit der Apokalypse, wo allerdings Rom Babel genannt wird. — Freilich ist ein Aufenthalt des Apostels im parthischen Reiche auch ohne weitere historische Haltpunkte; vgl. Schaff, Gesch. d. christl. Kirche. Mercersb. 1851. S. 300, der sich gleichfalls für Rom erklärt.

Simon dem Magier, mit dem er noch (Act. 8) in Samarien zusammengetroffen war. Endlich berichtet sie uns auch den Tod des Apostels in Rom. Bei der neronischen Verfolgung, von der wir später noch ausführlicher reden werden, soll er haben aus Rom fliehen wollen; allein Christus begegnet ihm auf dem Wege. Petrus fragte den Herrn: wohin er wolle. Jesus antwortete: nach Rom, um mich noch einmal kreuzigen zu lassen. — Petrus verstand den Wink. Er ging nach Rom zurück, und ließ sich kreuzigen, und zwar mit zur Erde gekehrtem Haupte, weil er sich nicht für würdig hielt, so zu sterben wie sein Herr und Meister. — Was ist an dieser Tradition Wahres? Das ist eine schwierige Frage, die bis auf den heutigen Tag die Historiker beider Confessionen beschäftigt. Daß die römische Kirche ein Interesse hat, Petrus zum ersten Bischof von Rom und alle Päpste zu seinem Nachfolger zu machen, liegt auf der Hand. Aber zu weit würde man gehen, zu behaupten, die ganze Tradition sei erst zu Gunsten des päpstlichen Systems erfunden worden; sie ist älter als dieses, ja sie reicht in die ersten Jahrhunderte zurück; daher haben auch sehr besonnene protestantische Gelehrte [12]), keinen Anstand genommen, die Anwesenheit Petri in Rom und seinen Märtyrtod daselbst als geschichtliche Thatsache anzunehmen, ohne damit die Annahme eines förmlichen Episcopats zu verbinden und ohne alle die Folgerungen daraus zu ziehen, die der römische Stuhl daraus gezogen hat. Gegentheils haben sich aber auch selbst in der katholischen Kirche wieder kritische Stimmen erhoben, die die ganze Tradition, selbst die von einer Anwesenheit des Petrus in Rom, verwerfen oder sie zweifelhaft machen [13]). So viel ist gewiß, daß weder die Verbreitung des Christenthums in Rom, noch das spätere Ansehen des päpstlichen Stuhles die Anwesenheit des Petrus daselbst zu ihrer nothwendigen Voraussetzung haben; beides läßt sich auch auf anderm Wege erklären, und so mag die Frage für die Kirchengeschichte eine offene Frage bleiben. Was Petrus zur Gründung der Kirche thun sollte, nach der Absicht des Herrn, das hat er ge-

---

[12]) Unter ihnen namentlich Gieseler, nicht so unbedingt Neander.

[13]) So Ellendorf, in der Schrift: Ist Petrus in Rom und Bischof der römischen Kirche gewesen? Darmst. 1841.

than. Er war der „Apostel der Beschneidung". Sein Name war daher von Anfang an von großem Gewicht bei den christlichen Gemeinden, namentlich bei der juden-christlichen Partei, und wir begegnen diesem petrinischen Christenthum mit seinem bestimmten Charakter und seiner Unterscheidung vom paulinischen gleich in den ersten Zeiten der Kirche, ohne daß es nöthig ist, den Gegensatz zwischen beiden sich so weitgehend zu denken, als dieß von gewissen Seiten her geschieht.

Weniger als Petrus, ist sein Bruder Andreas bekannt. In den Evangelien begegnet er uns zwar als einer der vertrautern Jünger des Herrn, aber in der Apostelgeschichte wird seiner nicht erwähnt, und wir verlieren ihn gänzlich aus den Augen. — Erst im Schmucke der Tradition finden wir ihn wieder. Nach ihr soll er in Scythien, in Griechenland, später in Klein-Asien das Evangelium verkündigt haben und zu Paträ in Achaia gekreuzigt worden sein und zwar mittels eines verschrenkten Kreuzes, das darum noch jetzt das Andreaskreuz heißt.

Neben dem Bruderpaare Petrus und Andreas begegnet uns das der Söhne Zebedäi, Jacobus und Johannes, die Jesus Söhne des Donners nannte (Marc. 3, 17), und für die ihre Mutter Salome die Bitte einlegte beim Herrn, er möge sie einst sitzen lassen in seinem Reiche, den Einen zu seiner Rechten, den Andern zu seiner Linken; aber Jesus wies sie hin auf den Kelch der Leiden, auf die Taufe des Todes, die ihm bevorstehe. Das Sitzen aber zur Rechten und zur Linken zu geben, stehe ihm nicht zu, sondern denen es bereitet sei von seinem Vater (Matth. 20, 20 ff.). — An Jacobus, dem Aeltern, erfüllte sich das Wort buchstäblich, daß er mit der Taufe seines Meisters getauft wurde. Von ihm erzählt uns die Apostelgeschichte (C. 12, 2), wie er zu Jerusalem auf Befehl des Königs Herodes Agrippa enthauptet wurde (um's Jahr 43 oder 44 nach Chr.). Um so auffallender ist es, daß ihn die Sage gleichwohl als Apostel in Spanien auftreten läßt, wo sein Leichnam in dem berühmten Wallfahrtsort Compostella liegen soll. — Im neuen Testament wird sein Bild überstrahlt von dem seines Bruders Johannes, des Lieblingsjüngers und Evangelisten. Auch hier wollen wir nicht Bekanntes widerholen. Nur darauf möchten wir aufmerksam machen, wie die

Auszeichnung, die ihm von dem Herrn wiederfährt, wieder eine andere ist, als die des Petrus. Petrus ist der Mann der That, Johannes der Mann des Gemüthes, der innigen Gefühlstiefe; daher sein Verhältniß zu Jesu mehr ein persönliches, ein Liegen an seiner Brust. Ihm wird nicht zunächst der Auftrag, die Kirche zu stützen, zu tragen, zu leiten; sondern an ihn gehet das Wort: siehe das ist deine Mutter; ihm gehört das Vermächtniß des Herzens. Wir würden indessen unrecht thun, uns unter Johannes jene weichliche, schmachtende Seele zu denken, zu der er aus Mißverstand seiner Lehre von der Liebe, gemacht worden ist. Alles deutet bei ihm auf eine kräftige, feurige Natur; sogar auf eine Heftigkeit des Charakters, die aber freilich mit dem Alter und in der Schule des heil. Geistes mehr und mehr gemildert und veredelt wurde. So hat er uns denn in gereiften Jahren, als Johannes Evangelist, nicht sowohl die äußern Thaten Jesu beschrieben und die nach außen gerichteten Reden uns wiedergegeben, als vielmehr hat er, „der Theologe", wie die Kirche ihn nannte, uns die Tiefen der Gottheit erschlossen, die in Christo verborgen waren. Gleichwohl finden wir auch ihn in seinen frühern Jahren nach außen thätig in der Verbreitung des Christenthums. Erst erscheint er in der Apostelgeschichte als Begleiter des Petrus in Judäa und Samarien (Apstg. 3, 1 ff. 8, 14 ff.), dann scheint er sich länger in Jerusalem aufgehalten zu haben. Wohin er von da aus sich gewendet, erfahren wir nicht mehr durch die neutestamentlichen Berichte. Aber die alte und gewiß nicht zu verwerfende Tradition weist ihm in Klein-Asien seinen bleibenden Wohnsitz an, und namentlich scheint er von Ephesus aus (nach Paulus Tode) zur tiefern Begründung des Christenthums in hohem Segen gewirkt zu haben. Die Annahme, daß er auf der Insel Patmos die Apocalypse verfaßte, beruht auf einer bestimmten Angabe in diesem merkwürdigen Buche selbst [14]). Daß er aber unter Domitian oder einem andern römischen Kaiser dahin sei verwiesen worden, beruht auf bloßer Tradition, sowie auch die Angabe, daß er zuvor in Rom in siedendes Oel getaucht worden und unversehrt wieder heraus gekommen sei. Auch den Giftbecher soll er getrunken haben, ohne Schaden zu nehmen. Darauf

[14]) Apoc. 1, 9.

deutet der Becher mit der Schlange, als Symbol des Giftes, in den Abbildungen des Jüngers. — Nach dem einstimmigen Zeugniß der ersten Kirche erreichte Johannes ein hohes Alter. Er lebte bis an das Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung und starb wahrscheinlich in Ephesus. Um ihn hat sich ein ganzer Sagenkreis gebildet, bei dem noch etwas zu verweilen sich lohnt. So soll er in Ephesus einst in einem öffentlichen Bade mit dem Häretiker Cerinth zusammen getroffen sein, sofort aber das Bad verlassen haben, weil er nicht wollte mit einem Ketzer unter einem Dache verweilen, aus Furcht, es möchte einstürzen. — Lieblicher und ganz seiner Gesinnung entsprechend, lautet eine andere Sage, daß er noch in hohem Alter sich durch seine Jünger in die Versammlungen der Gläubigen habe tragen lassen, um ihnen immer und immer wieder das eine Wort zuzurufen: Kindlein liebet euch! Bekannt ist auch, wie ein letztes Wort des Herrn an ihn (Joh. 21, 22), dahin mißverstanden wurde, als sterbe dieser Jünger nicht. Und wirklich glaubten Einige, er sei wie Henoch und Elias ohne Tod in den Himmel entrückt worden. Eine Sage, die Augustin mittheilt, berichtet: Johannes habe sich selbst sein Grab bereiten lassen, und sich dann wie in ein Bett hinein gelegt, um zu sterben. Aber es habe sich der Glaube verbreitet, er sei nicht wirklich gestorben, sondern er schlafe nur. Sein Odem bewege die Erde auf seinem Grabe und treibe immerfort aus der Tiefe einen weißen Staub hervor. — Noch bis im 18. Jahrhundert haben ja sogar geistreiche Männer eine leibliche Wiederkunft dieses Jüngers erwartet. — Eine schöne Erzählung, die zum Beweis seiner Hirtentreue schon von den ältesten Kirchenschriftstellern angeführt wird, kann ich nicht übergehen. Auf einer seiner apostolischen Reisen erblickte Johannes in Smyrna einen Jüngling, der durch seine edle Haltung ihm auffiel. Er übergab diesen Jüngling dem Bischof zu besonderer Aufsicht, und setzte dann seine Reise fort. Als Johannes nach einiger Zeit wieder zu der Gemeinde zurückkehrte, war seine erste Frage nach dem Jünglinge. Der Bischof antwortet betreten: „er ist gestorben", und auf das weitere Eindringen des Apostels, erklärt er sich deutlicher: der Jüngling sei Gott gestorben; er habe die Wege des Herrn verlassen und sei der Anführer einer Räuberbande geworden. Sofort verlangt der Apostel ein Pferd

und ruhet nicht, bis er den Aufenthalt der Räuber erspäht hat. Er wird von ihnen gefangen. „Führt mich zu euerm Hauptmann", spricht er. Als dieser den Johannes erblickt, flieht er erst vor ihm; aber Johannes, sein Alter vergessend, setzt ihm nach und ruft ihm zu: „was fliehest du vor mir, mein Kind! vor mir, deinem Vater, dem Hülflosen, dem Alten! erbarme dich meiner, mein Kind! fürchte dich nicht: noch ist Hoffnung des Lebens für dich vorhanden; ich werde Christo Rechenschaft geben über dich; gern will ich, wenn's sein muß, mein Leben lassen für dich, wie der Herr für uns das seine gelassen hat. O so stehe denn, glaube, Christus hat mich hergesandt!" — Endlich blieb der Jüngling stehen, sah beschämt zur Erde nieder, warf die wilde Rüstung von sich, erklärte unter bittern Thränen seine Reue, und ward von Johannes wieder aufgenommen und der christlichen Gemeinde wiedergegeben. Herder hat diese Legende trefflich bearbeitet [15]).

Nur noch ein Weniges über die übrigen Apostel.

Ueber Philippus aus Bethsaida, der Jesum gleichzeitig mit Petrus und Johannes kennen lernte, wissen wir sehr wenig. Von ihm erzählt uns die Apostelgeschichte nichts; nach einer sehr alten und nicht ganz zu verwerfenden Nachricht soll er das Evangelium in Phrygien verbreitet haben und in hohem Alter zu Hierapolis gestorben sein. Nicht selten hat man ihn mit dem Diaconus Philippus verwechselt, der den Kämmerer aus Mohrenland bekehrte. — Von Bartholomäus haben wir nur den Namen, wenn anders nicht, wie Viele annehmen, der aus Johannes uns bekannte Nathanael, „der ächte Israelite ohne Falsch", eben diesen Namen führte. Dagegen weiß die Legende von ihm zu erzählen, er sei von königlicher Abkunft gewesen, der Sohn eines Königs Ptolemäus und habe auch als Jünger des Herrn sein Purpurgewand getragen. Christus habe ihm geweisagt, er werde einst den Purpurmantel seines Leibes ausziehen müssen, und dieß sei in Erfüllung gegangen, indem er in Armenien, wo er das Evangelium predigte, lebendig sei der Haut entkleidet worden; daher trägt er auch in bildlicher Darstellung ein Messer in der Hand und die abgezogene

[15]) Der gerettete Jüngling in den christlichen Legenden. Sämmtliche Werke; zur Literatur und Kunst. III. S. 286. Die kirchliche Erzählung selbst bei Eusseb III, 33.

Haut auf dem Arm. Nach einer andern Version soll Bartholomäus in Indien das Evangelium verkündigt haben. — Simon, der Kananite, der auch Zelote (Eiferer) heißt, ist uns gleichfalls unbekannt. Es ist bloße Vermuthung, wenn Einige annehmen, daß es derselbe Mann gewesen sei, auf dessen Hochzeit Jesus sein erstes Wunder verrichtete. Spätere haben ihm in Asien und Afrika einen Wirkungskreis angewiesen. In Persien soll er von heidnischen Priestern zersägt worden sein. — Daß Thomas, dessen augenblicklicher Zweifel an der Auferstehung Christi ihm den Namen des „ungläubigen" gebracht hat, späterhin in Indien das Evangelium verbreitet habe, ist eine Sage, die vielen Glauben in der Kirche bis auf diesen Tag gefunden hat; obgleich sich darüber nichts Gewisses sagen läßt: denn die sogenannten Thomaschristen in Indien sind offenbar spätern Ursprungs. Eine ältere Sage macht ihn zum Evangelisten der Parther.

Matthäus, eine Person mit Levi, Sohn des Alphäus, den Jesus von seiner Zollstätte weg zu sich gerufen (Matth. 9, 9 ff.), ist der Kirche am bekanntesten geworden durch das Evangelium, das seinen Namen trägt. Wo er das Christenthum verbreitet, wissen wir nicht. Die Sage weist nach Aethiopien.

Bei Jacobus dem Jüngern und bei Thaddäus (Judas Lebbäus) entsteht die Frage, ob sie dieselben Personen sind, die uns an andern Orten als Brüder Jesu bezeichnet oder ob sie von ihnen verschieden sind. Leibliche Brüder des Herrn waren diese beiden Apostel jedenfalls nicht, wohl aber Geschwisterkinder von ihm [16]), und so muß man freilich die Bezeichnung von Brüdern in einem weitern Sinn nehmen (von Vettern), wenn man sich nicht entschließen kann, neben diesen Aposteln noch eigentliche Brüder des Herrn eben dieses Namens anzunehmen. Wir lassen die Frage, die die Gelehrten bis auf diesen Tag beschäftigt, unentschieden [17]). Nur bemerken wir, daß der Jacobus, den die

---

[16]) Insofern Alphäus und Kleophas, der Schwager der Maria, als eine und dieselbe Person angenommen werden. Joh. 19, 25. Matth. 10, 3.

[17]) Bekanntlich hat die Scheu, sich die Maria als Mutter leiblicher Söhne zu denken, manche, besonders katholische Theologen, von vorneherein gegen die Annahme von leiblichen Brüdern Jesu eingenommen. Die Untersuchung muß rein historisch, ungetrübt von dogmatischen Voraussetzungen,

Kirche den Bruder des Herrn nennt und der auch den Beinamen des Gerechten führte, längere Zeit Bischof von Jerusalem war und von ihm ist auch wahrscheinlich der Brief Jacobi in unserer Bibel. Dieser Jacobus starb als Märtyrer. Nach Josephus wurde er auf Befehl des Hohenpriesters Ananias gesteinigt; nach einer andern Nachricht, die wir bei den christlichen Kirchenschriftstellern finden, wurde er bei einer Volksbewegung von seinen Feinden auf die Zinne des Tempels gestellt, dort zum Predigen aufgefordert, dann aber, als er Jesum öffentlich als den Weltheiland bekannte, herab gestürzt, und da er nicht vollkommen todt war, vollends mit einer Walkerkeule erschlagen [18]). — Von Judas Thaddäus haben wir schon erwähnt, daß er, der Sage zufolge, an den Toparchen Abgarus von Edessa abgesandt wurde, um ihn im Namen Jesu zu heilen; wir haben aber gesehen, auf wie schwachen Füßen diese Sage steht. Spätere Nachrichten lassen auch ihn den Märtyrtod sterben; nach den Einen soll er gekreuzigt, nach Andern mit Pfeilen erschossen worden sein. — Von Matthias endlich, der bald nach Jesu Himmelfahrt an die Stelle des Judas Ischariot durch das Loos gewählt wurde (Apostelg. 1, 26), wissen wir ebenfalls nichts Sicheres. Erst eine spätere Sage läßt ihn in Aethiopien das Evangelium verkünden und dort den Märtyrtod sterben; vielleicht eine Verwechslung seiner Person mit der des Matthäus (s. oben).

Blicken wir noch einmal auf die Geschichte der zwölf Apostel zurück, so muß uns, wie schon bemerkt, auffallen, wie wenig das Buch, das den Namen „Apostelgeschichte" führt, uns über diese Zwölfe berichtet. Von mehrern schweigt es ganz, und auch die Geschichte der Hauptapostel, der Säulen der Gemeinde, führt es nur bis auf eine gewisse Grenze fort. Dagegen handelt die größere Hälfte des Buches von den Schicksalen und der Thätigkeit eines Mannes, der uns nicht unter den Zwölfen genannt wird und der gleichwohl, nach seinem eigenen Zeugniß „mehr gearbeitet hat als sie Alle" (1 Cor. 15, 10); eines Mannes, der den Namen und die Würde eines Apostels ungescheut für sich in Anspruch nimmt, indem er das Bewußtsein einer unmittelbaren Berufung des Herrn

geführt werden. Für unsern Zweck liegt sie außer dem Wege; doch hat die Annahme wirklicher Brüder Jesu vieles für sich.

[18]) Vgl. Hegesippus bei Euseb II, 23. und Josephus XX, 8.

in ſich trägt und die ſchlagendſten Beweiſe dieſer Berufung an den Tag legt. Es iſt das auserwählte Rüſtzeug des Herrn — der Heidenapoſtel Paulus, mit deſſen Perſönlichkeit und deſſen Wirkſamkeit wir uns genauer vertraut zu machen haben, wenn wir die Verbreitung des Chriſtenthums nach außen, ſeine Vertiefung nach innen geſchichtlich begreifen wollen.

Fünfte Vorleſung.

Die Mutterkirche zu Jeruſalem und das Urchriſtenthum. — Das erſte chriſtliche Pfingſtfeſt. — Die Gütergemeinſchaft. — Diaconen und Gemeindeverfaſſung. — Die erſten Verfolgungen. — Der Protomartyr Stephanus. — Philippus. — Petrus und die Heiden. — Paulus. — Seine Reiſen und ſeine Schickſale. — Das pauliniſche Chriſtenthum.

In unſern beiden erſten Vorleſungen ſind wir durch den Vorhof der Heiden und durch den Tempel der Juden flüchtig hindurch gezogen; dann haben wir in den beiden letzten Stunden das Bild des Herrn und ſeiner zwölf Apoſtel uns vor Augen geſtellt, und ſind ſo bei dem Portal verweilt, das uns in das innere Heiligthum der Kirche und deren Geſchichte einführen ſoll. Wir haben dieſe Bilder Chriſti und der Apoſtel einſtweilen nur vereinzelt betrachtet, als heilige Standbilder am Eingang des Tempels, wie ſie nicht nur von der Hand der Geſchichte hingeſtellt, ſondern wie ſie auch durch die chriſtliche Phantaſie ſind ausgeſchmückt, freilich mitunter auch entſtellt, mit falſchen Farben übertüncht, von wucherndem Unkraut umrankt worden.

Jetzt treten wir in eine weitere Vorhalle, es iſt die der apoſtoliſchen Kirche. Dieſe ſelbſt aber zerfällt für uns wieder in zwei Räume, wie das Buch der Apoſtelgeſchichte ſie von einander geſondert hat, nämlich in den engern Raum der Mutterkirche zu Jeruſalem und ihrer Ausläufer, und in den der Erſtlingskirche aus den Heiden. Und indem wir uns in dieſen Räumen umſehen, fällt unſer Auge abermals auf ein Apoſtelbild, das nicht in der Reihe jener Zwölfe ſteht, das gleichſam jene beiden Räume von

einander scheidet oder vielmehr sie unter einander verbindet. Es ist das Bild des Heidenapostels Paulus. Ehe wir zu diesem Bilde aufschauen, müssen wir aber noch einen Augenblick in der ersten Vorhalle verweilen und uns umsehen in der Mutterkirche seit dem Tage der Pfingsten. Hier sind wir einzig gewiesen an die ersten Kapitel der Apostelgeschichte, die wir nicht ausführlich recapituliren, sondern an die wir nur mit wenigen Worten, als an schon Bekanntes, erinnern wollen.

Wir haben schon früher erwähnt, daß wir das erste christliche Pfingstfest betrachten können, als das Geburtsfest der christlichen Kirche. Die wunderbare Begebenheit sind wir nicht berufen, hier näher zu beleuchten. Wir halten uns an das geschichtliche Resultat. Da wird uns denn gesagt, wie, nachdem die dreitausend Seelen sich auf die Predigt Petri hin hatten taufen lassen, sie beständig geblieben seien in der Apostel Lehre, in der Gemeinschaft, im Brotbrechen und im Gebet (Apostelg. 2, 42). Es wird uns ferner berichtet, wie sie alle Dinge unter einander gemein hatten; denn „ihre Güter und Habe verkauften sie und theilten sie aus unter Alle, nachdem Jedermann noth war" (Vs. 45). Es ist von dieser Gütergemeinschaft auch in neuerer Zeit wieder viel geredet worden. Man hat gezweifelt, ob sie je buchstäblich eingetreten sei. Das Letztere läßt sich nach dem Wortlaute unserer Erzählung kaum leugnen. Aber vergessen wir nicht, es war 1) eine Gemeinschaft der Güter nur unter wenigen Gleichgesinnten, die sich freiwillig, aus innerm Drang der Liebe dazu entschlossen; es ward 2) diese Gütergemeinschaft nicht als ein Recht angesprochen und darum auch nicht als eine Pflicht gefordert; denn als jener unglückliche Ananias etwas von dem erlösten Gelde für sich behalten wollte, da ward nicht dieses Zurückbehalten an sich; sondern nur die Lüge so hart bestraft, die dieses Zurückhalten verheimlichte, die Heuchelei, die sich den Schein der Uneigennützigkeit geben wollte; ohne sie zu besitzen; und 3) dauerte das ganze Verhältniß, wenn es je vollkommen zu Stande kam, nur kurze Zeit; denn wir finden ja bald nachher, daß es, wie überall, so auch in der ersten Christengemeinde zu Jerusalem Arme gab, für die gesorgt werden mußten, und für die sogar eigene Armenpfleger, sieben Diaconen gewählt wurden (Apg. 6). Dieß führt uns auf die erste Gemeindeverfassung

der Christen. Wir haben uns diese so einfach als möglich zu denken. Offenbar schlossen sich die ersten, aus den Juden gläubig gewordenen Christen an das Vorbild der Synagogen an. Ja, sie hatten eigentlich gar nicht die Absicht, die Religion ihrer Väter zu verlassen und eine neue Religion dagegen anzunehmen. So dürfen wir den Uebertritt zum Christenthum uns gar nicht denken. Die ersten Judenchristen waren und blieben Juden nach ihrem ganzen Wesen; sie unterschieden sich von ihren bisherigen Glaubensgenossen nur dadurch, daß sie den Messias, den Jene noch erwarteten, als gekommen betrachteten; daß ihnen Jesus von Nazareth, den Jene gekreuzigt hatten, wirklich als der erschien, der in den Propheten verkündigt und durch Wunder, namentlich das Wunder der Auferstehung bewährt sei. Sie betrachteten sich demnach als die rechten Juden, als das wahre Volk des Heils, das geistliche Israel, das die Zeit des Heils begriffen und das Heil ergriffen habe, während jene sie als eine abtrünnige Secte bezeichneten und sie mit dem verächtlichen Namen der Nazaräer und Galiläer belegten. Natürlich standen die Apostel des Herrn als die Leiter der Gemeinde oben an; später erscheinen auch Aelteste neben ihnen; ein Amt, das aus den Synagogen in die christliche Kirche sich hinüber pflanzte. Was nun aber die vorhin erwähnten Diaconen betrifft, so fand ihre Wahl durch die Gemeinde statt, und ausdrücklich in der Absicht, die Apostel zu erleichtern, und ihnen namentlich die Sorge für die Armen abzunehmen, denn „es taugt nicht", so sprachen die Zwölfe zu der versammelten Menge, „daß wir das Wort unterlassen und zu Tische dienen. Darum sehet unter euch nach sieben Männern, die ein gut Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind, welche wir bestellen mögen zu dieser Nothdurft. Wir aber wollen anhalten am Gebet und am Amt des Worts." — Damit ist aber keineswegs gesagt, daß nicht auch die Diaconen außer der ihnen anvertrauten Armenpflege für die weitere Verbreitung des Evangeliums thätig sein konnten. Im Gegentheil finden wir zwei unter den Sieben und zwar die zuerst Genannten, den Stephanus und den Philippus auch nach außen hin als Verkündiger des Heils eine bedeutende Wirksamkeit entfalten; ja, den Einen unter ihnen sehen wir als den ersten Blutzeugen fallen in der Verfolgung der jungen Gemeinde.

Von dieſer Verfolgung haben wir nun zu reden. Sie ging zunächſt nicht von den Phariſäern, wie man erwarten ſollte, ſondern von der ſadducäiſchen Secte aus. Dieß hat ſeinen beſondern Grund. Die Sadducäer leugneten die Auferſtehung, und ſo kehrte ſich nun auch ihr Haß gegen die Bekenner derſelben. Schon als Petrus und Johannes, nachdem ſie den Lahmen vor der Thüre des Tempels geheilt, die Predigt von Chriſto erſchallen ließen, wurden ſie gefangen gelegt und nur mit der Drohung entlaſſen, hinfort nicht mehr von dieſem Namen zu reden (Apoſtelg. 3 u. 4). Als ſie aber dieſer Drohung nicht Folge leiſteten, nach dem Grundſatze, daß man Gott mehr gehorchen müſſe, als den Menſchen, da war es eben die Partei der Sadducäer, die zu vergeblichen Gewaltmaßregeln ſchritt, während aus der Phariſäerſecte Gamaliel das bedeutſame Wort ſprach: „Iſt der Rath oder das Werk aus Menſchen, ſo wird's untergehen; iſt's aber aus Gott, ſo könnet ihr's nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott ſtreiten.“ (Apg. 5, 38. 39.) Ueberdieß trat nun eine Partei von Helleniſten zuſammen, die eine eigene Schule in Jeruſalem bildeten, und die uns in der Bibel als die Partei der Libertiner, Cyrener und Alexandrer bezeichnet wird (ebend. 6, 9). Dieſe regten die Volkswuth und den Prieſterhaß gegen Stephanus auf, von dem es heißt: „daß er Wunder und große Zeichen gethan unter dem Volk“, und daß eben dieſe Gegner der Weisheit und dem Geiſte, daraus er redete, zu widerſtehen nicht vermocht hätten. Die mächtige Rede des Stephanus iſt bekannt und eben ſo die Art ſeines Todes (Apſtlg. 7). Frühzeitig ehrte die Kirche das Gedächtniß ihres Protomartyr.

Schon hier zeigte es ſich, daß das Blut der Märtyrer eine Ausſaat der Kirche iſt. Bald nach dem Tode des Stephanus erhob ſich eine große Verfolgung über die Gemeinde zu Jeruſalem, ſo daß die Gläubigen nach Judäa und Samarien zerſtreut wurden, und eben dieſe Zerſtreuung diente zur Fortpflanzung des Chriſtenthums (Apoſtelg. 8). In Samarien finden wir den Diaconus Philippus als Evangeliſten für deſſen Verbreitung thätig; Petrus und Johannes traten ſpäter in ſeine Fußſtapfen, indem ſie ſein Werk ergänzten durch Handauflegung und Mittheilung des heiligen Geiſtes an die Gläubigen. Ferner bekehrte Phillippus auf der Landſtraße von Jeruſalem nach Gaza jenen Beamten der äthiopi-

schen Königin von Meroe, den er in den Weissagungen des Jesaia vertieft auf seinem Reisewagen fand, und den er, nachdem er ihm bewiesen, daß Jesus der Messias sei, sofort taufte. Wie weit dieser bekehrte Kämmerer selbst wieder zu Verbreitung des Christenthums in seinem Vaterlande Aethiopien beigetragen haben mag, wer will das bestimmen? Nach der spätern Legende soll er auf der Insel Ceylon gepredigt und dort den Märtyrtod erlitten haben. Von Philippus aber berichtet uns die Apostelgeschichte, daß ihn der Geist des Herrn hinweg gerückt und der Kämmerer ihn nicht mehr gesehen habe. Er verkündigte von nun an in den Seestädten Palästina's, in Asdod und der Umgegend die Lehre des Heils, bis er nach Cäsarea kam, wo er seinen bleibenden Aufenthalt fand (Apostelg. 21, 8). Eben diese Seestädte wurden auch von Petrus besucht (Apostelg. 9). Als Petrus in Joppe, bei Simon dem Gerber, seine Wohnung genommen, ward er durch ein göttliches Gesicht belehrt, daß die Scheidewand zwischen Juden und Nichtjuden gefallen sei; und in der Ueberzeugung, daß Gott die Person nicht ansehe, sondern daß in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm sei, nahm er in Cäsarea jenen römischen Hauptmann Cornelius, einen bisherigen Proselyten des Thores, in die Gemeinschaft der Christen auf durch die heil. Taufe, die er ihm ertheilte. Mit ihm wurden noch Andere getauft, nachdem der heil. Geist über sie gekommen und ähnliche Wunder, wie am Pfingsttage in ihnen gewirkt hatte (Apostelg. 10). Bald darauf brach unter Herodes Agrippa die Verfolgung der jüdischen Gemeinden ein, in der Jacobus der Aeltere durch das Schwert fiel, Petrus aber durch ein Wunder gerettet ward (Apostelg. 12). Nicht lange, so büßte Herodes für seine Frevel. „Es schlug ihn, heißt es, der Engel des Herrn, darum daß er die Ehre nicht Gott gab." Bei den öffentlichen Kampfspielen, die er zu Cäsarea hatte anstellen und wobei er sich als einen Gott hatte huldigen lassen, überfiel ihn eine furchtbare Krankheit, die den plötzlichen Tod zur Folge hatte. Um eben diese Zeit ungefähr hörte Jerusalem auf, der feste Sitz der Apostel zu sein, und Jacobus der Gerechte oder der Bruder des Herrn trat mit apostolischem Ansehen an die Spitze der Gemeinde.

Und nun mögen wir unsere Blicke auf den Mann richten, der

das Christenthum weit über die Grenzen Palästina's hinaus recht eigentlich in die Welt einführte und so den Anfang machte, zur christlichen Mission unter den Heiden. Bei jener Steinigung des Stephanus wird uns ein Jüngling vorgeführt, Namens Saulus, zu dessen Füßen die Kleider des Verfolgten niedergelegt wurden; und es heißt von ihm: „er hatte Wohlgefallen an seinem (des Stephanus) Tode." Dieser Jüngling war, so weit uns seine frühere Geschichte bekannt ist, aus Tarsus in Cilicien gebürtig und genoß römisches Bürgerrecht. In Jerusalem hatte er sich unter Gamaliel gebildet und gehörte der pharisäischen Secte an. Die mäßigen Grundsätze, die Gamaliel im Synedrium äußerte, waren nicht auf den Schüler übergegangen. Im Gegentheil, er schnaubte, wie es heißt, mit Dräuen und Morden wider die Jünger des Herrn und nachdem er schon zu Verfolgung der Christen in Jerusalem mitgeholfen, und Männer und Weiber in's Gefängniß überantwortet hatte, bat er den Hohenpriester um Briefe nach Damascus an die dortigen Vorsteher der Synagogen, um von diesen sich weitere Vollmachten zur Verfolgung auch der dortigen Christen auszuwirken. Auf dem Wege dahin fand die wunderbare, Ihnen allen bekannte Erscheinung statt (Apostelg. 9, 1 ff.), die eine gänzliche Umkehr seines Wesens zur Folge hatte. In Damascus ward er durch einen dortigen Jünger Ananias von der Blindheit geheilt, mit der er geschlagen worden; es wurden ihm die Hände aufgelegt, er empfing die Taufe und von nun an verkündigte er zu allgemeiner Verwunderung Christum als den Sohn Gottes. Nach einer Aeußerung in seinem Briefe an die Galater (1, 17) machte Paulus von da an einen längern Aufenthalt in Arabien. Die Apostelgeschichte erwähnt dieses Aufenthaltes nicht; aber gewiß benützte Paulus diesen Aufenthalt, um die mächtigen Eindrücke von Damascus in sich zu verarbeiten und sich zu dem Werke zu rüsten, womit er nun bald betraut werden sollte. — Er kehrte dann wieder nach Damascus zurück, und entging den Nachstellungen der Juden durch eine gewaltsame Flucht. Er erschien in Jerusalem, wo ihn Barnabas bei den Aposteln Petrus und Jacobus einführte. Von Tarsus, wohin er sich für einige Zeit zurückgezogen, ging er dann mit Barnabas nach Antiochien, der Hauptstadt Syriens. Hier hatte sich bereits eine Christengemeinde gebildet (Apostelg. 11), die

wir gewissermaßen als die Mutterkirche der Heidenchristen betrachten können; denn während die Christen zu Jerusalem noch immer dem Namen nach Juden waren, so kam hier zuerst die Benennung Christianer (Christen) auf. Wahrscheinlich gaben ihnen die Heiden diesen Namen. Sie selbst nannten sich Brüder oder Gläubige. Eben dieses Antiochien wird nun auch der Ausgangspunkt der Bekehrungsreisen des Apostels. Ihm Schritt für Schritt auf diesen Reisen zu folgen, würde uns zu weit führen. Wir begnügen uns mit einer Uebersicht.

Die erste Reise in Begleitung des Barnabas und eine Zeit lang des Johannes Marcus ging durch Cypern, Pamphilien, Pisidien, Lycaonien. Auf dieser Reise, nicht wie gewöhnlich angenommen wird, gleich von seiner Bekehrung an, führt nun der bisherige Saulus den römischen Namen Paulus (vgl. Apostelg. 13, 9). Zu Perga in Pamphilien hatte sich Johannes Marcus von seinen Begleitern getrennt und sich wieder nach Jerusalem gewendet. Paulus und Barnabas aber predigten in den Städten Antiochien und Pisidien, Iconium, Lystra, Derbe. — In Antiochien erregten die Juden einen Aufruhr wider sie. Gleiches widerfuhr ihnen zu Iconien. In Lystra, da sie einen Lahmen geheilt, wurden sie dagegen von dem Volke für Götter, Barnabas für den Jupiter, Paulus für den Mercur gehalten. Aber wie bald schlug diese Vergötterung, die die Apostel weislich ablehnten, in Verfolgung um! Paulus ward gesteinigt und für todt zur Stadt hinaus geschleift. Von Derbe traten sie ihre Rückreise an, und im syrischen Antiochien wieder angelangt, versammelten sie die Gemeinde und verkündigten, wie viel Gott durch sie verrichtet und wie er den Heiden die Thüre des Glaubens aufgethan. — So weit die erste Missionsreise (Apostelg. 13 u. 14). Bald nach ihrer Ankunft erhob sich eine Spaltung in der Gemeinde. Es waren Judenchristen von Jerusalem hingekommen, welche von den Heidenchristen verlangten, daß auch sie sich müßten durch die Beschneidung in das Judenthum aufnehmen lassen, wenn sie an den Seligkeiten des Christenthums Theil haben wollten. So wurden denn Paulus und Barnabas nach Jerusalem gesandt zu den Aposteln und Aeltesten, um diesen Zwist zu schlichten. Man hat diese Zusammenkunft das Apostelconcil genannt; wobei man aber nicht an die

förmlichkeiten denken darf, welche die spätern Concilien der Kirche erheischten. Es war eher eine brüderliche Conferenz, auf der denn auch wirklich der Zwiespalt ausgeglichen wurde und zwar zu Gunsten der Heidenchristen. „Es gefällt, so hieß es, dem heil. Geist und uns (eine Formel, die auch bei spätern Concilienbeschlüssen angewendet wurde), euch keine Beschneidung mehr aufzulegen, denn nur daß ihr euch enthaltet vom Götzenopfer, und vom Blut und vom Erstickten und von der Unzucht; von welchen, da ihr euch enthaltet, thut ihr recht" (Apostelg. 15, 28. 29). Dieser Beschluß wurde durch Paulus und Barnabas und durch zwei ihnen beigegebene Abgeordnete von Jerusalem nach Antiochien gebracht und daselbst mit großer Befriedigung aufgenommen.

Nach diesem Zwischenfalle traten Paulus und Barnabas die zweite Bekehrungsreise unter die Heiden an; doch trennten sich beide schon gleich Anfangs ihrer Reise von einander, indem Barnabas darauf bestand, den Johannes Marcus mit zu nehmen, Paulus aber dieß nicht zugeben wollte. So gingen denn Barnabas und Marcus nach Cypern. Paulus aber wählte sich den Silas, einen der Männer, die ihn von Jerusalem nach Antiochien begleitet hatten, zu seinem Gefährten. Sie besuchten erst die Gemeinden Kleinasiens, und in Lystra nahmen sie noch den Timotheus zu sich, aus Lycaonien gebürtig, den Sohn eines griechischen Vaters und einer jüdischen Mutter, durch die er von Jugend auf in den heiligen Schriften des alten Bundes war unterrichtet worden. Bald nachher gesellte sich wahrscheinlich auch noch Lucas, der Verfasser des Evangeliums und der Apostelgeschichte zu ihnen [1]). Sie durchzogen Phrygien, Galatien und setzten, durch ein göttliches Traumgesicht bewogen, von Troas nach Macedonien, mithin nach Europa über. Da gründete Paulus unter mancherlei Kämpfen die Gemeinden zu Philippi, zu Thessalonich, zu Beröa. In Philippi schloß er sich zunächst an die Synagoge der Juden, die am Flusse Strymon vor der Stadt lag; da gewann er jene Purpurkrämerin Lydia, in deren Haus er sich niederließ. Die Hei-

[1]) Man schließt dieß aus dem Umstande, daß Lucas in seiner Apostelgeschichte von Cap. 16 Vers 10 an in der ersten Person der Mehrzahl redet, während er früher die dritte Person gebraucht.

lung einer besessenen Sclavin, die den eigennützigen Absichten ihrer Gebieter schadete, erregte bekanntlich einen Auflauf, in dessen Folge Paulus und Silas gestäupt und in's Gefängniß geworfen wurden. Aber eben diese Gefangenschaft wurde Veranlassung zu einer neuen Bekehrung, zu der des Kerkermeisters, der, erschrocken über das Erdbeben, das die Fesseln der Gefangenen löste, ihnen die Frage vorlegte: „Liebe Herren, was soll ich thun zu meiner Rettung?“ worauf er die Antwort erhielt: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus gerettet (selig).“ — Auch in Thessalonich, wo die Apostel in dem Haus eines gewissen Jason einkehrten und gleichfalls in der Synagoge predigten, empörten sich die Juden wider sie. Die eifrigsten unter diesen verfolgten sie sogar bis nach Beröa, wo sie freundliche Aufnahme gefunden hatten, und suchten auch da das Volk wider sie aufzuwiegeln. Paulus ging aber, während er Silas und Timotheus zurückließ, nach Athen. Da sehen wir ihn denn an dem Sitz der alten griechischen Weisheit umher wandeln unter den Götterbildern der Stadt mit wehmüthigen Empfindungen. Da ist es nicht die Volksmasse zunächst, da sind es die Gebildeten, die Epicuräer und Stoiker, die mit der höhnenden Frage bei der Hand sind: „Was will dieser Lotterbube?“ — Da hören wir ihn auf dem Areopag den neugierigen Athenern die große Neuigkeit vom Heil in Christo verkündigen. Da ist er den Griechen ein Grieche geworden, damit er alle gewinne. An den Altar des unbekannten Gottes, der ihm unter den Altären der Stadt aufgefallen war, knüpft er weislich an die Lehre von dem Gott, dem sie Alle unwissend dienen, der die Welt gemacht hat und was darinnen ist, den sie Alle suchen, ob sie ihn fühlen und finden möchten und der nicht ferne von einem jeden unter uns ist. Da beruft er sich — nicht auf die Propheten des alten Bundes, wie in den Schulen der Juden — da ruft er einen ihrer Propheten und ihrer Dichter zum Zeugen auf mit den Worten: „in ihm leben, weben und sind wir“ und „wir sind göttlichen Geschlechts“. Das weckte die Aufmerksamkeit. Aber als er dann überleitete auf das bevorstehende Gericht und die Auferstehung der Todten, da regte sich wieder der alte Spott: sie wollten nichts weiter hören, und Paulus ging von ihnen. „Doch,“ heißt es, „etliche Männer hingen ihm an und wurden gläubig,

unter welchen war Dionysius aus dem Rath und ein Weib mit Namen Damaris und andere mit ihnen“ (Apostelg. 17). Von diesem Dionys, dem Areopagit, meldet uns die heil. Schrift nichts mehr. Nach Euseb stand er der atheniſchen Gemeinde als chriſtlicher Biſchof vor. Schon das klingt ſagenhaft. Aber noch weiter hat die dichtende Sage ſich der Perſon des Dionys bemächtigt, indem ſie ihn zum Apoſtel der Gallier und zum Schutzheiligen von Paris gemacht und ihm Schriften myſtiſchen Inhaltes, die erſt im ſechsten Jahrhundert verfaßt ſind, zugeſchrieben hat. — Von Athen kam Paulus nach Corinth; von dem Sitze der alten griechiſchen Weisheit zu dem Sitze des Reichthums, des Wohllebens, der Ueppigkeit. Da fand er einen Landsmann, den Juden Aquila aus Pontus, der mit ſeinem Weibe Priscilla in der früher erwähnten Verfolgung der Juden unter Claudius aus Rom und Italien war vertrieben worden. Er fand in ihm zugleich einen Berufsgenoſſen (ſie waren beide Zelt- oder Teppichmacher), und nahm bei ihm ſeine Wohnung. Auch hier ſchloß er ſich zunächſt an die Synagoge an, deren Vorſteher Crispus von ihm gewonnen wurde. Die übrigen Juden aber vergalten ihm ſeine Predigt von Chriſto nur mit Läſterung, und ſo zog er ſich in das Haus eines Heidenchriſten Juſtus zurück. Ein Jahr und ſechs Monden verweilte (nach der Angabe der Apoſtelgeſchichte) Paulus in Corinth. Doch iſt es wahrſcheinlich, daß er von da aus auch kleinere Reiſen in die Umgegend unternommen hat, deren die Apoſtelgeſchichte nicht erwähnt. Unter dem Statthalter von Achaia, Gallio, erregten die Juden einen Aufſtand wider Paulus; allein da der Statthalter als weltlicher Beamter ſich ſtandhaft weigerte, in die Religionsſtreitigkeiten ſich zu mengen (ein abermaliges Beiſpiel von der Indifferenz der Heiden!), ſo richteten ſie nichts aus. Später verabſchiedete ſich Paulus freiwillig von ſeinen Corinthern und kam nach Epheſus, dieſer durch ihren Dienſt der Artemis und durch ihren Welthandel ausgezeichneten Stadt. Er hielt ſich dießmal nicht auf, ſondern weil er auf das Oſterfeſt in Jeruſalem ſein wollte, beſchleunigte er ſeine Reiſe und kehrte über Cäſarea und Jeruſalem nach Antiochien zurück (Apoſtelg. 18, 22).

Dieſe zweite, von der Apoſtelgeſchichte erwähnte Reiſe iſt die wichtigſte des Apoſtels, in Abſicht auf den Umfang ſeiner apoſtoli-

schen Wirksamkeit und der Gründung neuer Gemeinden. — Die dritte Reise, die uns die Apostelgeschichte meldet (Apostelg. 18, 23. 21, 15), hatte zunächst den Zweck einer Besuchsreise, indem der Apostel Galatien und Phrygien durchwanderte und die Jünger stärkte. Ob er auch die Gemeinde Colossä in Phrygien besucht hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln; wie denn überhaupt der Reisebericht der Apostelgeschichte mehrere Lücken läßt, die wir theils durch Vermuthung, theils durch anderweitige Winke aus den paulinischen Briefen zu ergänzen haben. Die Apostelgeschichte führt nach diesem Aufenthalt in Galatien und Phrygien den Paulus wieder nach Ephesus, wo unterdessen ein alexandrinischer Jude Apollos das Christenthum verkündet hatte, „ein beredter Mann und mächtig in der Schrift". Er scheint indessen doch nur einen unvollständigen Unterricht vom Christenthum erlangt und wieder ertheilt zu haben; denn als Paulus nach Ephesus kam (zur Zeit, da eben Apollos sich nach Corinth gewendet), da fand er wohl christliche Jünger; aber als er sie fragte: „habt ihr den heiligen Geist empfangen?" antworteten sie ihm: „wir haben nie gehört, ob ein heiliger Geist sei." Es stellte sich heraus, daß sie nur die Taufe des Johannes empfangen hatten. Erst jetzt empfingen sie die christliche Taufe und durch Handauflegung den heil. Geist; mit ihm die Gabe des Zungenredens und der Weissagung. Wir werden auf diese Geistesgaben später zurückkommen. —

Drei Monate lang lehrte nun Paulus in der Synagoge von Ephesus. Dann aber zog er sich wegen der Verstockung der Juden in die Schule eines gewissen Tyrannus zurück, wo er noch zwei Jahre verweilte. Von dem guten Erfolg seiner Predigt wird uns erzählt, wie die, welche falsche Beschwörungskünste trieben, weichen mußten, und wie sogar die magischen Bücher, die dergleichen Beschwörungsformeln enthielten, öffentlich verbrannt wurden. „Also mächtig, heißt es, wuchs das Wort des Herrn und nahm überhand" (Apostelg. 19, 20). Bald darauf unternahm Paulus von Ephesus aus eine neue Reise, über deren Umfang wir nicht genau unterrichtet sind. „Er nahm sich vor," heißt es, „nach Macedonien und Achaia zu reisen, und gen Jerusalem zu wandern, und sprach: Nachdem, wenn ich daselbst gewesen bin, muß ich auch Rom sehen." Einstweilen sandte er den Timotheus und Erastus nach Macedonien,

während er selbst eine kleine Weile in Kleinasien verzog. Inzwischen erhob sich in Ephesus selbst eine Bewegung. Bekanntlich war Ephesus der Hauptsitz des Dienstes der Artemis (Diana). Der prachtvolle Tempel, den Herostratus in der Geburtsnacht Alexander des Großen (355 vor Chr.) niedergebrannt hatte, um sich eine traurige Berühmtheit zu verschaffen, war durch die Gesammtheit der jonischen Städte schöner als zuvor wieder aufgebaut worden und gehörte zu den Wundern der alten Welt. Und so hatten denn auch die Gold- und Silberarbeiter einen schönen Verdienst durch das Verfertigen der kleinen Dianenbilder, die an die Verehrer der Gottheit verkauft und auch auf Reisen als Amulet gebraucht wurden. Wurde doch das Bild der Göttin selbst als ein vom Himmel gefallenes betrachtet, das von den frühesten Zeiten an das unveränderte, wahre Bild derselben geblieben sei! Auf einmal stockte nun der Verdienst dieser Silberarbeiter mit dem gesunkenen Glauben an die alte Gottheit und ihre Wunderkräfte. Daher der Aufruhr, an dessen Spitze sich ein gewisser Demetrius gestellt, und das sinnlose Geschrei des Pöbels: „groß ist die Diana der Epheser." Zur Zeit dieses Aufruhrs finden wir Paulus wieder in Ephesus. Die Jünger ließen ihm nicht zu, daß er sich in den Tumult mischte, in dem bereits einige seiner Gefährten waren ergriffen und mißhandelt worden. Der Aufruhr ward durch die Klugheit des ephesinischen Kanzlers gestillt. Paulus selbst aber verabschiedete sich und ging wiederum nach Macedonien und Griechenland, wo er drei Monate verweilte. In Philippi schiffte er sich nach Troas ein und kam über Assus, Mitylene, Chios, bei Samos vorbei nach Milet. Dahin berief er die Aeltesten von Ephesus und nahm Abschied von ihnen in einer herzlichen Ansprache; betete mit ihnen und ward unter Thränen und Segenswünschen entlassen (Apostelg. 20, 17. 38).

Ohne weitern Aufenthalt steuerte er nun Palästina zu. In Cäsarea verweilte er bei dem Evangelisten und Diacon Philippus, und da war es, da ein jüdischer Prophet Agabus auf ihn zutrat und ihm durch Zeichen verkündete, daß er zu Jerusalem werde gebunden und in der Heiden Hände überantwortet werden (Apostelg. 21, 10. 11). Vergebens suchten ihn seine Gefährten von der Reise nach Jerusalem abzuhalten. Der treue Jünger erklärte sich

bereit, ſich nicht nur binden zu laſſen, ſondern auch zu ſterben für den Namen ſeines Herrn. — In Jeruſalem fand er gute Aufnahme bei den chriſtlichen Brüdern. Aber bald ward der Haß der Juden gegen ihn rege. Er wurde beſchuldigt, Heiden in den Tempel eingeführt und dieſen entweiht zu haben. Er ſelbſt ward im Tempel ergriffen und unter dem Volkstumulte in das römiſche Lager (die Hauptwache der Burg) geführt. Schon wollte ihn der Hauptmann geißeln laſſen, als Paulus ſich auf ſein römiſches Bürgerrecht berief und daraufhin losgelaſſen und vor das hoheprieſterliche Verhör geſtellt wurde. Hier entzweiten ſich die Phariſäer und Sadducäer über ihn wegen der Lehre von der Auferſtehung. Eine Anzahl Juden aber legte ein Gelübde ab, weder zu eſſen, noch zu trinken, bis ſie Paulus getödtet hätten. Als der römiſche Hauptmann von dieſem Complot Kunde erhielt, entſandte er ihn unter ſtarker Bedeckung nach Cäſarea an den Statthalter Felix, vor dem er auch mehrere Verhöre beſtand. Zwei Jahre vergingen, ohne daß etwas entſchieden wurde. Da endlich berief ſich Paulus unter dem Nachfolger des Felix, Pontius Feſtus, auf den römiſchen Kaiſer, als den oberſten weltlichen Richter. Nachdem er noch vor Herodes Agrippa II. und deſſen Schweſter Bernice, die auf Beſuch zu Feſtus gekommen, ein ſchönes Zeugniß abgelegt und den Agrippa beinahe bewogen hatte, ein Chriſt zu werden, trat er ſeine Deportationsreiſe an. Seine Gefährten, zu denen auch noch Ariſtarch von Macedonien ſich geſellte, waren auch hier mit ihm. Sie erfreuten ſich von Seiten des Schiffshauptmannes einer humanen Behandlung. Auf der Fahrt erhob ſich ein Sturm, der ſie auf die Inſel Malta verſchlug. Auf einem alexandriniſchen Schiffe ward die Reiſe nach Rom vollendet. Schon in Puteoli fanden Paulus und ſeine Gefährten chriſtliche Brüder, bei denen ſie ſieben Tage verweilten. Von den römiſchen Chriſten kamen ihm etliche nach Forum Appii und Tres Tabernä entgegen. — In Rom ſelbſt wurde Paulus dem römiſchen Centurio übergeben; unter der Aufſicht eines Soldaten durfte er übrigens frei umher gehen und auch mit ſeinen Landsleuten und Glaubensgenoſſen verkehren. Schon drei Tage nach ſeiner Ankunft berief er daher auch die Vornehmſten der Juden zu ſich, um ſie über ſein Verhältniß zum Judenthum in's Klare zu ſetzen. Die Einen glaubten ihm,

die ſich mächtig an ihm erwieſen, die aus ihm einen ganz andern Menſchen gemacht hatte, als er zuvor war, und an der er ſich von nun an genügen ließ, weil er wohl fühlte, daß ſie in den Schwachen mächtig ſei.

Dieß führt uns auf ſeine Bekehrung und die Frucht derſelben. Das wunderbare Ereigniß ſelbſt irgendwie natürlich erklären zu wollen, kann uns nicht einfallen. Wohl aber ſehen wir uns aufgefordert, den innern Vorgang in der Seele des Mannes ſo weit uns zu veranſchaulichen, als dieß möglich iſt. Die Bekehrung macht uns allerdings den Eindruck einer plötzlichen Verwandlung. Noch eben ſchnaubt derſelbe Mann wider die Chriſten, der im demſelben Augenblick beſinnungslos zu Boden fällt, und von übernatürlichem Lichte geblendet, ſich nach Damascus muß führen laſſen, und dort nach wenigen Tagen „als ein auserwähltes Rüſtzeug des Herrn“ erklärt wird. Allein was ſo plötzlich in die Erſcheinung trat, das hatte wohl auch ſeine ſtille Vorbereitung gefunden in der Seele des Apoſtels. Wer kennt nicht das pſychologiſche Geheimniß, wonach wir gegen das den meiſten Haß der Seele aufbieten, das wir ſchon angefangen haben, im Stillen zu lieben und das wir eben gewaltſam niederzuhalten uns anſtrengen! Gewiß waren ſchon hie und da Regungen in Paulus Seele vorgegangen, die das ihm ſtille zuflüſterten, was jene Stimme ihm laut zurief: Saul, was verfolgſt du mich? Unſtreitig hatte jener ſtandhafte Tod des Stephanus einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht, als er die Kleider des Hingerichteten hütete. Was auf dem Wege nach Damascus in ihm arbeitete, das ſagt uns die Geſchichte nicht, aber das blieb Dem nicht verborgen, der eben dieſen Augenblick erwählte, um es zum Entſcheid zu führen. Mit einem Worte, ſo wunderbar die Bekehrung iſt (und jede Bekehrung iſt ein göttliches Wunder in ihrer Art), ſo wenig dürfen wir ſie uns magiſch, d. h. zauberhaft, rein als äußern Vorgang und ohne innere, pſychologiſche Vermittlung denken. Auch war dieſe Bekehrung, ſo wenig als auf einen Schlag herbeigeführt, eben ſo wenig auf einen Schlag vollendet. Schon die erſten Tage in Damascus, da das Augenlicht ihm entzogen war, waren gewiß für den hart Geprüften geſegnete Tage des ſtillen Nachdenkens, des Gebets, der Einkehr in ſich ſelbſt und in Gott. Nehmen wir dann noch dazu den längern

Aufenthalt in Arabien, den uns Paulus selbst meldet, so war auch dieß eine schöne Zeit der innern Befestigung und der Vorbereitung auf seinen heiligen und wichtigen Beruf.

Zusammenhängend mit der Frage über die Bekehrung des Paulus ist die über seinen Unterricht im Christenthum und über seinen Beruf zum Apostel. Wie seine Bekehrung, so führt er ja auch seine Berufung zum Apostel auf einen Akt der göttlichen Gnade zurück. Er wiederholt es zu verschiedenen Malen, daß er nicht von Menschen erwählt, auch nicht von den übrigen Aposteln sei belehrt worden, sondern daß er seinen Unterricht vom Herrn selbst empfangen habe und auch von *ihm*, und nicht von Menschen zum Apostel sei berufen worden. Er thut dieß mit einer solchen Zuversicht, daß wir nicht anders können, als dieser Aussage *glauben*. Ueber das Wie? erfahren wir freilich nichts. Aber die ganze Lehre und Predigt des Mannes muß uns selbst den Eindruck machen, daß was er redet, nicht die Frucht mühsamer Combinationen, noch weniger der bloße Abdruck dessen sei, was ihm Andere mitgetheilt haben; sondern allerdings ein unmittelbares Schauen und Ergreifen der Wahrheit, wie sie ihm von dem Herrn und seinem Geist geoffenbart wurden. Bei dieser unbestrittenen Thatsache muß sich die Geschichte begnügen. — Und nun eben diese Predigt des Paulus selbst! Welche Kraft und Entschiedenheit! Welches Leben der Ueberzeugung! Es ist nicht die bloße Verkündigung der geschichtlichen Heilsthatsachen, die uns hier begegnet; alles trägt das Gepräge des Selbsterlebten, des Selbsterfahrenen. Ueberall stellt sich der Apostel hin als den, an welchem die Gnade Gottes in Christo persönlich gearbeitet, persönlich sich verherrlicht, an dem sie sich als in dem Schwachen mächtig erwiesen hat! Wenn schon Johannes diese innern Wirkungen des Christenthums in der Seele des Gläubigen hervorhebt, wenn seine Seele gleichsam der klare Spiegel ist des Lichtes, das in die Welt gekommen, alle Menschen zu erleuchten; so giebt uns Paulus nicht nur diesen einfachen Reflex wieder, er führt uns auch hinein in den Kampf der Gegensätze, in den Widerstreit der Gedanken, die sich unter einander anklagen und entschuldigen; an *ihm* tritt die Sündentilgende, die vom Fluch des Gesetzes erlösende, die den Menschen zur wahren Freiheit der Kinder Gottes führende Macht des Evangeliums am Bestimm-

testen hervor. Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott durch den lebendigen Glauben an den Sohn Gottes und sein für uns gebrachtes Opfer, das ist das eigentliche Grundthema der paulinischen Lehre; das das eigenthümliche Gepräge derselben.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob nicht dieses paulinische Christenthum ein anderes sei, als das, das uns Jesus Christus und seine nächsten Apostel selbst gebracht haben? Die Einen haben gesagt, Paulus habe die einfache Lehre Jesu umgewandelt in eine rabbinische Theologie und habe so gewisse dogmatische Vorstellungen in das Christenthum eingeführt, die sich zu der einfachen, auf das Praktische gerichteten Lehrart Jesu verhielten, wie die Theologie zur Religion überhaupt. Was diese als einen Nachtheil des Paulinismus bezeichneten, haben Andere als einen Vortheil desselben hervorgehoben, indem sie sagten, erst Paulus habe aus dem Christenthum etwas gemacht; er habe erst diese einfache Lehre des Zimmermannssohnes und der galiläischen Fischer in eine höhere Sphäre, in die Sphäre des speculativen Gedankens gehoben, und dadurch ihr ein welthistorisches Interesse gegeben. — Allein, wenn wir die pauliniſche Lehre einfach vergleichen mit der Lehre Jesu und mit der Lehre eines Petrus, Johannes und Jacobus, so wird uns die tiefere Uebereinstimmung mit den Grundlehren des Evangeliums, wie wir sie schon dort finden, nicht entgehen, und wir werden uns wohl hüten, Paulus auf Kosten der Andern zu erheben, oder umgekehrt ihn einer Entstellung der christlichen Lehre zu beschuldigen. Er, der nichts anders wissen wollte, als Jesum Christum den Gekreuzigten (1 Cor. 2, 2), der keinen andern Grund wollte gelegt wissen, als den, der gelegt ist (1 Cor. 3, 11), und der selbst einen Engel vom Himmel dem ewigen Fluch verfallen erklärte, der ein anderes Evangelium bringen würde, als das Evangelium von Christo, das er zu verkündigen sich bewußt war (Gal. 1, 8), er würde sich eben so wohl den falschen Ruhm verbeten, ein neues und besseres Christenthum erfunden, als den Vorwurf, das Evangelium durch die Beimischung seiner Lehrsätze entstellt zu haben. Paulus hat kein anderes Christenthum gebracht, als das Christenthum Jesu und seiner Apostel. Das wird sich Jedem feststellen, der seine Schriften studirt und sie mit den Evangelien und den übrigen neutestamentlichen Schriften vergleicht. Wohl aber wird

dieſes vergleichende Studium, uns zu der Ueberzeugung führen, daß Paulus das Evangelium allerdings nicht nur als einen von außen überlieferten Stoff weiter verbreitet, ſondern daß er es als eine ſeligmachende Kraft in ſich verarbeitet, und durch eigenes Nachdenken ſowohl als durch Uebung und Erfahrung in ſein geiſtiges Eigenthum verwandelt habe. In dieſem Sinn dürfen wir von einem pauliniſchen Chriſtenthum reden, d. h. von einem Chriſtenthum, das ſich mit der perſönlichen Gemüthsanlage des Apoſtels, mit ſeiner geiſtigen Bildung, mit ſeinen äußern und innern Erfahrungen zu einem Ganzen von Vorſtellungen zuſammenſchloß, wie es, zu einem ſolchen Ganzen verarbeitet, uns allerdings ſonſt nirgends begegnet. Das iſt ja eben das Schöne und Große des Chriſtenthums, worauf ich ſchon bei der Stiftung desſelben aufmerkſam gemacht habe, daß es nicht ein von vornherein abgeſchloſſenes Syſtem, nicht ein Complex von Dogmen und Sittengeboten iſt, den man als einen fertigen Stoff wieder Andern überliefern kann, ſondern daß es als ein ewig Lebendiges und Flüſſiges in jeder Perſönlichkeit wieder ſeine eigene Geſtalt gewinnt, in jeder gleichſam eine neue Geſchichte durchlebt und ſo auch wieder von ihr ein Gepräge zurücknimmt, wie es ihr ſelbſt ſein ewiges Gepräge aufdrückt. Und nun eine Perſönlichkeit wie die des Apoſtels Paulus, eine alſo von Gott erwählte, bereitete, von ſeinem Geiſt geführte und erleuchtete Perſönlichkeit, hätte ſie nur der mechaniſche Träger, und nicht vielmehr ein organiſcher Durchgangs- und Vermittlungspunkt des Chriſtenthums werden ſollen? Die große Bedeutung des Apoſtels als des Heidenapoſtels, hätte ſie wirklich nur darin beſtanden, das Chriſtenthum dem Raume nach in die Länder der Heiden zu bringen, oder nicht vielmehr auch darin, es den Heiden zugänglich zu machen durch die ganz eigenthümliche, auf ſie berechnete Art der Verkündigung? Wenn etwa auch ſchon geſagt worden iſt, Paulus habe das Chriſtenthum aus der jüdiſchen Befangenheit erſt heraus gehoben und es nach freier, eigner Willkür zur Weltreligion umgeſetzt, ſo wird damit zu viel geſagt; ja, es wird der Jünger dann über den Meiſter erhoben. Aber wenn geſagt wird, Paulus habe beſtimmter und energiſcher als andere Apoſtel die univerſelle Beſtimmung des Chriſtenthums erkannt, betont, begriffen und demgemäß die Abſicht ſeines göttlichen Meiſters ſelbſt

testen hervor. Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott durch den lebendigen Glauben an den Sohn Gottes und sein für uns gebrachtes Opfer, das ist das eigentliche Grundthema der paulinischen Lehre; das das eigenthümliche Gepräge derselben.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob nicht dieses paulinische Christenthum ein anderes sei, als das, das uns Jesus Christus und seine nächsten Apostel selbst gebracht haben? Die Einen haben gesagt, Paulus habe die einfache Lehre Jesu umgewandelt in eine rabbinische Theologie und habe so gewisse dogmatische Vorstellungen in das Christenthum eingeführt, die sich zu der einfachen, auf das Praktische gerichteten Lehrart Jesu verhielten, wie die Theologie zur Religion überhaupt. Was diese als einen Nachtheil des Paulinismus bezeichneten, haben Andere als einen Vortheil desselben hervorgehoben, indem sie sagten, erst Paulus habe aus dem Christenthum etwas gemacht; er habe erst diese einfache Lehre des Zimmermannssohnes und der galiläischen Fischer in eine höhere Sphäre, in die Sphäre des speculativen Gedankens gehoben, und dadurch ihr ein welthistorisches Interesse gegeben. — Allein, wenn wir die paulinische Lehre einfach vergleichen mit der Lehre Jesu und mit der Lehre eines Petrus, Johannes und Jacobus, so wird uns die tiefere Uebereinstimmung mit den Grundlehren des Evangeliums, wie wir sie schon dort finden, nicht entgehen, und wir werden uns wohl hüten, Paulus auf Kosten der Andern zu erheben, oder umgekehrt ihn einer Entstellung der christlichen Lehre zu beschuldigen. Er, der nichts anders wissen wollte, als Jesum Christum den Gekreuzigten (1 Cor. 2, 2), der keinen andern Grund wollte gelegt wissen, als den, der gelegt ist (1 Cor. 3, 11), und der selbst einen Engel vom Himmel dem ewigen Fluch verfallen erklärte, der ein anderes Evangelium bringen würde, als das Evangelium von Christo, das er zu verkündigen sich bewußt war (Gal. 1, 8), er würde sich eben so wohl den falschen Ruhm verbeten, ein neues und besseres Christenthum erfunden, als den Vorwurf, das Evangelium durch die Beimischung seiner Lehrsätze entstellt zu haben. Paulus hat kein anderes Christenthum gebracht, als das Christenthum Jesu und seiner Apostel. Das wird sich Jedem feststellen, der seine Schriften studirt und sie mit den Evangelien und den übrigen neutestamentlichen Schriften vergleicht. Wohl aber wird

dieſes vergleichende Studium, uns zu der Ueberzeugung führen, daß Paulus das Evangelium allerdings nicht nur als einen von außen überlieferten Stoff weiter verbreitet, ſondern daß er es als eine ſeligmachende Kraft in ſich verarbeitet, und durch eigenes Nachdenken ſowohl als durch Uebung und Erfahrung in ſein geiſtiges Eigenthum verwandelt habe. In dieſem Sinn dürfen wir von einem pauliniſchen Chriſtenthum reden, d. h. von einem Chriſtenthum, das ſich mit der perſönlichen Gemüthsanlage des Apoſtels, mit ſeiner geiſtigen Bildung, mit ſeinen äußern und innern Erfahrungen zu einem Ganzen von Vorſtellungen zuſammenſchloß, wie es, zu einem ſolchen Ganzen verarbeitet, uns allerdings ſonſt nirgends begegnet. Das iſt ja eben das Schöne und Große des Chriſtenthums, worauf ich ſchon bei der Stiftung desſelben aufmerkſam gemacht habe, daß es nicht ein von vornherein abgeſchloſſenes Syſtem, nicht ein Complex von Dogmen und Sittengeboten iſt, den man als einen fertigen Stoff wieder Andern überliefern kann, ſondern daß es als ein ewig Lebendiges und Flüſſiges in jeder Perſönlichkeit wieder ſeine eigene Geſtalt gewinnt, in jeder gleichſam eine neue Geſchichte durchlebt und ſo auch wieder von ihr ein Gepräge zurücknimmt, wie es ihr ſelbſt ſein ewiges Gepräge aufdrückt. Und nun eine Perſönlichkeit wie die des Apoſtels Paulus, eine alſo von Gott erwählte, bereitete, von ſeinem Geiſt geführte und erleuchtete Perſönlichkeit, hätte ſie nur der mechaniſche Träger, und nicht vielmehr ein organiſcher Durchgangs- und Vermittlungspunkt des Chriſtenthums werden ſollen? Die große Bedeutung des Apoſtels als des Heidenapoſtels, hätte ſie wirklich nur darin beſtanden, das Chriſtenthum dem Raume nach in die Länder der Heiden zu bringen, oder nicht vielmehr auch darin, es den Heiden zugänglich zu machen durch die ganz eigenthümliche, auf ſie berechnete Art der Verkündigung? Wenn etwa auch ſchon geſagt worden iſt, Paulus habe das Chriſtenthum aus der jüdiſchen Befangenheit erſt heraus gehoben und es nach freier, eigner Willkür zur Weltreligion umgeſetzt, ſo wird damit zu viel geſagt; ja, es wird der Jünger dann über den Meiſter erhoben. Aber wenn geſagt wird, Paulus habe beſtimmter und energiſcher als andere Apoſtel die univerſelle Beſtimmung des Chriſtenthums erkannt, betont, begriffen und demgemäß die Abſicht ſeines göttlichen Meiſters ſelbſt

wirft und die Physiognomie dieser Gemeinden uns erkennen läßt. Wir besitzen bekanntlich 13 Briefe des Apostels in unserm Bibelbuche (Kanon), wenn wir nämlich den Brief an die Hebräer nicht mitzählen, der auch nicht unter seinem Namen erscheint. Diese 13 Briefe sind uns aber doch nicht nach der Zeitfolge mitgetheilt, und es ist daher nothwendig, daß wir sie geschichtlich in ihre Zeit einreihen, wenn wir sie ganz verstehen wollen. So weit nun unsre Kunde reicht, sind sie nach folgender Ordnung entstanden: zuerst die beiden Briefe an die Thessalonicher von dem ersten Aufenthalt in Corinth aus geschrieben; sodann von Ephesus aus der Brief an die Galater und der erste Brief an die Corinther; demnächst von Macedonien aus der zweite Brief an die Corinther, und dann von einem spätern Aufenthalt in Corinth aus der Brief an die Christen zu Rom. Die übrigen Briefe, mit Ausnahme des ersten Briefs an den Timotheus und an Titus sind alle, wie ihr Inhalt zeigt, aus der Gefangenschaft geschrieben; so der Brief an die Epheser, an die Philipper, an die Colosser, an Philemon und der zweite Brief an den Timotheus. Ob die erstern aus einer frühern, der zweite Brief an den Timotheus aber aus einer spätern Gefangenschaft, das lassen wir hier dahingestellt, da es für unsern Zweck von keinem weitern Belang ist. Uns gilt es hauptsächlich, uns ein Bild zu verschaffen von dem Zustande jener Gemeinden und dem Verhältniß des Apostels zu ihnen. Und da werden wir finden, daß diese Zustände bei aller Einheit des Bekenntnisses sehr verschieden waren und daß auch der Ton der Briefe nach dieser Verschiedenheit sich richtet. So sehen wir aus den beiden Briefen an die Thessalonicher, daß in jener Gemeinde viele Gemüther beunruhigt waren wegen der zu erwartenden Zukunft des Herrn, und Paulus sah sich genöthigt, hierüber die nöthigen Belehrungen zu geben und die Gemeinde ebensowohl vor Vorwitz und Müssiggang, als vor Trostlosigkeit zu warnen. Aus dem Brief an die Galater sehen wir, wie es jüdischen Irrlehrern gelungen war, die noch junge und unbefestigte Gemeinde wieder unter das Joch der jüdischen Satzungen gefangen zu nehmen, und der Apostel wandte Alles auf, sie wieder zur rechten Freiheit in Christo zurückzuführen. Daß er dabei selbst des Petrus nicht schonte, der aus Menschenfurcht seine bessere Ueberzeugung unterdrückte, ist nur ein

Beweis von seiner Freimüthigkeit und Unabhängigkeit; zugleich auch ein Beweis davon, daß die Apostel, auch nach Empfang des heil. Geistes am Pfingstfeste, nicht über alle Schwankungen des Glaubens erhaben waren. Aber von allen Gemeinden, an die wir Briefe der Apostel haben, erhalten wir von keiner ein so anschauliches und in Einzelheiten gegliedertes Bild, als von der Gemeinde zu Corinth. Da sehen wir, wie diese Gemeinde schon frühzeitig in Parteiungen zerfallen war, indem die eine sich an Paulus, die andere sich an Kephas (Petrus), wieder andere an Apollos anschlossen und eine vierte Partei sich zusammenthat, die sich die Christuspartei nannte. Und wie sehr hatte der Apostel zu kämpfen gegen diesen Parteigeist, indem er darauf hinwies, daß Christus nicht getheilt, und daß auch ihrer Keiner auf Paulus oder Apollos getauft sei. Wie demüthig redet er da von seiner Arbeit und doch wie entschieden von seiner Stellung zu den übrigen Lehrern. — Wir erfahren ferner, daß der sittliche Zustand der corinthischen Gemeinde keineswegs ein musterhafter war, wie man sich ihn wohl bei einer christlichen Gemeinde der Urzeit denken möchte. Wir hören von Ausschweifungen, „wie sie selbst bei den Heiden nicht vorkommen“ (1. Cor. 5, 1), von ärgerlichen Prozessen, von Absonderung der Reichen bei den gemeinschaftlichen Liebesmahlen und von Entweihung des h. Mahles selbst. Dabei thun wir aber auch Blicke in die gottesdienstlichen Einrichtungen der Gemeinde, wir werden bekannt mit ihrer Art zu beten, zu weissagen; es treten uns merkwürdige Aeußerungen der Geistesgaben entgegen in dem s. g. Zungenreden, das einen gehobenen Seelenzustand voraussetzte, von dem wir uns kaum einen richtigen Begriff machen können, und in der Weissagung, die mehr aus einer verständigen Schriftauslegung zu bestehen schien, wie sie auch noch unsere Kirche bedarf. Ueberall sehen wir da den Apostel belehrend, zurechtleitend eingreifen. Wir begegnen schon den Anfängen einer christlichen Kirchenzucht und einer Verbindung der Gemeinden untereinander durch Reisen, durch Sendbriefe, durch Betreibung von Liebessteuern. Und auch von den persönlichen Schicksalen des Apostels, von den Gefahren, die er um des Evangeliums willen ausgestanden, bietet der zweite Brief an die Corinther uns manche Ergänzung zu dem, was die Apostelgeschichte erzählt. Wir erfahren da, wie

er unter anderm mit den Thieren gekämpft, wie er auf dem Meere Schiffbruch gelitten u. a. m. Wie in der Gemeinde von Theſſalonich, ſo waren auch in der von Corinth Streitigkeiten, Zweifel und Zerwürfniſſe entſtanden über die letzten Dinge, namentlich über die Auferſtehung der Todten. Da entwickelt denn Paulus in großartigen Zügen ſeine Anſichten hierüber, die er nicht nur als perſönliche Anſichten, ſondern als Offenbarung mittheilt. Wie geiſtig und erhaben behandelt er ſeinen Gegenſtand! wie großartig erſcheint der Zuſammenhang zwiſchen Chriſtus dem Auferſtandenen und der Gemeinde, von der er das Haupt und der Erſtling iſt; wie ferne von allem kraſſen Materialismus ſeine Ideen über den einſtigen Auferſtehungsleib! — Den innerſten Kern ſeiner Theologie aber, die Lehre von der Rechtfertigung, ſehen wir ihn entwickeln in ſeinem Brief an die römiſchen Chriſten. Er hatte dieſen Brief, wie ſchon bemerkt, von Corinth aus geſchrieben, noch ehe er perſönlich mit der Gemeinde zu Rom bekannt war.

Wie ſich dieſe Gemeinde in Rom gebildet? läßt ſich nicht in Namen und Zahlen angeben. Es iſt ſchon früher erwähnt worden, daß die Sage den Apoſtel Petrus dahin kommen läßt, und wenn wir auch dieſe Sage nicht als grundlos verwerfen, ſo ſind wir doch keineswegs berechtigt, Petrus ohne weiters als den Stifter der Gemeinde von Rom zu bezeichnen. Wir wiſſen aber, daß ſeit Pompejus Juden in Rom wohnten; auch auf dem erſten chriſtlichen Pfingſtfeſte waren Juden und Judengenoſſen aus Rom gegenwärtig und konnten die erſten chriſtlichen Eindrücke mit nach Hauſe genommen haben. Auch der Bewegung unter Claudius und der Vertreibung der Juden aus Rom haben wir erwähnt. Aquila und Priscilla gehörten zu jenen Vertriebenen, kehrten aber bald, und zwar als Chriſten, wieder dahin zurück. Wir haben uns dieſe erſte chriſtliche Gemeinde in Rom nicht als ſehr bedeutend zu denken in weltlichem Sinne (Vornehme und Reiche gehörten nicht zu ihr); doch mußte ſie in den Augen des Apoſtels bedeutend genug ſein, um ihn zur Abfaſſung eines ſo inhaltreichen Briefes an ſie zu bewegen. Sie ſcheint aus Juden- und Heidenchriſten beſtanden zu haben; denn Paulus nimmt in ſeinem Brief auf beide Rückſicht, indem er zeigt, wie weder Juden noch Heiden einen rechtmäßigen Anſpruch haben auf die Gnade Gottes, ſondern wie Gott

alles beſchloſſen unter dem Unglauben, damit er ſich aller erbarme; und ſo vergleicht er denn die Heiden dem wilden Oelbaum, dem die edlern Zweige des Judenthums aufgepfropft worden, eine kirchenhiſtoriſches Bild, das uns immer vor Augen ſtehen ſollte, wenn wir die Verhältniſſe des Judenthums zum Heidenthum und beider zum Chriſtenthum richtig beurtheilen wollen.

Nun die Gemeinden, an die Paulus aus der Gefangenſchaft ſchrieb. Da iſt uns Coloſſä in Phrygien wichtig. Hier hatte eine eigenthümliche Irrlehre überhandgenommen. Die Phrygier waren von jeher empfänglich für extravagante Religionsvorſtellungen und Religionsübungen. Schon in der heidniſchen Zeit hatte dort der Dienſt der Göttermutter (Cybele) zu ſchwärmeriſchem Unweſen geführt. — Und ſo ſcheinen auch jetzt unter dem Namen der Philoſophie allerlei unfruchtbare Speculationen über die Natur der Engel u. dergl. an die Stelle des einfachen Chriſtenthums getreten zu ſein, verbunden mit ſelbſterwählten Kaſteiungen in Abſicht auf Speiſe und Trank oder auf beſtimmte Feiertage, Neumonde und Sabbathe. Daher warnt der Apoſtel: „Laſſet auch niemand das Ziel verrücken, der nach eigner Wahl einhergehet in Demuth und Geiſtlichkeit der Engel, deß er nie keines geſehen hat, und iſt ohne Sache aufgeblaſen in ſeinem fleiſchlichen Sinn.“ (Col. 2, 18 ff.) Und ſo weist er ſie auf Chriſtum, als das Haupt der Gemeinde, als den, in welchem allein alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß verborgen liegen. — In dieſem Coloſſä lebte auch jener Chriſt Philemon, an den wir einen kleinen Brief des Apoſtels haben, der uns zeigt, in welchem innigen, freundſchaftlichen Verhältniß Paulus zu dieſem Manne ſtand, den erſt die ſpätere Sage zum Biſchof von Coloſſä gemacht hat. Bald nach Empfang dieſes Briefes traf übrigens die Stadt Coloſſä ein trauriges Schickſal. Sie wurde im fünften Regierungsjahr des Nero (62) durch ein Erdbeben verſchüttet. —

Von den verſchiedenen Gemeinden ſcheint dem Apoſtel keine ſo ſehr am Herzen gelegen zu haben, als die Gemeinde zu Philippi, in Macedonien. Er nennt ſie (wie übrigens auch die Gemeinde zu Theſſalonich, 1 Theſſ. 2, 19) ſeine Freude, ſeine Krone (Phil. 4, 1). Er rechnet es ihr zum Vorzug an, daß er von ihr Liebesgaben empfängt (Phil. 4, 15) und rühmt es an ihren Gliedern,

daß sie ihm allezeit gehorsam gewesen. Gleichwohl scheinen auch hier falsche Apostel Eingang gefunden zu haben, vor denen Paulus in starken Ausdrücken (Phil. 3, 2) zu warnen für gut fand. — Weniger persönliche Beziehungen treten dagegen an dem Brief an die Epheser hervor, der seinem Inhalte nach manches mit dem Brief an die Colosser gemein hat. Man hat sich dieß auf verschiedene Weise erklärt, was uns aber hier nicht aufhalten kann. Daß Paulus sonst gerade zu dieser Gemeinde in einem engern Verhältniß stand, daß er sich sogar längere Zeit (zwei Jahre) bei ihr aufhielt und noch auf seiner Heimreise sich von ihren Aeltesten in Milet verabschiedete, haben wir schon früher erwähnt. Bei seinem Abgange hatte Paulus seinen Schüler Timotheus daselbst gelassen, an den auch die beiden Hirtenbriefe im neuen Testament gerichtet sind. Auch den Tychicus ordnete er dahin ab. (Ephes. 6, 21.)

So ward durch die paulinische Thätigkeit, verbunden mit der glücklichen Lage der Stadt, Ephesus der Mittelpunkt des Christenthums in Kleinasien, und als dann später nach dem Tode des Paulus der greise Johannes seine letzten Tage daselbst zubrachte, wie eine frühere Stunde uns gezeigt hat, so mußte das Ansehen dieser beiden großen Apostel zusammenwirken, um dieser Metropole eine geschichtliche Bedeutung zu geben, die der von Jerusalem und Antiochien gleich kam. — Aus dem Brief an Titus lernen wir endlich auch noch die Verhältnisse der Kretensischen Gemeinden kennen. Die Apostelgeschichte bringt zwar Paulus mit der Insel Kreta (dem heutigen Candia) nur in flüchtige Berührung (Apostelg. 27, 7); den Titus nennt sie uns gar nicht; doch wäre möglich, daß Paulus schon früher von Corinth oder Ephesus aus einen Besuch daselbst gemacht und die Gemeinde gestiftet haben könnte; wenn wir nicht einen spätern Zeitraum, unter Voraussetzung einer zweiten Gefangenschaft Pauli, dafür in Anspruch nehmen dürfen. Aus dem Briefe an Titus sehen wir, daß dieser schon auf des Apostels Geheiß eine gewisse Gemeindeorganisation auf der Insel einführte, indem er von Stadt zu Stadt Aelteste verordnete. Auch da fehlte es nicht an Kampf mit allerlei Widersachern und an Solchen, die Fabeln und Menschengebote an die Stelle der Wahrheit zu setzen sich bemühten, so daß Paulus sich veranlaßt sah, an den Spruch

eines griechiſchen Dichters zu erinnern, der die Kreter Lügner, böſe Thiere und faule Bäuche nennt.

So weit über die Gemeinden, an welche Paulus Briefe gerichtet hat. Es fragt ſich, beſitzen wir alle Briefe des Paulus? Dieſe Frage muß aus den eigenen Briefen des Apoſtels verneint werden: denn im Brief an die Coloſſer beruft ſich Paulus an einen Brief an die Laodicäer (Col. 4, 16), den wir nicht mehr haben, es wäre denn, daß der Brief an die Epheſer ſeine Stelle verträte. Eben ſo iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er auch an die Corinther einen frühern Brief geſchrieben hat, der nicht mehr vorhanden iſt (1 Cor. 5, 9). Dem ſei wie ihm wolle, ſchon aus dieſen Briefen, ſo weit ſie uns ſind erhalten worden, ergiebt ſich, wenn auch ein nicht vollſtändiges, doch ſehr willkommenes Bild von dem Zuſtande der Gemeinden im apoſtoliſchen Zeitalter. Nun aber *ſind uns* außer den pauliniſchen noch andere Briefe apoſtoliſcher Männer in unſerm Bibelkanon aufbewahrt, aus denen ſich noch einige weitere Züge zur Vervollſtändigung des Bildes der erſten Kirche entnehmen laſſen. Der Brief an die Hebräer, über deſſen Abfaſſung von Alters her die Meinungen getheilt waren, indem die Einen ihn dem Apoſtel Paulus zuſchrieben, Andere einem ſeiner Schüler oder Gehülfen (man hat auf Lucas, auf Barnabas, auf Apollos gerathen), muß zu einer Zeit an die Judenchriſten in Jeruſalem geſchrieben worden ſein, als die Apoſtel bereits daſelbſt theils ausgeſtorben waren, theils ihre Sitze verlaſſen hatten (vgl. Hebr. 2, 3). Er zeigt, wie die alte Religionsverfaſſung, die in dem Tempeldienſt ihren Mittelpunkt hatte, nunmehr ihre Bedeutung verloren habe und wie das, was nur als Vorbild und Schatten gedient, in Chriſto erfüllt ſei. Es deutet der Brief ferner auf eine Zeit, da der Gemeinde die ſchwerſten Prüfungen und Verfolgungen noch bevorſtanden und deshalb ſucht er ihr Muth und Glauben einzuflößen, indem er ſie aufſchauen lehrt auf den, der allenthalben verſucht ward, auf den Anfänger und Vollender des Glaubens, Chriſtum (Hebr. 12). Auf eben ſolche drangvolle Zeiten weiſen auch die Briefe hin, die wir unter dem Namen der katholiſchen Briefe beſitzen. So iſt der erſte Brief des Petrus gerichtet an die Chriſten in Pontus, Galatien, Cappadocien, Aſien und Bithynien, der des Jacobus an die hin und her zerſtreuten

Gemeinden (die Christen in der Diaspora). Auch in diesen Briefen, so wie in dem zweiten Brief Petri und dem Brief Judä wird vielfach geklagt, theils über Mißbräuche in den Gemeinden selbst, theils über Irrlehrer, Betrüger und Verführer aller Art. Was die innern Mißbräuche betrifft, so sehen wir aus dem Brief Jacobi, daß die Reichen und Angesehenen in den Versammlungen schon jetzt anfingen, sich über die ärmern Brüder zu erheben und von ihren weichen und guten Sitzen herab auf sie herunter zu blicken (Jac. 2, 2 ff.), daß auch viel leeres und faules Geschwätz die Gemüther bethörte, daher die Warnung, daß nicht jeder sich unterwinde Lehrer zu sein und daß man die Zunge möge im Zaum halten (Jac. 2, 26. vgl. Cap. 3). Auch geht aus dem dogmatischen Theile des Briefes hervor, daß die pauliniſche Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben gröblich mißverstanden wurde, so daß es nöthig schien, diesem Mißverstand gegenüber die guten Werke wieder einzuschärfen, ohne die der Glaube todt ist. (Jac. 2, 14 ff.) [1])

Endlich haben wir noch in dem letzten Buch der Bibel, in der Offenbarung Johannis sieben merkwürdige Sendschreiben an sieben Gemeinden der Christenheit, unter denen wir einige schon genannt haben. Nur mit kurzen, aber charakteristischen Zügen wird uns hier die Physiognomie dieser Gemeinden gezeichnet und ihr Gutes, wie ihr Schlimmes hervor gehoben. Es sind die Gemeinden zu Ephesus, zu Smyrna, zu Pergamus, zu Thyatira, zu Sardes, zu Philadelphia und zu Laodicäa. An der Gemeinde zu Ephesus wird gerühmt ihre Arbeit und Geduld, aber getadelt, daß sie die erste Liebe verlassen habe. Sie soll gedenken, wovon sie gefallen und Buße thun (Offenb. 2, 1—7). Auch an Smyrna wird die in Trübsal bewiesene Geduld hervor gehoben; sie wird ermuntert, getreu zu bleiben bis in den Tod, damit sie die Krone des Lebens empfange (Vs. 8—11). Ein ähnliches Lob ergeht an Pergamus; doch wird sie vor dem Einfluß gewisser Irrlehrer gewarnt (11—18), eben so Thyatira, Sardes, Philadelphia

[1]) Daß in dem Briefe Jacobi gar keine Rücksicht auf die pauliniſche Lehre genommen sei, ist doch wohl schwer anzunehmen. Vgl. Vers 23—25. Siehe übrigens Neander, Paulus und Jacobus, die Einheit der evangelischen Christen in verschiedenen Formen (vom Jahr 1822), in dessen kleinen Gelegenheitsschriften. Berlin 1829. S. 1 ff.

(2, 18. 3, 13). Am schärfsten wird an der Gemeinde zu Laodicäa ihre Lauheit und Sicherheit gerügt: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest, weil du aber lau bist und weder kalt, noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Du sprichst: ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts, und weißt nicht, daß du bist jämmerlich und arm und blind und bloß. Ich rathe dir, daß du Gold von mir kaufest, das mit Feuer durchläutert ist, daß du reich werdest und weiße Kleider anziehest und salbest deine Augen mit Augensalbe, daß du sehen mögest. Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich. So sei nun fleißig und thue Buße. Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an. So jemand meine Stimme hören wird und die Thüre aufthun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir. Wer überwindet, dem will ich geben mit mir auf meinem Stuhl zu sitzen, wie ich überwunden habe und bin gesessen mit meinem Vater auf seinem Stuhl." (Offenb. 3, 14—21.)

Mit diesen feierlichen Worten, wie sie der Seher als Worte des Geistes an die Gemeinden vernahm, schließen wir unsere Betrachtung über die Gemeinden des neutestamentlichen Bereiches. Wir schauen noch einmal auf zu diesen Leuchtthürmen, zu diesen Feuersäulen des christlichen Geistes, von denen eben dieser Geist seine Lichtstrahlen aussandte in die umherliegende Nacht des Heidenthums. Wie es nun dem Schiffer geht, wenn er den Hafen verläßt, das Ufer mehr und mehr aus den Augen verliert und auf der offenen See sich nach Richtpunkten umsehen muß, so weit eben seine Hülfsmittel reichen, so ergeht es dem Kirchenhistoriker, wenn er die Urkunden der neutestamentlichen Offenbarung hinter sich hat und nun über die weitere Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball Rechenschaft geben soll.

Eine Missionsgeschichte der ersten Zeit giebt es für uns nicht. Die paulinischen Reisen, die wir in der vorigen Stunde betrachtet haben, sind die einzige zusammenhängende Berichterstattung über die Verbreitung des Christenthums in der ersten Zeit. Alles was wir noch sonst haben, verliert sich theils in das Dunkel der Sage oder beschränkt sich auf vereinzelte Spuren, denen wir wohl nachgehen können, ohne daß es uns vergönnt wäre, den Weg

nachzuweiſen, den das Chriſtenthum nach den verſchiedenen Gegenden unſerer Erde genommen hat. Sie erinnern ſich, daß die Sage jedem der Zwölfe ſein eigenes Miſſionsgebiet angewieſen hat; aber wer auf dieſe Sagen bauen wollte, der würde ſich in die Nacht der Abenteuer verlieren; denn nun müßte er auch das noch mit in den Kauf nehmen, was von den angeblichen Schülern des Apoſtels, was von einem Eucharius, Valerius und Maternus als Schülern des Petrus, von einem heil. Crescens als Schüler des Paulus erzählt wird, die nach der Legende ſchon im erſten Jahrhundert das Chriſtenthum in unſere Gegenden würden gebracht haben. Die Eitelkeit gewiſſer Kirchen und Biſchofſitze hat ſich in ſolchen Sagen gefallen, um ſich den Ruhm des Alterthums bei der unwiſſenden Menge zu ſichern. Aber auch gewiſſe Aeußerungen der frühern Kirchenväter (z. B. Irenäus und Tertullian), aus denen eine ſchon ſehr weite Verbreitung des Chriſtenthums im zweiten Jahrhundert hervorzugehen ſcheint, dürfen wir nicht gar zu wörtlich nehmen, da ſie offenbar von rhetoriſcher Uebertreibung nicht immer frei zu ſprechen ſind und uns auch ſolche Völker als chriſtliche nennen, von denen ſie ſelbſt nur ungenaue Vorſtellungen hatten. — Gehen wir alſo mit Vorſicht den Spuren nach, ſo treffen wir zunächſt auf eine alte, nicht alles Grundes der Wahrſcheinlichkeit ermangelnde Sage, daß Johannes Marcus, der frühere Begleiter des Paulus und Barnabas, das Chriſtenthum in Alexandrien verkündet habe; indeſſen läßt ſich auch ohne dieſe Annahme ſehr wohl erklären, daß in dieſe wichtige Stadt Aegyptens, in der viele Juden wohnten, frühzeitig auch die Kunde vom Chriſtenthum Eingang erhielt. War doch jener Apollos, der Mitarbeiter des Paulus, ein alexandriniſch gebildeter Jude. Das Chriſtenthum in Alexandrien mußte bald eine eigenthümliche Richtung und Färbung annehmen bei der dort herrſchenden helleniſchen Bildung und bei dem Hange zu philoſophiſcher Speculation. Wir werden dort ſpäter eine blühende Schule der Chriſten finden, aus der große Kirchenlichter hervorgegangen ſind. — Auch weiter nach Oberägypten hin verbreitete ſich das Chriſtenthum im zweiten Jahrhundert. Ein Lehrer der alexandriniſchen Schule, Pantänus ſoll im Morgenlande bis nach Indien hin die Lehre des Heils getragen haben; doch iſt nicht zu vergeſſen, daß der Name „Indien“ von den alten

Schriftstellern sehr unbestimmt gebraucht wird. Nach Aethiopien mochte jener von Philippus bekehrte Beamte, wie schon früher bemerkt, die erste Kunde von Christo gebracht haben. Was Paulus selbst bei seinem Aufenthalt in Arabien für die Verbreitung des Christenthums gethan, wird uns nicht gesagt. Er scheint die Zeit mehr zu stiller Vorbereitung benützt zu haben. Doch kam gewiß frühzeitig von Syrien aus das Christenthum dahin und im dritten Jahrhundert finden wir arabische Gemeinden mit Bischöfen, wie z. B. die Gemeinde von Bostra. In Mesopotamien erscheint nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts der christliche Fürst Abgarus Bar Manu, ein Nachkomme jenes Abgarus, der an Christus den früher erwähnten Brief soll geschrieben haben. Ist auch der Briefwechsel fabelhaft, so ist dagegen Thatsache, daß im zweiten Jahrhundert das Christenthum in Edessa blühte, und von da aus mag es sich dann weiter nach Armenien, nach Persien verbreitet haben; doch freilich nur unvollkommen, so daß es sich leicht mit der parsischen Religion vermischte, eine Mischung, aus der wir später den Manichäismus werden hervorgehen sehen. Frühzeitig muß auch von Rom aus die Kunde des Evangeliums nach dem proconsularischen Afrika gekommen sein. Im zweiten Jahrhundert finden wir diese nordafrikanische Kirche mit ihrem Sitze zu Karthago schon fest gegründet. Aus ihr werden wir scharf markirte Charaktere, wie einen Tertullian und Cyprian, hervortreten sehen. Auch längs der Nordküste in der Cyrenaica und Tripolitana war das Christenthum zerstreut. — Von Kleinasien aus sehen wir es nach Gallien übersiedeln. Wenn wir von der Sage absehen, die bald den Dionys vom Areopag, bald einen Schüler des Petrus, Crescens, zum Apostel der Gallier macht, so finden wir thatsächlich im zweiten Jahrhundert blühende Gemeinden an den Ufern der Rhone, zu Lugdunum (Lyon) und Vienne. Daß die Legende das Christenthum durch Jacobus den Aeltern nach Spanien bringen läßt, haben wir früher erwähnt. Wir mußten diese Sage als reine Dichtung abweisen. Dagegen ist schon ernster die Frage, ob Paulus daselbst gewesen? Daß er sich vorgenommen, dahin zu gehen, erhellt aus seinen Briefen (Röm. 16, 24. 28); aber ob er je dazu gekommen, diesen Vorsatz auszuführen, ist eine andere Frage. Wir haben darüber nur noch eine Notiz in einem

Brief des römischen Bischofs Clemens (aus dem ersten Jahrhundert) an die Gemeinde zu Corinth, wo von Paulus gesagt wird, er sei mit der Verkündigung des Evangeliums bis an die Grenze des Westens vorgedrungen. Das hat man nun schon in den alten Zeiten von Spanien verstanden, von den sogenannten Säulen des Hercules. Und eben dieser Annahme zu Gunsten hat man sich auch jene früher erwähnte zweite Gefangenschaft des Paulus gefallen lassen, damit Zeit zu dieser Reise gewonnen würde. Andere haben dagegen jene Worte des Clemens anders gefaßt; nicht von der westlichen Grenze Europa's, sondern von dem weitesten Ende der pauliniſchen Reisen nach dem Westen zu, mithin von Rom selbst, was mit dem Bericht der Apostelgeschichte vollkommen übereinstimmt. — Die englische Hoch-Kirche hat sogar die Stelle auf England (Britannien) bezogen, um ihren apostolischen Ursprung damit zu begründen. — Wie früh nun das Christenthum nach Britannien gekommen, ist schwer zu bestimmen. Am einfachsten ist die Annahme, daß es an die dortigen Küsten von Kleinasien aus eingewandert ist. — Fragen wir endlich nach den Spuren des Christenthums in unsern nächsten Umgebungen, so kommt freilich auch hier die gefällige Sage mit ihren heiligen Namen zu Hülfe. Allein die Geschichte weiß von einer Verbreitung des Christenthums in den ersten drei Jahrhunderten in unsern Gegenden nichts. Nur einige Spuren finden wir am Niederrhein, und zwar auf dem linken Rheinufer (Germania cisrhenana). Ein germanisches, vollends ein helvetisches Christenthum bildete sich aber erst in den folgenden Zeiten.

Fassen wir das Bisherige zusammen, so zerfällt die alte Kirche im Ganzen in zwei große Hälften, die morgen- und in die abendländische Kirche. Zur erstern rechnen wir außer Syrien und Palästina Kleinasien, Macedonien, Griechenland, Aegypten und was dann noch weiterhin im Orient sich hinein erstreckt; zur letztern Italien, Nordafrika, Gallien und als die letzten (zum Theil unsichern) Ausläufer Spanien und Brittannien. — Die Halt- und Stützpunkte sind zu suchen in Jerusalem und Cäsarea, in Antiochien, in Ephesus, in Alexandrien, in Rom, in Karthago; alle umschlungen von dem römischen Reichsverbande. Und so hängen denn auch die äußern Schicksale dieser Gemeinden ab von der wechselnden Stimmung der römischen Regie-

rung, sowohl der Kaiser, als ihrer Beamten in den Provinzen. Anfänglich kümmerte sich die Regierung wenig um sie. Sie erinnern sich, wie Gallio in Corinth die Klage der Juden über Paulus und seine Gefährten als eine nicht in sein Ressort fallende Klage zurückwies. Man betrachtete, wie schon bemerkt, die Christen als jüdische Secte, und dieselbe Verachtung, die gegen die Juden im Schwange war, traf auch sie. Gelegentlich konnte aber diese Verachtung in Haß umschlagen, der sich dann um so ungehinderter Luft machte. Davon haben wir das erste schauderhafte Beispiel unter dem römischen Kaiser Nero. Auch er ließ in den ersten Jahren seiner Regierung die Christen gewähren; wie er denn überhaupt erst später seine wilde mit Wollust gepaarte Grausamkeit in ihrer ganzen Scheußlichkeit hervortreten ließ. Nachdem er bereits seinen Halbbruder Britannicus und seine Mutter Agrippina aus dem Weg geräumt hatte, denen bald noch andere Opfer, wie die seiner Lehrer Burrhus und Seneca folgten, gerieth er im Jahr 64 auf den Einfall, einen großen Theil der Stadt Rom den Flammen Preis zu geben, wie die Einen sagen, um sich an dem großartigen Schauspiele zu weiden (es sollte seiner wilden Phantasie den Brand Troja's vergegenwärtigen, wozu er die Gesänge der Ilias declamirte), nach Andern geschah es, um auf der Brandstätte neue Bauten, namentlich einen prachtvollen Kaiserpallast aufzuführen. Sechs Tage und sieben Nächte dauerte der verheerende Brand, wobei die schönsten Denkmäler der Kunst zu Grunde gingen. Nicht zufrieden mit dieser Schandthat, schob Nero die Schuld derselben auf die Christen, auf diese „abergläubische und verderbliche Secte", wie sie von den damaligen Geschichtschreibern bezeichnet wird. Mit der ausgesuchtesten Grausamkeit wurden dieselben hingerichtet, theils an's Kreuz geschlagen, theils in die Häute wilder Thiere eingenäht und die Hunde auf sie gehetzt, theils in Pechsäcke gestoßen und so verbrannt, um als Fackeln in den Gärten des Kaisers zu leuchten. So verhaßt auch die Christen im Ganzen beim römischen Volke waren, so erregte dieses Verfahren doch Mitleiden mit ihnen, weil, wie Tacitus sagt, sie nicht dem gemeinen Wohl, sondern nur der Wuth eines Einzelnen geopfert wurden [2]). Die Zahl der Opfer

[2]) Tac. Annal. XV, 44. .... tamquam non utilitate publica, sed in saevitiam unius absumerentur.

wird uns nicht genannt. Eben so wenig ist sicher, wie weit die Verfolgung sich auch über Rom hinaus erstreckt und wie lange sie gedauert habe. Daß Petrus und Paulus in ihr das Leben ließen, beruht, wie früher gesagt, auf alten, nicht zu verwerfenden Zeugnissen. Noch zeigt man in Rom die Stätte ihrer Hinrichtung [3]), und ihrer Grabstätte daselbst erwähnt schon das Alterthum [4]). Der Eindruck der Verfolgung war so schrecklich bei den Christen, daß sie auch nach Nero's Tode, der im Jahr 68 erfolgte, nicht an denselben glauben wollten, sondern annahmen, er werde wieder kommen als der Antichrist. Bekanntlich werden auch gewisse Stellen der Apocalypse auf ihn bezogen.

Unter den schnell sich ablösenden Nachfolgern Nero's, Galba Otto, Vitellius genossen die Christen Ruhe. Dagegen brach unter Vespasian der jüdische Krieg aus, dessen Folge die Zerstörung Jerusalems unter Titus war. Die Geschichte dieses Kriegs und namentlich der Belagerung Jerusalems gehört zunächst nicht in die christliche Kirchengeschichte. Streng genommen hätten wir davon nur das zu berühren, was die Schicksale der Christen daselbst betrifft. Indessen steht die ganze Begebenheit doch wieder so sehr im Zusammenhange mit den Weissagungen des Herrn über diese Stadt, mit all den auch den Christen heiligen Erinnerungen, die an diese Stadt Gottes sich knüpfen, daß ein kurzes Verweilen bei den Hauptscenen des Krieges sich wohl rechtfertigen läßt.

Der Hang zu Empörungen im jüdischen Volke hatte schon wenige Jahre nach Christi Geburt unter jenem Judas von Gamala und dann unter Theudas sich Luft gemacht, und eben dieser unglückselige Hang dauerte auch nach dem Tode Jesu fort. Vergebens hatten seine Augen über Jerusalem geweint; vergebens hatte er die denkwürdigen Worte gesprochen: „Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigst die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt." (Matth. 23, 37.) „Wenn du es wüßtest, so würdest du

---

3) S. Gelzers protestantische Briefe aus Südfrankreich und Italien. S. 140. Ebenda über die Kirche: Domine, quo vadis. S. 138.

4) Euseb Kirchengesch. II, 25.

auch bedenken zu deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet, aber nun ist's vor deinen Augen verborgen." (Luc. 19, 42.) Nur zu bald ging in Erfüllung das Wort, „daß die Feinde werden kommen, eine Wagenburg zu schlagen um die Stadt, sie zu belagern und allen Orten zu ängsten, sie zu schleifen und keinen Stein auf dem andern zu lassen." (Luc. 19, 43. 44. Matth. 24, 2 ff.)

Es waren besonders die Bedrückungen des römischen Statthalters Gessius Florus, welche die Juden dahin trieben, daß sie schon im 12. Jahre der Regierung Nero's, also im sechs und sechzigsten der christlichen Zeitrechnung, die Waffen ergriffen und unter der Anführung eines gewissen Manahem die Burg Antonia erstürmten und die römische Besatzung daselbst tödteten. Ein gleiches Schicksal traf auch noch die Besatzung anderer Burgen der Stadt. Dagegen fielen die heidnischen Einwohner von Cäsarea über die dortigen Juden her, deren sie zu Tausenden hinmordeten. Ein ähnliches Blutbad wurde unter den Juden zu Alexandrien angerichtet. Um den Tod ihrer Brüder in Cäsarea zu rächen, schaarten sich Haufen von Juden zusammen, und machten Einfälle in das syrische Gebiet, verheerten mehrere Städte und mordeten die Einwohner. Da rückte der Statthalter von Syrien, Cestius Gallus, mit einem Kriegsherr wider die Empörer an. Er entriß ihnen ihre Eroberungen wieder, drang in Palästina ein, warf sich vor Jerusalem, und nachdem er schon des nördlichen Theiles der Stadt sich bemächtigt hatte, hob er die Belagerung wieder auf. — Das war nur das Vorspiel zum Kriege. Die in Jerusalem wohnenden Christen benützten die Zwischenzeit, um nach dem kleinen Pella, jenseits des Jordan zu flüchten. Und nun erst, „nach Entfernung dieser Heiligen und Gerechten", wie Euseb sich ausdrückt, „brach die Rache des Himmels aus über die gottlose Stadt." [5])

Auf Befehl Nero's sammelte der Feldherr Vespasian ein Kriegsheer von mehr als 60,000 Mann, brach in Galiläa ein und nahm mehrere Städte. Im Winter bereitete Vespasian die Belagerung Jerusalems vor, die im Frühling 68 beginnen sollte. Die Stadt befand sich in der größten Aufregung. Die sogenannten Zeloten, die blinden Eiferer, schürten das Feuer des Hasses.

---

[6]) Euseb Kirchengesch. III, 5.

Eine Räuberbande und in ihrem Gefolge ein ganzes Heer von 20,000 Mann Idumäern, ertrotzte den Einlaß in die Stadt und übte Erpressungen und Gewaltthaten aller Art. In Verbindung mit den Zeloten ermordeten sie über 8000 der friedliebenden Einwohner, unter ihnen auch die Hohenpriester. — Vespasian, der durch Ueberläufer von dem Zustande der Stadt unterrichtet war, wollte sie ihrem eigenen Schicksal überlassen und beschränkte sich darauf, Judäa und Idumäa von den Streifparthien zu säubern und einige der festen Städte in seine Gewalt zu bekommen. Als er nun endlich gegen Jerusalem heranzog, ward er zum römischen Kaiser erwählt und überließ seinem Sohn Titus die Belagerung der Stadt. Im April des Jahres 70 nahm sie ihren Anfang. Es war gerade die Zeit der Ostern, da sich viel Volks in Jerusalem aufhielt, so daß mit Inbegriff dieser Fremden (freilich übertrieben) die Zahl der Einwohner bis nahe an drei Millionen soll betragen haben[6]). Diese Anhäufung von Menschen trug wesentlich zur Vergrößerung des Elends bei, indem dadurch der Mangel an Lebensmitteln sehr bald empfindlich wurde. Die Stadt selbst hatte Titus ohne bedeutenden Widerstand in seine Gewalt erhalten. Aber die Burg Antonia und der Tempelberg waren noch unbesiegt. Der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus, der erst die Festung Jotapata vertheidigt hatte, befand sich nunmehr in der Gefangenschaft des Eroberers, der ihn milde behandelte. Ihn ordnete Titus als Unterhändler an seine Mitbürger ab, um sie zur Uebergabe zu bewegen. Allein umsonst. Der Mangel an Lebensmitteln steigerte sich zur furchtbaren Hungersnoth. Viele gaben ihr ganzes Vermögen für ein Maaß Getreide. Andere drangen mit Gewalt in die Häuser und raubten das Vorhandene. Wie Schattenbilder wankten die Menschen umher. Wer ein gesundes Aussehen hatte, kam in Verdacht, im Besitze von Lebensmitteln zu sein; ihm drohte der Tod, wenn er nichts geben konnte oder nichts geben wollte. Den gierigen Thieren gleich fielen die Hungernden über den Bissen,

---

[6]) Josephus, de bello judaico VI, 9. nennt 270 Myriaden, also 2,700,000 Menschen, ohne die Aussätzigen u.s.w., die nicht mitgezählt wurden. Tacitus dagegen will nur von 600,000 gehört haben. Hist. V, 13: Multitudinem obsessorum omnis aetatis virile ac muliebre secus, sexcenta millia fuisse accepimus. Ein gar bedeutender Unterschied!

den sie im Munde des Andern gewahr wurden. Weiber rissen den Männern, Kinder den Vätern, selbst Mütter ihren Kindern das Essen aus dem Munde. Wo sich noch Getreide fand, ward es ungemahlen in rohen Körnern verzehrt. In Ermanglung des Kornes dienten Wurzeln und Kräuter zur Nahrung, die des Nachts auf den Feldern von denen gesammelt wurden, die sich heimlich aus der Stadt zu schleichen wußten. Kamen sie mit dieser dürftigen Beute zurück, so liefen sie Gefahr, daß sie ihnen wieder gewaltsam von denen entrissen wurde, die hungernd in der Stadt zurück geblieben waren. Oder es traf sie ein noch kläglicheres Schicksal, indem sie den Belagerern in die Hände fielen und an's Kreuz geschlagen wurden. Zu Hunderten wurden täglich auf diese Weise hingerichtet, so daß es zuletzt an Holz für die Kreuze gebrach. Und dennoch blieben beim Anblick all dieses Jammers die Herzen der Obern ungebrochen. Simon, das Haupt der Zeloten, und Johannes von Giſchala (Giskala), der Oberste der Banditen, leiteten die Vertheidigung; jeder raubte und mordete für sich und seinen Anhang. „Sie tranken einander", sagt Josephus, „das Blut der Bürger zu, und theilten unter sich die Leichen." Die Noth stieg auf's Höchste. Zum Hunger gesellte sich die Pest, da die Leichen der Verhungerten nicht begraben werden konnten, sondern nur über die Mauern in die Gräben geworfen wurden. Endlich wurden auch die unnatürlichsten Speisen nicht verschmäht. Das Leder der Schuhe, der Gürtel, der Schildriemen ward verzehrt; aus dem Kehricht ward Nahrung hervorgesucht und mit Gold bezahlt; selbst Goldstücke wurden von den Verzweifelnden verschlungen. Die gräßlichste That, die Josephus nur mit Schaudern uns meldet, ist nur zu bekannt, als daß sie verschwiegen, aber auch zu barbarisch, als daß sie mit ihren Einzelnheiten erzählt werden dürfte: eine Mutter schlachtete ihr eigenes Kind, um es zu verspeisen. — Nur mit dem tiefsten Gefühl des Mitleids hatte der edelmüthige Titus schon lange diesem unsäglichen Jammer zugesehen. Da keine Vorstellungen halfen, so suchte er durch eine gewaltsame Eroberung dem unnatürlichen Hinmorden des Volkes ein Ziel zu setzen. Er ließ neue Wälle aufthürmen, und nach vielen Anstrengungen gewann er die Burg Antonia. Aber noch hielt sich die Burg Zion. Titus wollte den Tempel und die Stadt schonen.

Noch zweimal wurden durch Josephus Friedensanträge gemacht, aber wiederholt verworfen. Und so kam es denn endlich zum Sturm. Als die Belagerungswerkzeuge gegen die festen Mauern des Tempels nichts vermochten, ward Feuer in den Tempelhof gelegt. Die Juden wehrten sich durch Herabwerfen von Steinen und zogen sich zuletzt in das Innere des Tempels zurück. Auch dahin verfolgte sie der Feind. Ein römischer Soldat warf einen Feuerbrand in das Heiligthum. Vergebens suchte Titus dem Brande Einhalt zu thun. Seine Leute, die selbst durch Schläge sich nicht vom Sengen und Brennen abhalten ließen, drangen mit den Waffen in der Hand über die Leichen der Erschlagenen bis in die Nähe des Allerheiligsten vor. Mit ehrfurchtsvollem Schauer trat der Eroberer in dasselbe ein. Der reiche Schatz fiel in seine Hände; mit ihm auch die Gesetzesrolle, der goldene, siebenarmige Leuchter, der Tisch der Schaubrote, der Rauchaltar, die purpurnen Vorhänge und die übrigen Kostbarkeiten, die später dazu dienten, den Triumphzug des Eroberers zu verherrlichen. — Noch hatte sich ein Rest der dem Feuer und Schwert Entgangenen in den obern Theil der Stadt geflüchtet, wo sie sich, Johann von Gischala an der Spitze, in der Burg des Herodes verschanzten. Auch diese ward von den Römern erstürmt. Wer am Leben geblieben, ward gefangen genommen. Die Alten und Schwachen wurden getödtet, die schönsten der Jünglinge für den Triumphzug aufgespart; andere als Sclaven verkauft oder bei Thiergefechten als Kämpfer vorgeführt. Auch die beiden Hauptanführer der Empörung traf die verdiente Rache. Johann von Gischala ward zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt, Simon für den Triumph aufbewahrt und hinterher vom Leben zum Tode gebracht. Sechs Monate hatte die schreckliche Belagerung gedauert. Die Zahl der Opfer läßt sich kaum berechnen. Nach Josephus, der es freilich mit den Zahlen nicht genau nimmt, war es über eine Million, die theils durch das Schwert, theils durch Hunger und Pestilenz vernichtet wurden. Titus selbst erklärte den traurigen Krieg als einen, den er nur mit Gottes Hülfe also habe führen und vollenden können. Zur Bewachung der zerstörten Stadt ließ er eine Legion seines Heeres zurück. Mit einem andern Theil desselben durchzog er Judäa und Syrien und im Anfange des Jahres 72 zog er triumphirend in

Rom ein. Erſt im Jahr 74 war Judäa völlig beruhigt; obgleich, wie wir ſpäter ſehen werden, nur auf kurze Zeit. Die Folgen der Zerſtörung Jeruſalems waren auch für das Schickſal der Chriſten nicht gleichgültig, wie die nächſte Stunde uns zeigen wird.

Siebente Vorlesung.

Weitere Schicksale der Christen im römischen Reich. — Domitian und Nerva. — Schluß des apostolischen Zeitalters. — Die apostolischen Väter. (Clemens von Rom.) — Trajan und Plinius. — Der Tod des Ignatius. Seine Briefe. — Schicksale der Christen unter Hadrian. — Der Tod Symeons. — Bar Cochba und das Judenthum.

Das schwere Gericht, das mit der Zerstörung Jerusalems über das jüdische Land ergangen, war, wie ich zum Schlusse der vorigen Stunde bemerkt habe, auch für die Christen von großer Bedeutung. Allervorderst diente es ihnen zur Stärkung ihres Glaubens; sie sahen darin eine merkwürdige Erfüllung der Weissagungen ihres Herrn und Meisters. Sodann aber diente das Ereigniß dazu, die Scheidung zwischen Juden und Christen nun auch äußerlich zu vollziehen. Durch den Sturz von Jerusalem hatte das Judenchristenthum eine mächtige Stütze verloren. In dem dürftigen Pella und der Umgegend konnte es sich nur sehr kümmerlich erhalten; den angesehensten Städten der Heidenwelt gegenüber, in der das Christenthum seine frischen Wurzeln schlug, trat es bald in das Dunkel einer jüdischen Secte zurück. Eine Zeitlang wurden indessen die Christen auch jetzt noch von den Römern als Juden behandelt. So wurde der den Juden seit der Eroberung des Landes auferlegte Leibzoll auch von den Christen gefordert und oft mit Härte eingetrieben. Dazu kam, daß die Lehre vom Messias und seinem himmlischen Reich leicht dahin mißverstanden werden konnte, als nährten auch die Christen politische Hoffnungen und revolutionäre Gelüste. So geschah es, daß der Nachfolger des Titus,

der argwöhnische Domitian, in Palästina Nachforschungen anstellen ließ, ob sich daselbst noch Davidische Nachkommen befänden, was übrigens auch schon Vespasian gethan hatte [1]). Nun waren wirklich noch Anverwandte Jesu, nämlich die Enkel jenes Judas vorhanden, der ein Bruder des Herrn genannt wurde. Der Kaiser ließ sie vor sich führen; es waren schlichte Landleute. Auf die Frage, ob sie von Davids Geschlecht seien, antworteten sie mit Ja. Nach ihrem Vermögen befragt, gestanden sie, daß sie im Ganzen nur 9000 Denarien besäßen, wovon jedem die Hälfte gehöre. Dieß hätten sie aber nicht in baarem Geld, sondern in einem Grundstück, daß sich auf 39 Morgen Landes belaufe. Dieses Grundstück bearbeiteten sie selbst, und zum Beweis davon wiesen sie auf die harten Schwielen ihrer Hände. Als sie darauf über Christum und sein Reich befragt wurden, antworteten sie, es sei dieß kein irdisches Reich, sondern ein himmlisches, das am Ende der Welt sich aufthun werde, wenn der Herr kommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten, und einem Jeden zu vergelten nach seinen Werken. Da entließ sie der Kaiser. So erzählt den Vorgang der älteste Kirchengeschichtschreiber Hegesipp bei Euseb [2]). — Daß Domitian von Manchen als der Kaiser genannt wird, der den Johannes nach Patmos verwiesen, haben wir bereits erwähnt. Eine eigentliche Christenverfolgung finden wir unter seiner Regierung nicht, wohl aber ließ er einzelne Christen hinrichten. So einen Flavius Clemens und seine Gemahlin Domitilla und noch Andere, wie es heißt, um ihrer Gottlosigkeit (ihres Atheismus) willen; wahrscheinlich weil sie die Götter nicht mehr anbeten wollten. Unter dem milden Nerva genossen die Christen vollkommene Ruhe; aber wie seine Regierung, so dauerte auch diese Ruhe nur kurze Zeit.

Mit dem Tode Nerva's und dem Regierungsantritte Trajans schließt sich denn auch der Abschnitt der Geschichte, den man gemeiniglich das apostolische Zeitalter nennt. Verweilen wir dabei noch einen Augenblick.

Schon bei der Zerstörung Jerusalems waren wohl die wenigsten der unmittelbaren Jünger Jesu noch am Leben. Am längsten

[1]) Euseb Kirchengesch. III, 12.
[2]) a. a. O. III, 20.

vertrat Johannes das Geschlecht der Apostel. Aber auch er ging, wahrscheinlich zu Anfang der Regierung Trajans zu seiner Ruhe ein, und ein neues Geschlecht der Christen trat in die Lücken derer ein, die in seliger Erwartung des Herrn und seines Reiches entschlafen waren. — In die Fußstapfen der Apostel traten ihre Schüler, und unter diesen ragen die Männer hervor, die man die apostolischen Väter nennt. Zu diesen sogenannten apostolischen Vätern zählt die Kirche Clemens, Barnabas, Hermas, Ignatius, Polykarp und Papias. Mit Ausnahme des letztern haben wir von Allen noch schriftliche Denkmäler oder wenigstens Schriften, die ihren Namen tragen. Aber wie groß ist der Abstand dieser Werke von den apostolischen, namentlich von den geistesfrischen und geisteseigenthümlichen paulinischen Schriften! Es ist uns, als ob wir aus der frischen Alpenluft hinunter uns ließen in die gewohnten Niederungen des Landes. Wir wollen uns nicht bei diesen Schriften aufhalten, nicht bei dem Brief, der dem Barnabas, dem Begleiter des Paulus zugeschrieben wird und der in Typen und Allegorien sich ergeht[3]), die uns schwerlich zusagen würden, auch nicht bei dem visionären Buche des Hermas, das den Namen des Hirten führt, und das trotz seiner Seltsamkeiten bei der Kirche in großem Ansehen stand[4]). — Nur einer dieser Männer mag uns näher ansprechen, es ist der Bischof Clemens von Rom. Ueber sein Leben wissen wir zwar sehr wenig[5]). In seinem Brief an die Philipper (4, 3) nennt uns Paulus einen Clemens als Mitarbeiter, dem er das Zeugniß giebt, „er sei eingeschrieben im Buche des Lebens". Ob dieser Clemens derselbe ist, den wir nachmals als Aeltesten oder Bischof in Rom finden, läßt sich nicht bestimmen. Eben so wenig läßt sich genau ermitteln, wie sich die Bischöfe der römischen Kirche gefolgt sind. Schon die petrinische Grundlage dieses Bisthums ist, wie wir gesehen haben, vielfach durch die

---

[3]) Ob diese Epistel des Barnabas wirklich von dem Begleiter des Paulus herrühre, darüber sind die Meinungen der Gelehrten noch heute getheilt. So viel ist gewiß, daß die spielende Art der Allegorie, die sich von der im Hebräischen hervortretenden Behandlung des A. T. bedeutend unterscheidet, sich kaum als Werk eines apostolischen Mannes begreifen läßt; vgl. Neander (Kirchengesch. I, 3. 1100—1102) und Thiersch apostol. Zeitalter, S. 334. 35.

[4]) Thiersch S. 350. 51.

[5]) Vgl. meinen Aufsatz in Piper's evang. Kalender 1852.

Kritik erſchüttert worden, und über die nächſte ſogenannte Nachfolge des Petrus, Linus, Cletus, Anacletus ſchwanken die Angaben hin und her. Dadurch kommt auch eine Unſicherheit in die Zeitbeſtimmung des Clemens, den die Einen noch vor der Zerſtörung Jeruſalems, die Andern in die erſten Regierungsjahre des Trajan ſetzen. Eine, freilich ganz unverbürgte Sage läßt ihn ſogar von Trajan nach dem tauriſchen Cherſones verbannt werden und dort den Märtyrtod ſterben. Auch von den übrigen Schickſalen und Thaten des Mannes wiſſen wir wenig. Was ihn hingegen für die Kirchengeſchichte wichtig macht, iſt ſein Brief, den er von Rom aus an die Gemeinde zu Corinth geſchrieben hat, und der bei der erſten Kirche in großem Anſehen ſtand, ſo daß er ſogar unter die heiligen Schriften gezählt und in den Verſammlungen vorgeleſen wurde. Aus dieſem Briefe, der zu dem Beſten gehört, was wir aus der Litteratur der apoſtoliſchen Väter haben, können wir uns ein Bild von der corinthiſchen Gemeinde machen, wie ſie wenige Jahrzehnte nach Paulus ſich darſtellte. Wir ſehen daraus, daß die Streitigkeiten, die ſchon der große Apoſtel zu ſchlichten bemüht war, noch fortdauerten oder vielmehr in veränderter Geſtalt empor gekommen waren. Der väterliche Ton, in dem Clemens die Streitenden zur Einheit ermahnt, iſt überaus wohlthuend und ganz der Geſinnung des großen Apoſtels würdig, den er ſich zum Vorbild genommen hatte. Clemens weiſt hin auf die große Ordnung und Harmonie in der Schöpfung, auf die Beiſpiele der heil. Geſchichte, vor allem auf das Beiſpiel Chriſti ſelbſt. Auch den Troſt der Auferſtehung, von dem ſchon Paulus in ſeinem Brief gehandelt, ſucht Clemens auf's Neue in ſeinen Leſern zu beleben, und er ſieht in der äußern Natur, im Wechſel der Jahres- und Tageszeiten ein ſprechendes Sinnbild davon. Selbſt der Wundervogel Phönix in Arabien, der ſich ſelbſt verbrennt und aus ſeiner eigenen Aſche verjüngt emporſteigt, iſt ihm ein ſolches Sinnbild. Manches in ſeiner Beweisart mag uns fremdartig berühren, und auch bei ihm werden wir den vorhin berührten Abſtand wahrnehmen zwiſchen apoſtoliſcher und nachapoſtoliſcher Production; nichts deſto weniger werden wir begreifen, wie die Kirche bei der Verehrung des Mannes dazu kam, dieſen Brief ſo hoch in Ehren zu halten. — Außer dieſem erſten Brief des Clemens an die Corinther hat man noch

einen zweiten, der aber eher das Bruchstück einer alten christlichen Homilie, und wohl auch nicht von Clemens verfaßt ist. Von den erwiesen falschen Schriften, die man diesem Kirchenlehrer unterschoben hat, den sogenannten Clementinen, werden wir später zu reden haben.

Wir nehmen jetzt den Faden der allgemeinen Geschichte wieder auf, die uns die Schicksale der Kirche im Großen und Ganzen darstellen soll.

Die neunzehnjährige Regierung des Trajan (98—117) wird bekanntlich als eine der besten und ruhmwürdigsten geschildert, welche die römische Kaiserzeit aufzuweisen hat. Trajan hat sich den Beinamen des „Besten", den Ruhm des größten Cäsaren, eines „Vaters des Vaterlandes" errungen. Unter ihm hob sich das Reich, für dessen innere Angelegenheiten er auf's Eifrigste besorgt war. Der äußere Wohlstand, die Rechtspflege fanden an ihm ihren weisen Ordner und kräftigen Beschützer. Seinen siegreichen Feldzügen, wodurch er das römische Reich über den Euphrat erweiterte und die er bis nach Indien auszudehnen beabsichtigte, können wir hier nicht folgen. Wir haben es mit seiner Stellung zum Christenthum und zu der sich heranbildenden christlichen Kirche zu thun. Ein Mann, dessen Wahlspruch war, so zu herrschen, wie er wünschte beherrscht zu werden, und der täglich seines dem Senat gethanenen Eides eingedenk war, „niemals etwas zu unternehmen, das dem Leben oder der Ehre rechtschaffener Leute nachtheilig sein könnte," ein Solcher kann doch wohl nicht zu ungerechten Verfolgungen der Christen die Hand geboten haben? Mit Wissen freilich nicht. Aber es ist ein eigenes Verhängniß, dem wir in der Geschichte des Christenthums und seiner Stellung zu den römischen Kaisern begegnen, daß oft gerade die Edlern und Bessern dieser Kaiser, wie ein Trajan, ein Marc Aurel, ein Diocletian, unter den Verfolgern des Christenthums genannt werden, während manche der schlechtern, wie ein Caracalla, dieselben unangefochten ließen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß der römische Kaiser vor allen Dingen den Staat und das Wohl des Staates im Auge hatte und daß je mehr er dieses Wohl bedachte, er um so strenger gegen alles verfahren mußte, was ihm dieses Wohl zu gefährden schien. Mit dem römischen Staatsleben hielt Trajan

alles ſonderbündiſche Weſen, alles Bilden von Gemeinſchaften unverträglich, die unabhängig vom Staat ſich ſelbſt regieren wollten. Er erließ Verbote gegen alle geheimen Geſellſchaften und Verbindungen, weil er in ihnen den Heerd der Revolutionen erblickte. Selbſt eine Geſellſchaft von Handwerkern, die ſich zuſammengethan hatten, um bei Feuersgefahr ſchleunige Hülfe zu leiſten, mußte ſich wieder auflöſen, weil auch ſie in dieſe Kategorie der verbotenen Gemeinſchaften fiel [6]). Nun war es natürlich, daß die Zuſammenkünfte der Chriſten im römiſchen Reich von den Statthaltern der Provinzen als ſolche geheime Verbindungen betrachtet und ſo nach dem Geſetze beſtraft wurden. Mancher mochte dabei ſeine Befugniß überſchreiten, und nicht alle waren wohl ſo gewiſſenhaft, wie der Statthalter in Bithynien, Plinius der Jüngere, der Neffe des berühmten Naturforſchers, der, unſchlüſſig was er thun ſollte, ſich Verhaltungsbefehle von Trajan ausbat. Wir haben noch den höchſt merkwürdigen Brief desſelben an den Kaiſer, ſowie auch die Rückantwort Trajans an Plinius. Der erſtere lautet ſo [7]):

„In allen zweifelhaften Fällen pflege ich, Herr! an dich zu berichten; denn wer kann beſſer mich leiten, wo ich zögere, mich unterrichten, wo ich irre? Den (gerichtlichen) Unterſuchungen über die Chriſten habe ich nie beigewohnt, daher weiß ich nicht, was man an ihnen und wie weit man ſie zu ſtrafen pflegt. Auch bin ich nicht in geringer Verlegenheit, ob man nicht einen Unterſchied des Alters bei ihnen machen ſoll, oder ob die von zarter Jugend gleichmäßig wie die von kräftigem Alter zu behandeln ſeien; ob der Reue Vergebung zu gewähren ſei und ob es ehmaligen Chriſten nicht zugutkommen ſoll, wenn ſie aufhören es zu ſein? ob ſchon der Name allein, wenn auch keine Verbrechen dran haften, oder ob nur die mit dem Namen zuſammenhängenden Verbrechen ſtrafbar ſeien? Inzwiſchen habe ich bei denen, die mir als Chriſten verzeigt wurden, folgendes Verfahren beobachtet. Ich habe ſie gefragt, ob ſie Chriſten ſeien. Wenn ſie bekannten, ſo habe ich ſie zum zweiten- und drittenmal gefragt und ihnen mit der Todesſtrafe gedroht; beharrten ſie darauf, ſo habe ich ſie zum Tode bringen

[6]) Plinii Epp. X, 42. 43.
[7]) Ebend. 97. 98.

laſſen; denn worin auch immer ihr Verbrechen mochte beſtanden haben, das war mir ausgemacht, daß ihr Eigenſinn und ihr unbeugſamer Starrſinn in allewege geahndet werden müſſe. Andere von eben dieſen Wahnſinnigen habe ich, weil ſie römiſche Bürger waren, zur Deportation nach Rom bezeichnet. Da im Verlauf dieſes Prozeſſes, wie das zu geſchehen pflegt, das Verbrechen ſich weiter ausbreitete, ſo haben ſich auch nachgerade verſchiedene Arten desſelben gezeigt. Es wurde eine anonyme Klagſchrift vorgelegt, worauf viele Namen von Perſonen ſtanden, die leugneten, daß ſie Chriſten ſeien oder geweſen ſeien. Als dieſe nach meinem Vorgang die Götter anriefen, und deinem Bildniß, das ich zu dieſem Behuf nebſt den Götterbildern herbeiſchaffen ließ, Wein und Weihrauch opferten, und überdieß Chriſto fluchten, wozu die ſich nie ſollen zwingen laſſen, die wirklich Chriſten ſind, ſo glaubte ich ſie entlaſſen zu ſollen. Andere, die von einem Angeber waren verzeigt worden, ſagten, ſie ſeien Chriſten und leugneten es nachher wieder ab; ſie ſeien es zwar geweſen, aber ſie ſeien wieder zurückgetreten, einige vor drei, andere vor mehr, einer ſogar vor zwanzig Jahren ſchon. Dieſe alle beteten dein Bild und die Bilder der Götter an und verwünſchten Chriſtum. Sie geſtanden aber, ihr größtes Verbrechen oder ihr größter Irrthum habe darin beſtanden, daß ſie an einem beſtimmten Tag vor Sonnenaufgang zuſammengekommen und ein Lied auf Chriſtus als auf einen Gott wechſelsweiſe geſungen hätten; ſodann hätten ſie ſich durch einen Eid (sacramentum) verbunden, nicht zu irgend einer Uebelthat, ſondern daß ſie keinen Diebſtahl, keinen Raub, keinen Ehebruch begehen, ihr Wort nicht brechen und anvertrautes Gut nicht verleugnen wollten, wenn es von ihnen zurückgefordert würde. Darnach wären ſie gewöhnlich auseinander gegangen, bald aber wieder zuſammen gekommen, um gewöhnliche und unſchuldige Speiſen zu genießen. Das hätten ſie aber auf meine Verordnung hin unterlaſſen, in welchem ich dein Verbot der geheimen Verbindungen kund machte. Um ſo nothwendiger hielt ich, von zwei Mägden, welche Dienerinnen (ministrae) genannt wurden, durch die Folter zu erfahren, was Wahres an der Sache ſei. Aber ich habe nichts gefunden, als einen verkehrten, ausſchweifenden Aberglauben. Deßhalb habe ich die Unterſuchung aufgeſchoben und mich bei dir Raths

zu erholen befliſſen; denn die Sache ſchien mir allerdings der Ueberlegung werth, beſonders wegen der Menge derer, die dabei in Gefahr kommen. Denn Viele, von jedem Alter, von jedem Stand und Geſchlecht kommen in dieſe Gefahr oder werden noch drein kommen, denn nicht nur in die Städte, ſondern auch in Flecken und Dörfer hat ſich die Anſteckung dieſes Aberglaubens verbreitet, von der es jedoch den Anſchein hat, daß ihr könne Einhalt gethan und mit Heilmitteln begegnet werden. Wenigſtens iſt es Thatſache, daß die beinahe verlaſſenen Tempel wieder anfangen beſucht zu werden, daß die längſt unterlaſſenen Ceremonien wieder gefeiert und hie und da auch wieder Opferthiere verkauft werden, die bis dahin ſelten einen Käufer gefunden hatten. Hieraus läßt ſich leicht abnehmen, welche Menge von Menſchen noch gebeſſert werden könne, wenn man ihnen Gelegenheit dazu giebt." —

Trajan ſchrieb zurück: „Du haſt, mein Lieber, in Anſehung der Chriſten, die bei dir verklagt wurden, den rechten Weg eingeſchlagen; denn es läßt ſich darüber nichts im Allgemeinen, was in allen Fällen maaßgebend wäre, beſtimmen. Aufſuchen ſoll man ſie nicht; wenn ſie aber angeklagt und überwieſen werden, ſoll man ſie ſtrafen; doch ſo, daß wenn einer leugnet, er ſei Chriſt geweſen und das durch die That beweist, indem er unſere Götter anbetet, er der Reue wegen Verzeihung erlangt, auch wenn noch ein Verdacht aus früherer Zeit her auf ihm laſten ſollte. Namenloſe Klagſchriften aber dürfen bei keinem Criminalprozeß etwas gelten; denn das giebt ein ſchlechtes Beiſpiel und iſt unſerm Jahrhundert (d. h. unſerer Regierungszeit und Regierungsmaxime) unangemeſſen."

Dieſe beiden Briefe geben uns zu verſchiedenen Bemerkungen Anlaß. Wir ſehen daraus für's Erſte, wie die Hochgeſtellten und Gebildeten unter den Heiden über das Chriſtenthum dachten. Es iſt ihnen trauriger Aberglaube, verderbliche Schwärmerei. Beide, ſowohl Plinius, als Trajan bemitleideten die Chriſten; ihr menſchliches Gefühl ſträubte ſich gegen alle Gewaltthat; aber beide waren zu ſehr Römer, zu ſehr in den Anſichten der Staatsreligion befangen, als daß ſie nicht gleichwohl die Chriſten ſchon als Chriſten für ſtrafbar hielten. So ſcheut ſich Plinius nicht, gegen ſchwache Frauen die Folter anzuwenden und redet davon mit einer Objecti-

vität, die uns an einem sonst so humanen Manne befremden muß. Was das Benehmen Trajans betrifft, so ist dieß verschieden beurtheilt worden. Man hat es als ein sehr kluges gerühmt, und gewiß macht es seinem Herzen Ehre, daß er sowohl die förmlichen Nachstellungen verbot, als daß er anonyme Klagschriften von der Hand wies. Allein gerecht und consequent war die Maaßregel auf keinen Fall. Es war eben eine halbe Maaßregel, die es nach beiden Seiten gut machen wollte; weßhalb schon der Kirchenlehrer Tertullian, freilich in declamatorischem Eifer ausruft [8]): o welch ein durch Verlegenheit verworrenes Urtheil! (o sententiam necessitate confusam!) er will nicht, daß man ihnen nachspüre als Unschuldigen, und doch will er sie bestraft wissen als Schuldige! Er schont und wüthet zugleich; er sieht durch die Finger und ahndet! Warum giebst du dir solche Blöße? Wenn du verdammest, warum sprichst du nicht auch frei? u. s. w.

Aber auch noch in anderer Beziehung ist der Brief des Plinius wichtig, indem er uns Blicke thun läßt in den Zustand der Christen zu seiner Zeit, d. i. zu Ende des ersten Jahrhunderts. Also, das ging aus den Bekenntnissen, die ihm gemacht wurden, hervor, daß die Christen an einem bestimmten Tage (stato die) zusammenkamen. Offenbar war dieß der Sonntag. Wie bald der Sonntag überhaupt bei den Christen gefeiert wurde, ist nicht so leicht zu ermitteln. Die Judenchristen schlossen sich vorerst an den Sabbath an und feierten diesen auch als Christen fort. Eine förmliche Verlegung des Sabbaths auf den Sonntag wird uns nirgends gemeldet. Wir können zwar im neuen Testament Spuren der christlichen Sonntagsfeier entdecken, in sofern von Versammlungen der Christen an diesem Tage, als dem Tag nach dem Sabbath die Rede ist (Apostelg. 20, 7); doch ist damit nicht gesagt, daß dieser Tag ausschließlich der Versammlungstag gewesen, noch weniger, daß er durch irgend einen Beschluß an die Stelle des Sabbaths getreten sei [9]). In der Apocalypse kommt der Ausdruck „Tag des Herrn" allerdings vor. An diesem „Tag des Herrn" empfing der Seher seine Offenbarung, und dort muß der Ausdruck wohl als ein damals schon üblicher vom Sonntag ver-

[8]) Apologeticus II.

[9]) So wenigstens muß ich mir mit Neander u. A. noch immer die

ſtanden werden [10]), wie denn auch der status dies in unſerm Briefe. Wir leſen ferner, daß die Chriſten ein Lied wechſelsweiſe (secum invicem) auf Chriſtum ſangen als auf einen Gott. Daraus nehmen wir alſo ab, daß Chriſtus von den Seinigen göttlich verehrt, daß Lieder, in Form von Gebeten an ihn gerichtet wurden, und wahrſcheinlich waren dieß Wechſelgeſänge, wie denn auch ſolche um eben dieſe Zeit Ignatius in Antiochien ſoll eingeführt haben. Sodann ſehen wir, daß die Verſammlungen eine praktiſch-ſittliche Tendenz hatten; man ermahnte ſich gegenſeitig zur Redlichkeit, zur Treue, zur Keuſchheit. Wenn dann weiter geſagt wird, die Chriſten ſeien zuſammengekommen, um gewöhnliche und unſchuldige Speiſen zu genießen [11]), ſo geht dieß offenbar auf die ſogenannten Liebesmahle (Agapen), wie wir ſie ſchon zu des Apoſtels Zeiten in Corinth finden und wie ſie noch längere Zeit mit dem Genuſſe des heil. Abendmahls verbunden blieben. Ausdrücklich bekannten jene Chriſten, es ſei eine gewöhnliche und unſchuldige Speiſe geweſen. Dieß mußten ſie thun, weil ſich unter anderm das Gerücht verbreitet hatte, die Chriſten ſchlachteten ein Kind, deſſen Blut ſie tränken und deſſen Fleiſch ſie äßen, oder ſie hielten thyeſtiſche Mahlzeiten. Wir werden auf die verſchiedenen Beſchuldigungen, die gegen die Chriſten erhoben wurden, ſpäter zurückkommen. Endlich ſagt uns Plinius, er habe die Geſtändniſſe aus zwei Mägden durch die Folter erpreßt, welche Dienerinnen genannt wurden. Höchſt wahrſcheinlich waren dieſe Dienerinnen — Diaconiſſen; Frauen, denen die Kranken- und Armenpflege vertraut

---

Stelle erklären, trotz der dagegen erhobenen Einwendung von Hengſtenberg in ſeiner gelehrten und belehrenden Schrift über den Tag des Herrn. Berlin 1852. — Aus 1 Cor. 16, 2 kann vollends nicht für das Vorhandenſein der Sonntagsfeier geſchloſſen werden. Der Apoſtel fordert die Chriſten in Corinth auf, je am erſten Sabbather, d. h. am erſten Wochentag etwas für die betreffende Steuer bei Seite zu legen, damit nicht die Collecte erſt geſchehen müſſe, wenn er komme. Der erſte Wochen-(Werk-)tag eignete ſich dazu am beſten; ähnlich könnte etwa jetzt bei Kreuzerſammlungen in chriſtlichen Kreiſen der Montag als der ſchicklichſte bezeichnet werden. An eine Liebesſteuer, die in der gottesdienſtlichen Verſammlung wäre aufgehoben worden, zu denken, wehrt das παρ' ἑαυτῷ (bei ſich ſelbſt).

[10]) Freilich ließe ſich eben daraus eine Inſtanz gegen eine allzufrühe Abfaſſung der Apocalypſe erheben. — Weitere Spuren der Sonntagsfeier finden ſich außer dem N. T. im Brief des Barnabas (c. 15) und in der ſpäter anzuführenden Stelle bei Juſtin dem Märtyrer.

[11]) Ad capiendum cibum, promiscuum tamen et innoxium.

war und die wir als Gehülfinnen der Diaconen auch schon im neuen Testament erwähnt finden. So wird uns die Phöbe als Diaconissin zu Kenchrea bei Corinth genannt (Röm. 16, 1). Ob unter den Wittwen, von denen Paulus an Timotheus schreibt (1 Tim. 5, 9), auch Diaconissen zu verstehen seien, mag unentschieden bleiben; so viel geht aus unserm Brief, zusammengehalten mit den neutestamentlichen Stellen, mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß dieses Institut der Diaconissen, das auch in neuerer Zeit sich vielseitiger Gunst zu erfreuen hat, ein alt-christliches Institut ist. — So weit über diesen Briefwechsel des Trajan mit Plinius.

Unter den Opfern, die in der Verfolgung fielen und zwar unmittelbar auf Trajans eigenen Befehl, wird uns ein Mann der alten Kirche genannt, den wir zu den früher genannten apostolischen Vätern, d. h. zu den unmittelbaren Schülern der Apostel zählen, der heil. Ignatius. Seine Kindheit soll noch in die Lebenszeit Jesu zurückgereicht haben. Ja, die Sage macht ihn zu dem Kinde, das Jesus in die Mitte der Jünger stellte, um ihnen die kindliche Demuth zu empfehlen. Er war, wie man gewöhnlich annimmt, ein Schüler des Johannes und Bischof der Gemeinde in Antiochien. Unter anderm soll er, wie eben bemerkt, den Wechselgesang daselbst eingeführt haben. In welchem hohen Ansehen er bei der Gemeinde stand, geht aus seinem Beinamen „Theophorus" (der Gottesträger) hervor. Gegen vierzig Jahre mochte er seinem Amte vorgestanden sein, als der Kaiser im Jahr 115 (nach Andern schon früher) nach Antiochien kam. Es war auf seinem Feldzug wider die Parther. Da wurde ihm Ignatius vorgeführt und als Christ verklagt. Aus den, freilich nicht über allen Zweifel erhabenen Akten des Verhörs ergab sich folgendes Zwiegespräch [12]): T. Bist du es, der als ein böser Dämon unserm Befehl zu trotzen wagt und andere zu ihrem eigenen Unglück verführt? I. Niemand nennt den Theophorus einen bösen Dämon; denn von den Knechten Gottes weichen die Dämonen fern. Ich weiß nur, daß ich ihnen verhaßt bin, und darum nennst du mich einen bösen Dämon; denn ich bekenne, daß Christus mein König

[12]) Bei Cotelerius II, p. 174.

ist, und so mache ich ihre Anschläge zunichte. T. Und wer ist Theophorus? J. Der Christum in seiner Brust trägt. T. Und meinst du, wir haben nicht auch Götter in unserer Brust, die uns beistehen wider die Feinde? J. Wenn du die heidnischen Dämonen Götter nennst, so irrst du: denn Einer ist Gott, der Himmel und Erde gemacht hat und das Meer und alles was darinnen ist, und einer sein eingeborner Sohn, Jesus Christus, dessen Freundschaft ich erlangt habe. T. Du meinst den, der von Pontius Pilatus gekreuzigt ist? J. Eben den, der die Sünde und ihren Urheber gekreuzigt hat und der alle dämonische Bosheit denen unter die Füße gethan hat, die ihn im Herzen tragen. T. Du trägst also Christum im Herzen? J. So ist es; denn es stehet geschrieben, ich werde in ihnen wohnen und mit ihnen wandeln. Darauf sprach Trajan das Urtheil: Den Ignatius, der ausgesagt hat, daß er in sich den Gekreuzigten trage, verurtheile ich, daß er gebunden von den Soldaten nach der Hauptstadt Rom geführt und dort zum Schauspiel des Volkes den wilden Thieren zur Speise vorgeworfen werde. Ignatius hörte das Urtheil ruhig an und rief in freudigem Entzücken: „Ich danke dir, Herr! daß du mich nach deiner vollkommenen Liebe so hoch gewürdigt hast, gleich deinem Apostel Paulus Ketten und Bande zu tragen.“ — Er ließ sich willig fesseln, und indem er für die Kirche betete und sie mit Thränen dem Herrn befahl, ward er, sagen die Märtyrerakten, als ein auserlesenes Schlachtschaf, als der guten Heerde Führer, von den wildesten Soldaten nach Rom geführt, um den Thieren vorgeworfen zu werden.

So ward Ignatius in Begleit von zehn Soldaten nach Seleucien gebracht, wo sie sich mit ihm einschifften. In Smyrna traf er mit dem dortigen Bischof Polykarp, gleichfalls einem Schüler des Johannes zusammen; auch fanden sich Abgeordnete verschiedener kleinasiatischer Gemeinden ein. Ignatius empfahl sich ihrer Liebe und Fürbitte. Dann gelangte er nach Troas und durch Macedonien, wo er unter anderm die Gemeinde zu Philippi besuchte, nach Rom. Dahin waren ihm einige der antiochenischen Christen vorausgeeilt; auch viele andere Brüder fanden sich ein, um ihn zu sehen, zu hören und für ihn zu beten. Er selbst warf sich mit den Brüdern zum Gebet auf die Kniee nieder und flehte Gott um Erbarmen

für die verfolgte Kirche an. Nun ward er in's Amphitheater geführt, um den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Er verglich ſich mit einem Korn, das durch die Zähne der Thiere zermalmt und gleichſam gemahlen werden ſoll, um als ein reines Brot Gottes erfunden zu werden. — Und ſo ward er, wie es heißt, von den Thieren bis auf die härteſten Knochen aufgezehrt. Noch beſitzen wir ſieben Briefe des Ignatius, die er von ſeiner Reiſe aus an ſechs verſchiedene Gemeinden und an Polycarp geſchrieben haben ſoll. Die Gemeinden, an welche die Briefe gerichtet wurden, ſind: Epheſus, Magneſia, Tralles, Philadelphia, Smyrna und Rom. — Es ſind dieſe Briefe noch vorhanden, aber in zwei verſchiedenen Geſtalten, in einer größern und in einer kleinern Redaction. Die meiſten Kritiker halten die kleinere Redaction für die ächte und urſprüngliche; allein auch gegen dieſe iſt vieles eingewendet worden, und auch die neueſten Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand [13]), die auf Veranlaſſung neu entdeckter Handſchriften, einige dieſer Briefe angeſtellt worden ſind, haben noch zu keinem ſichern Reſultat geführt. Iſt doch die ganze Begebenheit in Zweifel gezogen worden. Man hat auf das Unwahrſcheinliche aufmerkſam gemacht, daß Trajan einen Schwärmer, für den er Ignatius hielt, mit ſo vielen Umſtänden nach Rom habe transportiren laſſen, während die Hinrichtung in Antiochien nicht nur einfacher, ſondern für die dortigen Chriſten noch eindrücklicher und abſchreckender geweſen wäre. Allein dagegen iſt wieder bemerkt worden [14]), der Kaiſer möge ihn eben darum nach Rom geſandt haben, um durch den Anblick der Hinrichtung den Fanatismus der antiocheniſchen Chriſten nicht zu reizen, auch weil er hoffte, daß die Reiſe ſeinen Eifer noch abkühlen und ihn auf andere Geſinnungen bringen ſollte, oder endlich, um durch den Anblick des Leidenden unterwegs die Chriſten zu ſchrecken. Wie dem auch ſei, Ignatius lebt im Andenken der Chriſtenheit als einer der erſten Märtyrer und die ihm zugeſchriebenen Briefe ſind jedenfalls wichtige Denkmäler der älteſten kirchlichen Denkweiſe. Nicht nur ſpricht ſich in ihnen ein eines Jüngers Chriſti würdiger Sinn aus, ein

---

[13]) Cureton, Bunſen und die Gegenſchriften von Baur und andern.

[14]) So von Gieſeler in ſeiner Kirchengeſchichte.

Sinn der Demuth, der Geduld, der Ergebung; sondern es werden in ihnen auch schon irrthümliche Richtungen bekämpft, die um diese Zeit in der Kirche hervortraten und die die Vorläufer zu ganzen, weitverzweigten häretischen Systemen wurden. So bekämpft Ignatius das starre Halten an den jüdischen Satzungen. „Das Christenthum", sagt er, „hat nicht an das Judenthum geglaubt, sondern das Judenthum an das Christenthum." Besonders aber setzt er sich denen entgegen, welche aus Mißverstand der Lehre von der höhern Natur Christi ihm die wahre Menschheit absprachen und behaupteten, er habe, statt eines wirklichen menschlichen Körpers einen bloßen Scheinkörper besessen, die sogenannten Doketen. „Verstopfet eure Ohren," schreibt er, „vor jedem, der euch etwas anders lehren wird, als Jesus, der aus dem Geschlechte Davids von Maria wahrhaftig geboren, wahrhaftig lebend und leidend, wahrhaftig gekreuzigt und gestorben, wahrhaftig auferstanden ist von den Todten. So er nur scheinbar gelitten, wie einige ungöttliche Menschen behaupten, so haben auch sie nur ein Scheinleben." — Noch in einer andern Beziehung endlich sind die Ignazischen Briefe wichtig. Ueberall wird in ihnen die Einheit der Kirche hervorgehoben, gegenüber der Zerklüftung und Zersplitterung, die durch die Häresien einzubrechen drohte. Sie haben in der That einen katholischen Charakter, wenn man eben, nach der ächten Kirchensprache, unter dem Katholischen dieses Halten an der Einheit, dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit Aller unter einem Haupt versteht. Dieser katholische Charakter hat allerdings auch schon einen hierarchischen Beigeschmack, in sofern Ignatius diese Einheit der Kirche repräsentirt sieht im Bischof. — Als die Apostel noch lebten, waren sie, wie wir gesehen haben, die natürlichen Leiter der Gemeinde und in einem gewissen Sinne allerdings die sichtbaren Stellvertreter Christi. Nun finden wir zwar schon in der apostolischen Zeit Bischöfe und Aelteste; aber diese beiden Aemter sind dort noch nicht geschieden. Dieselben Personen werden bisweilen Aelteste, bisweilen Bischöfe genannt [15]). Die Ausdrücke waren gleichbedeutend. Eben der Aelteste sollte auch

[15]) Vgl. Apostelg. 20, 17. mit V. 28., Tit. 1, 5. 7., Phil. 1, 1., 1 Tim. 3, 1. vgl. mit V. 8. 1 Petr. 5, 2. 3.

für die verfolgte Kirche an. Nun ward er in's Amphitheater geführt, um den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Er verglich sich mit einem Korn, das durch die Zähne der Thiere zermalmt und gleichsam gemahlen werden soll, um als ein reines Brot Gottes erfunden zu werden. — Und so ward er, wie es heißt, von den Thieren bis auf die härtesten Knochen aufgezehrt. Noch besitzen wir sieben Briefe des Ignatius, die er von seiner Reise aus an sechs verschiedene Gemeinden und an Polycarp geschrieben haben soll. Die Gemeinden, an welche die Briefe gerichtet wurden, sind: Ephesus, Magnesia, Tralles, Philadelphia, Smyrna und Rom. — Es sind diese Briefe noch vorhanden, aber in zwei verschiedenen Gestalten, in einer größern und in einer kleinern Redaction. Die meisten Kritiker halten die kleinere Redaction für die ächte und ursprüngliche; allein auch gegen diese ist vieles eingewendet worden, und auch die neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand [13]), die auf Veranlassung neu entdeckter Handschriften, einige dieser Briefe angestellt worden sind, haben noch zu keinem sichern Resultat geführt. Ist doch die ganze Begebenheit in Zweifel gezogen worden. Man hat auf das Unwahrscheinliche aufmerksam gemacht, daß Trajan einen Schwärmer, für den er Ignatius hielt, mit so vielen Umständen nach Rom habe transportiren lassen, während die Hinrichtung in Antiochien nicht nur einfacher, sondern für die dortigen Christen noch eindrücklicher und abschreckender gewesen wäre. Allein dagegen ist wieder bemerkt worden [14]), der Kaiser möge ihn eben darum nach Rom gesandt haben, um durch den Anblick der Hinrichtung den Fanatismus der antiochenischen Christen nicht zu reizen, auch weil er hoffte, daß die Reise seinen Eifer noch abkühlen und ihn auf andere Gesinnungen bringen sollte, oder endlich, um durch den Anblick des Leidenden unterwegs die Christen zu schrecken. Wie dem auch sei, Ignatius lebt im Andenken der Christenheit als einer der ersten Märtyrer und die ihm zugeschriebenen Briefe sind jedenfalls wichtige Denkmäler der ältesten kirchlichen Denkweise. Nicht nur spricht sich in ihnen ein eines Jüngers Christi würdiger Sinn aus, ein

---

[13]) Cureton, Bunsen und die Gegenschriften von Baur und andern.
[14]) So von Gieseler in seiner Kirchengeschichte.

Sinn der Demuth, der Geduld, der Ergebung; sondern es werden in ihnen auch schon irrthümliche Richtungen bekämpft, die um diese Zeit in der Kirche hervortraten und die die Vorläufer zu ganzen, weitverzweigten häretischen Systemen wurden. So bekämpft Ignatius das starre Halten an den jüdischen Satzungen. „Das Christenthum", sagt er, „hat nicht an das Judenthum geglaubt, sondern das Judenthum an das Christenthum." Besonders aber setzt er sich denen entgegen, welche aus Mißverstand der Lehre von der höhern Natur Christi ihm die wahre Menschheit absprachen und behaupteten, er habe, statt eines wirklichen menschlichen Körpers einen bloßen Scheinkörper besessen, die sogenannten Doketen. „Verstopfet eure Ohren," schreibt er, „vor jedem, der euch etwas anders lehren wird, als Jesus, der aus dem Geschlechte Davids von Maria wahrhaftig geboren, wahrhaftig lebend und leidend, wahrhaftig gekreuzigt und gestorben, wahrhaftig auferstanden ist von den Todten. So er nur scheinbar gelitten, wie einige ungöttliche Menschen behaupten, so haben auch sie nur ein Scheinleben." — Noch in einer andern Beziehung endlich sind die Ignazischen Briefe wichtig. Ueberall wird in ihnen die Einheit der Kirche hervorgehoben, gegenüber der Zerklüftung und Zersplitterung, die durch die Häresien einzubrechen drohte. Sie haben in der That einen katholischen Charakter, wenn man eben, nach der ächten Kirchensprache, unter dem Katholischen dieses Halten an der Einheit, dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit Aller unter einem Haupt versteht. Dieser katholische Charakter hat allerdings auch schon einen hierarchischen Beigeschmack, in sofern Ignatius diese Einheit der Kirche repräsentirt sieht im Bischof. — Als die Apostel noch lebten, waren sie, wie wir gesehen haben, die natürlichen Leiter der Gemeinde und in einem gewissen Sinne allerdings die sichtbaren Stellvertreter Christi. Nun finden wir zwar schon in der apostolischen Zeit Bischöfe und Aelteste; aber diese beiden Aemter sind dort noch nicht geschieden. Dieselben Personen werden bisweilen Aelteste, bisweilen Bischöfe genannt [15]). Die Ausdrücke waren gleichbedeutend. Eben der Aelteste sollte auch

[15]) Vgl. Apostelg. 20, 17. mit V. 28., Tit. 1, 5. 7., Phil. 1, 1., 1 Tim. 3, 1. vgl. mit V. 8. 1 Petr. 5, 2. 3.

Uebrigens hatte Hadrian selbst nur sehr unklare und verworrene Vorstellungen vom Christenthum; er scheint es mit andern Culten verwechselt zu haben, die um eben diese Zeit im römischen Reich Eingang fanden, wie mit dem Serapisdienst in Egypten [17]); daher die Angabe eines spätern römischen Schriftstellers, Hadrian habe Christo einen Tempel errichten und ihn unter die Götter versetzen wollen [18]), schwerlich Glauben verdient. Zu dieser Sage hat wahrscheinlich der Umstand Veranlassung gegeben, daß Hadrian an verschiedenen Orten des Reiches Tempel errichten ließ, ohne Bildsäule eines Gottes. Wahrscheinlich gedachte er später sein eigenes Bild hinein zu stellen, und nur Mißverstand konnte ihm später die Absicht unterlegen, Christum in denselben zu verehren.

Noch wichtiger als für die Schicksale der Christen war aber die Regierung Hadrians für die weitern Schicksale der Juden, mit denen jedoch auch jetzt noch die der Christen theilweise verflochten erscheinen.

Nach der Zerstörung von Jerusalem unter Titus waren die nach Pella geflüchteten Christen zum Theil wieder auf die alten Trümmer der gefallenen Mutterstadt zurückgekehrt; mit ihnen auch der greise Symeon, einer der Anverwandten Jesu, der nunmehr als Bischof der Christengemeinde daselbst vorstand, und der im Jahr 107 als ein Greis von 120 Jahren den Kreuzestod starb, indem ihn die Juden bei dem römischen Statthalter als einen staatsgefährlichen Sprossen des Hauses Davids verklagt hatten. Dieselben Juden, die den Zunder der Empörung in ihrem eigenen Volke immer wieder anfachten! Wie sollten sie es auch ertragen, daß die heilige Stätte von den Unheiligen entweiht, daß sogar der Name Jerusalem aus der Zahl der Städte getilgt war! Auf ihren Trümmern hatte sich eine neue Stadt erhoben, in der Heiden und Christen ihr Wesen trieben, während an der Stätte des Tempels, da einst Jehovah verehrt worden, dem Jupiter göttliche Ehre erwiesen ward. Lange gährte der Aufruhr im Stillen. Eine Reise, die Hadrian im Jahr 130 in den Orient machte, hinderte noch

[17]) Vgl. den Brief Hadrians an seinen Schwager Servianus bei Flavius Vopiscus, in vita Saturnini c. 2. — Illi qui Serapin colunt, Christiani sunt, et devoti sunt Serapi, qui se Christi episcopos dicunt.

[18]) Ael. Lampridius, Vita Alex. Sever. c. 43.

eine Zeitlang deſſen Ausbruch. Kaum aber hatte er ſich entfernt, ſo brach er auf's Heftigſte los. Jene Worte Bileams: „Ein Stern wird aufgehen aus Jakob und ein Scepter aus Iſrael aufkommen und wird zerſchmettern die Fürſten der Moabiter und zerſtören alle Kinder Seth," (4 Moſ. 24, 17) fanden auch jetzt noch einen mächtigen Wiederhall in der Bruſt eines Schwärmers, der ſich den Sohn des Sterns, Bar Cochba nannte. Zu Bither (Bethera), einer Feſtung des jüdiſchen Landes, unweit Jeruſalem, ließ er ſich zum König ſalben, und die ihm nicht huldigen wollten, namentlich die Chriſten im Lande, verfolgte er auf's Blut. Er überfiel mit einer bewaffneten Macht Jeruſalem, zerſtörte den heidniſchen Tempel und ließ Münzen prägen, die auf der einen Seite ſeinen Namen, auf der andern die Inſchrift: „Freiheit Jeruſalems" trugen. Als der römiſche Statthalter Tinnius Rufus zu ſchwach war, Widerſtand zu leiſten, ſo wurde der tüchtigſte Feldherr des Kaiſers, Julius Severus mit einer Verſtärkung aus Britannien herbeigerufen, der erſt mit weiſer Vorſicht, ohne ſich in Schlachten einzulaſſen, den Aufruhr zu dämpfen begann. Die Juden warfen ſich auf Bither, entſchloſſen zum äußerſten Kampf. Nachdem Severus das Land einzeln erobert, erhielt er auch dieſe letzte Veſte in ſeine Gewalt. So ward nach einem dreijährigen blutigen Kriege der Aufruhr im Jahr 135 getilgt, in welchem nach der gewöhnlichen Angabe 580,000 Juden ihr Leben verloren. Fünfzig feſte Schlöſſer wurden zerſtört, 985 Städte und Dörfer in eine Wüſte verwandelt. — Bar Cochba, den das enttäuſchte Volk nun den „Sohn der Lüge", Bar Cosiba, nannte, war in der Schlacht umgekommen; ſein Haupt ward in's römiſche Lager gebracht. Der Rabbi Akiba, der auch mit in die Verſchwörung verwickelt war, wurde unter grauſamen Martern hingerichtet, die er mit der größten Standhaftigkeit trug. Andere der Mitſchuldigen wurden theils zu Sclaven verkauft, theils in die Steinbrüche Egyptens abgeführt. Ueber die Stätte, da der Tempel geſtanden, ließ Hadrian den Pflug gehen und den Boden mit Salz beſtreuen. Die Stadt Jeruſalem aber wurde dem Kaiſer und dem Jupiter Capitolinus zu Ehren wieder aufgebaut, Aelia Capitolina genannt und mit heidniſchen Coloniſten bevölkert. Kein Jude durfte im Umkreis von mehrern Stunden der Stadt ſich nähern, und um das Maaß des Hohnes

voll zu machen, ward über dem Stadtthor gen Bethlehem ein marmornes Schwein angebracht. Der Uebertritt zum Judenthum ward bei Todesstrafe verboten[18]).

Mit dieser zweiten Eroberung Jerusalems durch die Hand der Römer löste sich das letzte Band, das noch die Juden äußerlich zusammen gehalten hatte. Von da an erscheinen sie als das aus der Heimath vertriebene, unstäte und flüchtige Volk, wie es bis auf den heutigen Tag sich uns darstellt, ein Zeugniß des göttlichen Gerichtes, wie des göttlichen Erbarmens, ein Volk, dessen Geschichte noch nicht beendet ist und das augenscheinlich aufbewahrt ist, um dereinst zur Vollendung des Reiches Gottes in seiner Weise verwendet zu werden.

Aber auch für die Geschichte des Christenthums war dieses Schicksal der Juden ein entscheidender Wendepunkt. Wollten die Christen auch jetzt noch in Jerusalem (Aelia Capitolina) bleiben, so mußten sie noch entschiedener, noch auffälliger vom Judenthum sich lossagen, als es bisher geschehen war. Nur so konnten sie auf Duldung von Seiten der Heiden Anspruch machen. So trat denn auch wirklich das erstemal ein Heidenchrist, Marcus, an die Spitze der dortigen Gemeinde[19]). Das Judenchristenthum, das bis anhin noch immer seine Vertreter im jüdischen Lande gefunden hatte, hörte damit auf, als solches zu existiren; und die freiere Form, für die Paulus gekämpft hatte, trug den endlichen Sieg davon.

Dieß führt uns auf die innern Verhältnisse des Christenthums zur Zeit Hadrians, namentlich auf den Gegensatz des Juden- und Heidenchristenthums, wie er in den häretischen Gestaltungen des Ebionismus und des Gnosticismus hervortrat.

---

[18]) Vgl. Jost, Geschichte des israelitischen Volkes II, S. 109 ff.
[19]) Euseb Kirchengesch. IV, 6.

Achte Vorlesung.

Häretische Richtungen in der Christenheit. — Ebioniten und Nazarener. — Cerinth. — Der Gnosticismus. — Basilides. — Valentinus. — Die Ophiten. — Andere Gnostiker. — Marcion.

Es ist eine altkirchliche Sage, daß bis auf Hadrian die Kirche in Absicht auf die Lehre ihre jungfräuliche Reinheit bewahrt habe, daß sie von keiner Ketzerei sei befleckt worden. Erst um die Zeit, mit der wir uns in der letzten Stunde beschäftigt haben, erst mit dem Beginn des zweiten Jahrhunderts der christlichen Geschichte, habe auch die Irrlehre sich hervorgethan [1]). Streng buchstäblich darf man das wohl nicht nehmen; denn schon Paulus hatte ja zu kämpfen theils mit denen, die sich den jüdischen Satzungen hingaben, theils mit denen, welche aus Mißverstand der christlichen Freiheit, diese mißbrauchten, wie denn auch er schon einer falschen Philosophie, einer falschen Gnosis oder der „falschberühmten Kunst" entgegen trat. Eben so warnten auch die andern Apostel vor Irrlehrern. Aber das ist gewiß, daß erst im zweiten Jahrhundert die häretischen Parteien sich sondern, und unter bestimmten Namen in bestimmten Gestaltungen hervortreten, gegen welche dann die Kirche, als die rechtgläubige, als die katholische Kirche sich um so kräftiger verwahren mußte, wenn sie nicht nach der einen oder andern Seite hin ihre Eigenthümlichkeit aufgeben und selbst eine Beute des Häretischen werden wollte. Das Christenthum

[1]) Hegesip bei Euseb Kirchengesch. III, 32.

wurzelte, wie wir gesehen haben, auf dem Judenthum; aber keineswegs war es nur eine Wiederholung oder nur eine Erneuerung des Judenthums. Das Judenthum sollte im Christenthum aufgehen, seiner höhern Idee nach. Darauf hatte schon Ignatius hingewiesen, in der Stelle, die ich in der letzten Stunde aus seinen Briefen mitgetheilt habe. Nachdem die Weissagung der Propheten in Christo erfüllt war, konnte das Gesetz nicht mehr neben dem Evangelium bestehen als ein Besonderes, sondern das Evangelium war die Verklärung des Gesetzes, indem es den göttlichen Inhalt desselben in sich schloß, aber unter der Form eines Gesetzes der Freiheit, nicht mehr als Buchstabe, sondern als Geist. Wollte nun dennoch neben dem freien Evangelium der Gnade und des Geistes ein jüdisches Gesetzeschristenthum sich geltend machen, so konnte dieß auf die Dauer nicht bestehen; es mußte entweder von selbst weichen, oder wo es sich gegen die Freiheit des Evangeliums erhob, als eine unberechtigte Erscheinung, oder doch wenigstens als ein Anachronismus bekämpft werden, als eine Erscheinung, die sich überlebt hatte. Das die eine Seite des Kampfes. Aber auch die andere Seite müssen wir in's Auge fassen. Paulus hatte, als der Heidenapostel, das Christenthum allerdings losgelöst von den Banden des Gesetzes; gleichwohl aber hatte er den tiefern geschichtlichen Zusammenhang des Christenthums mit dem Judenthum niemals übersehen und in seinem Brief an die Römer hatte er es deutlich ausgesprochen, daß die Zweige des guten Baumes auf den wilden Oelbaum seien gepfropft worden. Wollte nun das Heidenchristenthum, in falsch verstandener Unabhängigkeit vom Judenthum, sich über allen historischen Zusammenhang mit demselben hinwegsetzen, wollte es sich im Anschluß an die heidnische Philosophie und Mythologie als eine rein idealistische, poetisch-philosophische Religion aufbauen, ohne die historische Grundlage, die in der Heilsanstalt des alten Bundes gegeben ist, so konnte auch dieses unhistorische, dieses gesetzeswidrige und gesetzstürmende Verfahren nicht geduldet werden. — Das Christenthum mußte also dastehen, fest auf seinen eigenen Lebenswurzeln; es durfte sich weder in's Judenthum zurückdrängen, noch in die Wildniß des Heidenthums hineinreißen lassen. Es mußte abwehren das Eine, wie das Andere. Nun aber sehen wir, daß zu Anfang

des zweiten Jahrhunderts die beiden entgegenstehenden Pole des Juden- und Heidenchristenthums in bestimmter Weise ihre Spitzen hervorkehren. Dieß geschieht einerseits bei den judaisirenden Ebioniten, anderseits bei den heidnisch gesinnten oder doch heidnisch gefärbten Gnostikern. Von diesen beiden merkwürdigen Erscheinungen des Ebionismus und Gnosticismus werden wir nun in dieser Stunde zu handeln haben. Ich muß für diesen Gegenstand Ihre Nachsicht besonders in Anspruch nehmen, da es höchst schwierig ist, ihn für das allgemeine Verständniß so zuzurichten, daß nicht immer noch ein Anstrich von wissenschaftlich-abstracter Behandlungsweise dran hängen bleibt. Und doch läßt sich die Sache nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Treue gegen die Geschichte fordert, daß wir uns von diesen sich theils abstoßenden, theils wieder sich in gewissen Punkten begegnenden und durchkreuzenden Anschauungsweisen eine möglichst klare Vorstellung zu bilden suchen. Wir wollen es der gelehrten Forschung überlassen, die Geschichte dieser Parteien bis in ihre Uranfänge zu verfolgen und die oft unmerklichen Uebergänge aus der einen Form in die andere nachzuweisen. Für die Betrachtung des Großen und Ganzen mag es hinreichen, das festzuhalten, daß die beiden Hauptrichtungen, wogegen die junge Kirche zu kämpfen und deren sie sich zu erwehren hatte, die falschen Einflüsse jüdischer und die falschen Einflüsse heidnischer Denkweise waren. Reden wir zuerst von den jüdischen Einflüssen. Das Christenthum war aus dem Judenthum hervorgegangen, und als eine jüdische Secte wurde es im Anfang auch von den Heiden betrachtet. Die verächtliche Benennung Galiläer oder auch Nazarener kam allen Christen gemeinschaftlich zu. Noch zu Nero's Zeit haben wir gesehen, wurden sie als jüdische Secte verfolgt. Nachdem aber das Christenthum sich auch äußerlich vom Judenthum abgelöst hatte, wozu, wie wir gesehen, schon die Zerstörung Jerusalems und dann der jüdische Krieg unter Hadrian beitrug, blieb die Benennung Nazarener für die übrig, die den frühern Standpunkt des Judenchristenthums ferner einhielten, und welche also auch als Christen noch immer das jüdische Gesetz als ein göttliches beobachteten. Es ist immer das Schicksal einer sich abschließenden, an der Bewegung der Zeit keinen Antheil nehmenden Partei, daß sie nach und nach verküm-

mert und vertrocknet und daß sie, ehe sie sich's versieht und wider ihren Willen zur Secte wird. So scheint es den Nazarenern ergangen zu sein, die uns erst als rechtgläubige, bloß etwas gesetzesängstliche und in ihrer Freiheit beschränkte Christen erscheinen, später aber von der größern katholischen Kirche als häretisch bezeichnet und häufig mit einer andern Partei zusammen geworfen wurden, die unter dem Namen der Ebioniten erscheint. Wer sind diese Ebioniten? Früher hat man sie auf einen Stifter, Namens Ebion zurückgeführt; allein richtiger ist wohl die Ableitung dieses Namens von dem hebräischen Worte: Ebion (arm); also: die Armen. Nach den Einen hießen sie so von ihrer wirklichen leiblichen Armuth. Den Stamm bildeten die aus Jerusalem nach Pella geflüchteten Judenchristen, die gewiß auch äußerlich in dürftigen Umständen lebten. Andere, wie schon der Kirchenlehrer Origenes, bezogen diese Benennung mit einer geistreichen, witzigen Wendung auf ihre geistige Armuth, auf die Armseligkeit und Dürftigkeit ihrer Lehre. Als der Stifter der Partei wird bald nach der Zeit der Zerstörung Jerusalems unter Titus ein gewisser Thebuthis genannt, der, weil er nicht Bischof geworden, die alten Judenchristen zum Abfall von der reinen Lehre verführt habe. So viel ist gewiß, daß die Ebioniten in den wesentlichen Grundlehren des Glaubens sich von der gemeinsamen Lehre der Christen trennten, und daß sie dem jüdischen Glauben näher standen als dem christlichen. Einmal hielten sie strenge auf dem mosaischen Gesetze und machten dieses für alle Christen verbindlich. Dann aber lehrten sie auch von Jesu, er sei ein Sohn Josephs und der Maria, mithin nicht der Sohn Gottes von Ewigkeit gewesen. Nichts desto weniger war ihnen Jesus Christus ein Wesen höherer Art; auch sie verehrten in ihm den Messias der Nation, den Sohn Davids, und Origenes vergleicht sie daher dem Blinden im Evangelium, der obwohl blind, dennoch zum Herrn rief: Sohn Davids, erbarme dich meiner! (Marc. 10, 47). — Einige unter ihnen nahmen auch an, erst bei der Taufe am Jordan habe sich der Logos oder die göttliche Natur, der himmlische Christus auf den Menschen Jesus herabgesenkt und sich da mit ihm verbunden, eine Vorstellung, die wir auch bei dem Judenchristen Cerinth, angeblich einem Zeitgenossen des Apostels Johannes, und bei einigen

Gnostikern finden. Ueberhaupt blieben sich die Ebioniten nicht zu allen Zeiten gleich; manche nahmen zu ihrem Judaismus auch noch gnostische Elemente in sich auf und lehrten verschiedene Menschwerdungen (Incarnationen) Gottes in Adam, in Enoch, in Noah, in Abraham, Isaak, Jakob und zuletzt in Jesus. Diese gnostischen Ebioniten, deren Meinungen besonders in den fälschlichen, dem römischen Clemens zugeschriebenen Schriften (Clementinen) hervor treten [2]), hat man in neuerer Zeit von den vulgären ungefähr in ähnlicher Weise unterschieden, wie sich der vulgäre Rationalismus des vorigen Jahrhunderts zu dem speculativen Rationalismus unserer Zeit verhält.

Den eigentlich speculativen Rationalismus der alten Zeit stellen uns aber, freilich unter sehr wunderlichen und phantastischen Gestalten, die sogenannten Gnostiker dar, die in mehrfacher Beziehung den directen Gegensatz zu den Ebioniten bilden, wenn sie auch wieder in einzelnen Resultaten mit ihnen zusammen treffen. — Was heißt Gnostiker? — Gnostiker kommt von Gnosis, und Gnosis heißt Erkenntniß. Die Gnostiker wären sonach die Erkennenden, die Wissenden, die Denkenden, die Philosophirenden und Speculirenden unter den Christen. In dieser Bezeichnung läge also an und für sich nichts Tadelndes. Das Christenthum will ja Erkenntniß; es verlangt nicht einen blinden Glauben; sondern einen Glauben, der sich der Gründe, warum er glaubt, bewußt ist. Es schließt auch ein tieferes wissenschaftliches Denken über die Gründe des Glaubens nicht aus; im Gegentheil lag von Anfang an in den geheimnißvollen Lehren des Christenthums eine Aufforderung, in dieses Geheimniß forschend einzudringen. Wie sollte nicht gleich der Eingang des Evangelium Johannes: im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort; dasselbige war im Anfang bei Gott; alle Dinge sind durch dasselbige gemacht u. s. w., — wie sollte nicht dieser großartige, mysteriöse Anfang die begabtern Geister gereizt haben, sich in dieses Geheimniß zu vertiefen? Wir haben ja auch früher gesehen, wie

[2]) In der neuern Zeit sind diese pseudoclementinischen Schriften ein besonderer Gegenstand gelehrter Untersuchung geworden; man hat darauf auch allerlei Hypothesen rücksichtlich des Urchristenthums gebaut, in die wir hier so wenig uns einlassen können, als in die Untersuchungen selbst.

ſchon die Juden in Alexandrien, berührt von der griechiſchen Philoſophie, zu religiöſen Speculationen über Gott und die Weltſchöpfung, über den Logos und die Engelwelt, über den Urſprung der Sünde und des Böſen hingetrieben wurden, und nun mußte dieſe Richtung unter den Chriſten um ſo mehr hervortreten, als eben hier die Predigt ertönte: das ewige Wort ſei eingegangen in die Beſchränkung der endlichen Welt, es ſei Fleiſch geworden! So gewiß auch dieſe Wahrheit in erſter Linie als eine Heilswahrheit mit dem gläubigen Gemüth mußte aufgefaßt werden, ſo gewiß ſie ſittlich belebend auf Geſinnung und Wandel der Chriſten wirken mußte, ſo konnte doch der ſpeculative Trieb, der ſich dieſer und ähnlicher Wahrheiten bemächtigte und der gerne den Grund des Geheimniſſes denkend ergründete, nicht gewaltſam zurückgedrängt werden; es kam nur darauf an, ihm die rechte Richtung zu geben und ihn vor Ausartungen zu bewahren. Man unterſchied daher auch in der erſten chriſtlichen Zeit zwiſchen einer wahren und einer falſchen Gnoſis. Vor der letztern, vor dem „Gezänke der falſch berühmten Kunſt", wie Luther überſetzt, hatte ſchon Paulus den Timotheus gewarnt (1 Tim. 6, 20), und gegen ſie richtete ſich denn auch der Eifer der Kirchenlehrer, wie eines Irenäus und Anderer. Die falſche Gnoſis aber zeigt ſich auf dem Gebiete des Chriſtenthums als eine falſche und unberechtigte in doppelter Weiſe, ſowohl nach ihrer Form als nach ihrem Inhalt. Nach ihrer Form, in ſofern ſie die wiſſenſchaftliche Erkenntniß der göttlichen Dinge, die doch nur eine Verſtändigung über den Glauben ſein ſoll, vom Glauben losreißt und die Geheimniſſe desſelben dadurch profanirt, daß ſie ſie zu bloßen Gegenſtänden der Neugierde, höchſtens der Wißbegierde und der philoſophiſchen Forſchung macht. Dadurch entſteht nothwendig auf der einen Seite ungeiſtliches Gezänke und unerbauliche Rechthaberei, und auf der andern Seite bildet ſich leicht ein Hochmuth aus, der in ſeinem Wiſſensſtolze auf die Menge der Gläubigen als Unwiſſende, Uneingeweihte herabſieht und ihres einfachen kindlichen Glaubens ſpottet oder ihn doch vornehm bemitleidet. Demuth und Liebe, dieſe beiden chriſtlichen Cardinal-Tugenden ſind mit einer ſolchen falſchen hochfahrenden Gnoſis durchaus unverträglich. — Aber eben deßhalb muß eine derartige Religion der Wiſſenden, wie wir die Gnoſis überſetzen möch-

ten, nicht nur nach ihrer Form, ſondern auch nach ihrem Inhalte ſich als eine falſche und unberechtigte herausſtellen. Es liegt in der Natur der religiöſen, namentlich der chriſtlichen Wahrheit, daß ſie nur von einem demüthigen und liebenden Sinne in ihrem innerſten Weſen erkannt wird. Das hat ſchon Paulus ausgeſprochen, wenn er ſagt: wenn ich alle Geheimniſſe wüßte und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, alſo, daß ich Berge verſetzte, und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich nichts (1 Cor. 13, 2); womit er offenbar auch ſagen will, daß auch eine ſolche Erkenntniß nicht die rechte und im Grunde keine wahre Erkenntniß ſei. Es entſteht dann eine Religion, die den Schein des gottſeligen Weſens hat, aber deſſen Kraft verleugnet. Als bloße Weltweisheit mag ſie immerhin gewiſſe geniale Griffe thun in das Gebiet der Wahrheit, aber da ſie nicht aus der Wahrheit iſt, ſo wird ſie nie Gottesweisheit werden; ſie wird bei allen Geheimniſſen, die ſie zu ergründen glaubt, das eine Grundgeheimniß, das Geheimniß der Gottſeligkeit nicht erkennen. Das eigentliche Vaterland, die Heimath der Religion wird ihr immer fremd bleiben; ſie wird tauſend Irrfahrten um das Land herum machen, aber es nie erreichen; und ſo werden auch alle ihre Ausſagen über Religion und religiöſe Verhältniſſe immer etwas Schiefes, Halbwahres, mit kräftigen Irrthümern Gemiſchtes enthalten. Je höher ſie zu ſtehen glaubt über der Menge der Gläubigen, deſto weiter wird ſie ſich auch verirren von dem gemeinſamen Grund des Glaubens, und wenn ſie auch dieſelben Worte gebraucht, wie die Gläubigen, dieſelben Redensarten einmengt, die bei dieſen gelten, ſo wird ſich bald zeigen, daß dieſe Worte und Redensarten in ihrem Munde eine andere Geltung, eine andere Betonung haben, und daß ſie entweder über den Inhalt ihres eigenen Glaubens in Selbſttäuſchung begriffen iſt oder in bewußter Zweizüngigkeit Andere zum Beſten hat.

Dieß die falſche Gnoſis im Allgemeinen, wie ſie zu allen Zeiten und unter den verſchiedenſten Formen, bald mehr in myſtiſch-theoſophiſcher, bald mehr in rationaliſtiſcher oder auch bisweilen in affectirt orthodoxer Weiſe ſich zu produciren gewußt hat.

Wenden wir uns nun zu den Gnoſtikern des zweiten Jahrhunderts, mit denen wir es hier zu thun haben, ſo läßt ſich aus der bloßen allgemeinen Benennung noch wenig entnehmen. Nur

so viel ist richtig, daß sie mehr oder weniger Alle einer solchen, das einfache Wesen des Glaubens gefährdenden, in großartige Irrthümer hinführenden Richtung huldigten. Ihr gemeinsames Vaterland ist der Orient, und wie weit sie mit den alt-orientalischen Philosophemen, wie weit sie fernerhin mit der platonischen, wie weit mit der alexandrinisch-jüdischen Philosophie zusammenhängen, das möge Gegenstand der gelehrten Untersuchung bleiben [3]). So viel ist gewiß, daß wir die Gnostiker im Zeitalter Hadrians theils in Syrien, theils in Egypten, und zwar in Alexandrien zu suchen haben; und daß sich ihre Lehren zunächst in der griechisch-orientalischen, dann aber auch theilweise in der römisch-abendländischen Kirche ausbreiteten. Ihre Systeme gehen selbst wieder bedeutend auseinander, und es gehört ein eigenes Geschick dazu, sie gehörig von einander zu sondern und sie nach Klassen und Familien zu ordnen. Für unsern Zweck wird genügen, wenn ich erst ein allgemeines Bild von dem vorausschicke, was allen Gnostikern mehr oder weniger gemeinsam ist und dann ein Paar der hauptsächlichsten Vertreter dieser Richtung Ihnen vorführe.

Ein charakteristischer Zug aller Gnostiker ist ihre Verwandtschaft zum Heidenthum. Man hat zwar, und nicht ohne Grund, zwischen sogenannten judaisirenden und antijudaisirenden Gnostikern unterschieden [4]); allein auch die sogenannten judaisirenden Gnostiker, auch die, welche sich verhältnißmäßig mehr an das Judenthum anschließen, als die übrigen, haben eine heidnische, eine polytheistische, mythologische Färbung. Die Vielgötterei war allerdings durch das Christenthum gestürzt, und auch die Gnostiker führten dieselbe nicht mehr in ihrer krassen Gestalt ein. Allein zum rechten Monotheismus, zum Glauben an einen höchsten Gott und Schöpfer der Welt, der nach freiem heiligem Willen Alles geschaffen hat und Alles nach unumschränkter Weisheit und Liebe regiert, zum Glauben an diesen einen persönlichen Gott, brachten es die Gnostiker nicht. Der gnostische Gott ist ein dunkles, verhülltes Wesen, das erst durch ein mannigfach abgestuftes Heer von Kräften, die aus

---

[3]) An die Verdienste eines Mosheim, Neander, Gieseler, Matter, Baur u. A. auf diesem Gebiete bedarf es kaum der Erinnerung.

[4]) So Neander.

ihm ausfließen (Emanationen), ſich zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt hindurch arbeiten muß. Die Welt iſt nicht eine freie Schöpfung dieſes Gottes, ſondern das Werk eines dem höchſten Gotte untergeordneten oder gar eines ihm feindlich entgegengeſetzten böſen Weſens. So iſt auch der Menſch ein Gebilde dieſes untergeordneten Weltſchöpfers, und er ſelbſt iſt unterthan einem blinden Geſchick, und preisgegeben den Mächten, die zwiſchen Himmel und Erde walten. Mit der Freiheit des Menſchen geht dann natürlich auch der Begriff der Sünde und der Zurechnung dieſer Sünde verloren. Die Materie, die als eine dunkle Macht begriffen wird, iſt der Sitz des Böſen, und ſo lange der Menſch unter dem Einfluß der Materie ſteht, ſo lange iſt auch ſeine Erlöſung nicht vorhanden. Dieſe kann nur dadurch geſchehen, daß höhere Lichtweſen den Menſchen aus dem Zuſammenhang mit der Materie heraus heben und ihn in das Lichtreich verſetzen. Ein ſolches Lichtweſen iſt nach der gnoſtiſchen Lehre auch Chriſtus; aber dieſer Chriſtus der Gnoſtiker, wie verſchieden iſt er von dem Jeſus Chriſtus von Nazareth, den die Evangelien uns vorführen? Er iſt ein mythiſcher Chriſtus, ein Aeon, d. i. ein erhabener Engel des Lichts, der ſich entweder nur zeitweiſe mit dem Jeſus von Nazareth verbunden hat bei der Taufe am Jordan, um ihn dann bei ſeinem Tode wieder zu verlaſſen, oder der, ſtatt wirklich Fleiſch zu werden, nur mit einem Scheinkörper ſich umgeben hat, eine Meinung, die wir ſchon das letztemal bei den Doketen des Ignatius gefunden haben. Am allerwenigſten iſt es Chriſtus, der Gekreuzigte, auf den der gnoſtiſche Glaube ſich ſtützt; was Paulus von den Juden und von den Griechen ſagt, daß ihnen das Kreuz Chriſti ein Aergerniß und eine Thorheit ſei, das läßt ſich auch auf den Gnoſticismus anwenden. Nicht als erlöste Sünder, ſondern als eine Art von Engel, als vornehm-ideale Weſen (im Gegenſatz gegen die Maſſe) werden die Seelen im Triumph eingeführt in das phantaſtiſch-idealiſtiſche Lichtreich, nachdem ſie durch eigene Büßungen und Kaſteiungen und endlich durch den Tod ſich der Herrſchaft des Leibes entledigt, ſich zu lichten Geiſtnaturen verklärt haben. Mit Verachtung ſieht daher auch der Gnoſticismus auf die Gnadenmittel der Kirche, auf das Wort Gottes und die Sacramente herab. In ſeiner Geiſtigkeit bedarf er dergleichen nicht; er überläßt dieß

den Schwachen, die noch der Milchspeise bedürfen. Ebenso macht sich der Gnosticismus seine eigene Moral. Während er auf der einen Seite die strengste Zucht sich auferlegt, die bis zu gewaltsamer Peinigung des Körpers und zu freiwilligem Märtyrthum sich steigert, weiß er auch wieder gelegentlich dieser und aller Zucht sich zu entziehen, und der an sich richtige Satz, daß dem wahrhaft freien, dem geistigen Menschen Alles erlaubt ist, wird von ihm zu Gunsten einer gänzlichen Emancipation von jedem Sittengesetze ausgebeutet, so daß die tollsten Ausschweifungen der Phantasie und der Sinnlichkeit ihre Rechtfertigung finden.

Nun zu den einzelnen Gnostikern. Ein Hauptrepräsentant derselben ist Basilides in Alexandrien um's Jahr 125. Ueber sein äußeres Leben wissen wir weiter nichts. Seine Lehre ist folgende: Es giebt zwei einander entgegengesetzte Principien, ein gutes und ein böses, ein Reich des Lichts und ein Reich der Finsterniß. An der Spitze des Lichtreiches steht der unaussprechliche, der namenlose Gott. Aus diesem Urwesen, in dem alle Lebenskeime verschlossen liegen, entwickelt sich das Leben in folgender Ordnung: Erst geht dem ungenannten Gott hervor der Nus (νοῦς) (der Geist oder der Erstgeborne), aus diesem wieder der Logos (der göttliche Verstand), dann aus diesem die Einsicht (φρόνησις), dann in weitern Ausflüssen die Weisheit (σοφία), die Macht (δύναμις), die Gerechtigkeit (δικαιόνη) und endlich der Friede (εἰρήνη). Diese sieben Kräfte, die sich aber Basilides nicht als abstracte Kräfte, sondern als belebte, persönliche Wesen denkt, bilden mit dem göttlichen Urwesen selbst, dessen Entfaltung sie sind, die erste heilige Achtzahl (ogdoas) oder den ersten Himmel. An diesen Himmel schließt sich ein zweiter als Abbild des ersten, ebenfalls mit solchen Kräften und Geistern erfüllt; an diesen wieder ein dritter, vierter bis zur Zahl 365. — Diese 365 Himmel oder Geisterreiche, in welchen die Fülle der Gottheit nunmehr ausgegossen und die also das reine Spiegelbild Gottes ist, in dem Gott selbst erst sein eigenes Wesen erkennt, werden zusammengefaßt in das mystische Zahlwort Abraxas, das eine Art von Zauberkraft in sich schloß. An der Spitze des letzten und untersten Lichtreiches steht der Weltherrscher (Archon), ein beschränktes, dem höchsten Gott untergeordnetes Wesen. Dieser und nicht der höchste Gott hat die gegenwärtige Welt ge-

ſchaffen, auf der wir leben; er iſt auch der Gott der Juden, der Gott des alten Teſtaments. Er handelt nicht frei von ſich aus, ſondern dient der Vorſehung des höchſten Gottes als bloßes Werkzeug, um den Weltverklärungsprozeß ſeinem Ziel entgegen zu führen. Zu Vollendung dieſes Prozeſſes bedurfte es einer beſondern Offenbarung, die weit über die Einſicht und Macht des Weltſchöpfers hinausreichte. Der höchſte der aus Gott ausgefloſſenen Geiſter, der Nus, vereinigte ſich, um dieſe Gottesoffenbarung zu bewerkſtelligen, mit einem Menſchen, und zwar mit dem Menſchen Jeſus. Dieſe Vereinigung geſchah bei der Taufe am Jordan. Bis dahin, bis zu dem feierlichen Einweihungsakte der Taufe, war Jeſus ein gewöhnlicher Menſch; aber nun kam der Gottesgeiſt über ihn; nun war er der Sohn Gottes, wie denn auch Gott hier erſt erklärte: dieß iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe (Matth. 3, 17); daher denn auch die Anhänger des Baſilides die Taufe Jeſu beſonders hoch hielten, und zum Andenken an dieſelbe ein eigenes Feſt feierten, das Feſt der Epiphanie am 6. Januar. Was Jeſus gelitten hat, das hat er nicht als Erlöſer der Welt, das hat er einfach als Menſch gelitten und zwar hat auch er wie andere Menſchen leiden müſſen, um ſich ſelbſt von Sünden zu reinigen. Sonach war Jeſus nicht vollkommen ſündlos, obgleich bei ihm die Sünde auf ein Geringſtes (Minimum) verſchwindet. Ein ſtellvertretendes Leiden Jeſu konnte Baſilides nicht annehmen. Nach ihm leidet jeder Menſch und muß jeder leiden für ſeine eigene Sünde. Aber die Leiden ſind eine Wohlthat für den Menſchen; ſie haben eine reinigende, eine läuternde Kraft, und eine beſondere Gnade iſt es, wenn ein Menſch ſchon in dieſem Leben alle Sünden abbüßen kann; daher die Märtyrer vor allen glücklich zu preiſen ſind, weil es ihnen vergönnt iſt, dieſe Sühne vollkommen zu vollbringen durch die freiwillige Hingabe ihres Lebens. — Der Menſch, ſo lehrt Baſilides weiter, iſt ein geiſtleibliches Weſen: alle Leidenſchaften, denen er unterworfen iſt, kommen von der Materie her, in die ſein Geiſt eingetaucht und verſenkt iſt. Er ſteht unter dem dunkeln Einfluß der ganzen Sinnenwelt um ihn her. Er ſteht im Rapport mit ihr, deren Abbilder er in ſich trägt. Der Wolf weckt in ihm die Grauſamkeit, der Stein die Herzenshärtigkeit u. ſ. w. In dem Maaße nun, als er ſich von dieſen

dem geistigen Leben Alles verschlungen, Alles in das ewige Lichtreich aufgenommen wird, wo ewige Seligkeit herrscht.

Verwandt mit diesem Valentinianischen System ist das der Schlangenbrüder (Ophiten), deren Vaterland ebenfalls Egypten ist. Wodurch sie sich aber wesentlich von den bisher betrachteten Gnostikern unterscheiden, ist das, daß sie den Weltschöpfer, welchen sie Jaldabaoth (Sohn des Chaos) nennen, nicht nur für ein beschränktes, sondern geradezu für ein boshaftes Wesen halten, dessen einziges Bestreben dahin geht, die Absichten des guten Gottes zu vernichten. Jaldabaoth forderte die sechs weltbildenden Engel auf, ein Geschöpf zu bilden, das ihm und ihnen gleich sei[6]). Es entsteht eine unförmliche Masse. Da erbarmt sich die höhere Weisheit des Menschen, sie haucht ihm den göttlichen Geist ein. Darüber erzürnt, starret Jaldabaoth mit finsterm Blick hinab in das Chaos, und erzeugt durch dieses Hinabstarren den Schlangengeist, den Teufel. Mit Hülfe dieses suchte nun der neidische Jaldabaoth die Menschen von der Erkenntniß des wahren Gottes zurückzuhalten, und darum verbot er ihnen vom Baum der Erkenntniß zu essen. Aber die himmlische Weisheit erbarmte sich der armen Menschen und unter der Gestalt der Schlange, welche das Symbol der Weisheit ist, leitete sie die Menschen an, das Gebot Jaldabaoths zu übertreten. Die Menschen aßen von der verbotenen Frucht, und siehe! ihre Augen wurden ihnen aufgethan; sie wurden sich ihrer höhern, ihrer göttlichen Natur bewußt, sie thaten den mächtigen Schritt aus der unmündigen Kindheit in die Freiheit[7]). — So verkehrten die Ophiten die biblische Lehre vom Sündenfall in ihr Gegentheil. Was die Kirche als Sündenfall bezeichnet, war ihnen eine Emancipation aus der Dienstbarkeit des neidischen Gottes, der ihnen ihre Freiheit mißgönnte; daher verehrten sie die Schlange, dieses kluge Thier, das dem Menschen zu seiner Erlösung verhol-

---

[6]) Anspielung auf 1 Mos. 1, 26.

[7]) Bekanntlich hat in neuerer Zeit Schiller dieselbe Idee entwickelt: auch ihm ist „der vermeintliche Ungehorsam gegen das göttliche Gebot nichts anders, als ein Abfall des Menschen von seinem Instinkte, die erste Aeußerung seiner Selbstthätigkeit, das erste Wagestück seiner Vernunft, der erste Anfang seines moralischen Daseins.“ S. die Abhdlg.: Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunden; in den prof. Schriften (Werke X.).

sen habe. Auch als die Menschen von dem erzürnten Jaldabaoth aus dem Paradies verstoßen wurden, hörte die himmlische Weisheit nicht auf, für sie zu sorgen. Sie war es, die den jüdischen Messias Jesus bei der Taufe mit dem wahren Christusgeist erfüllte, und die ihn, nachdem er dem Leibe nach am Kreuz gestorben, wieder belebte, so daß er sich zum Himmel aufschwang, sich zur Rechten des Jaldabaoth setzte, ohne daß dieser es merkte, und so ihn allmälig aus seiner Herrschaft verdrängte, indem er ihn alles Lichtes und alles Lebens beraubte, und es nun in sich vereinigte. — So wird die christliche Heilsgeschichte in eine Karikatur verzerrt, die den christlichen Ohren wie Blasphemie klingen mußte, wie eine förmliche Travestie der heiligen Geschichte, eine Verkehrung in Mythologie. Ist es nicht, als hörten wir die Geschichte von Jupiter, der den Saturn entthront, oder eine ähnliche?

Ich muß es mir versagen, Ihnen auch noch die übrigen gnostischen Systeme, eines Saturninus, Bardesanes, Tatian und Anderer vorzuführen. Das Bisherige mag hinreichen; doch um auch die praktische Seite des Gnosticismus hervorzuheben, von der ich sagte, daß sie das eine Mal in übertriebener Strenge, das andere Mal in Zügellosigkeit sich darstellte, so mag noch die gnostische Secte der Karpokratianer erwähnt werden. Ihr Stifter Karpokrates lebte gleichfalls unter Hadrian. Er setzte Jesus in eine Linie mit Plato und Pythagoras, die sich durch ihre hohe Geisteskraft über die Menge erhoben hätten. Die Genialität vertrat bei den Karpokratianern die Stelle der Religion und der Sittlichkeit, und so proklamirten sie, wie später Andere gethan, unter dem Anscheine höherer Geistesfreiheit, die Entfesselung (Emancipation) des Fleisches.

Endlich muß ich noch, um die Stellung, welche der Gnosticismus dem alten Testamente gegenüber einnahm, an einem Beispiel darzustellen, des Gnostikers Marcion gedenken, obgleich dieser schon über das Zeitalter Hadrians hinausreicht und in die Zeit Antonins des Frommen fällt. Marcion, der Sohn eines Bischofs von Sinope, zeichnete sich nämlich vor allen Gnostikern am meisten aus durch den entschiedenen Gegensatz, in den er das Christenthum zum Judenthum stellte. Das ganze alte Testament verwarf er und wollte nichts wissen von einer stufenweisen Offenbarung. Das Christen-

thum ist ihm nicht ein durch die Jahrhunderte vorbereitetes, sondern ein absolut neues, ich möchte sagen, ein vom Himmel gefallenes Gottesgeschenk. Christus, lehrte er, ist nicht geboren vom Weibe, er ist als der vollendete Menschensohn plötzlich vom Himmel gekommen; in einem Scheinkörper hat er sich zu Capernaum auf die Erde niedergelassen und hat den Menschen den wahren Gott geoffenbart, den sie früher unter dem Gesetze nicht kannten; sie kannten bisher nur den gerechten Gott, nicht den guten Gott. Obgleich Marcion ein entschiedener Gegner des Gesetzes war, so kann man ihm für seine Person nicht vorwerfen, daß er diese Lehre zu ungesetzlichem Thun und Treiben, nach Art der Karpokratianer mißbraucht hätte. Im Gegentheil forderte er von seinen Anhängern große Sittenstrenge und Enthaltsamkeit und ging darin mit eigenem Beispiel voraus. — Marcion bediente sich auch eines eigenen Evangeliums, das mit dem Evangelium Lucä am meisten Aehnlichkeit hat; die ersten Kapitel aber fehlen, weil die Geschichte der Geburt und der Kindheit Jesu zu seinem System nicht paßte. Ob Marcion zu diesem Behuf nur den Lucas verstümmelt oder unabhängig von ihm geschrieben habe, ist eine Frage, die von der Wissenschaft zu verschiedenen Zeiten verschieden ist beantwortet worden. [8])

So viel über die Gnostiker. Man würde die ganze Erscheinung derselben ungerecht beurtheilen, wenn man nur Unsinn, gleichsam nur phantastische Fieberträume in ihren Systemen finden wollte. Es liegen Samenkörner von Gedanken darin, wie Ihnen bei all der seltsamen Einkleidung nicht entgangen sein kann, selbst tiefer und tiefgreifender Gedanken. Das läßt sich nicht leugnen. Auch ist die Erscheinung des Gnosticismus nicht zu begreifen als eine zufällige, die sich nur von außen an das Christenthum gesetzt hätte oder ihm angeflogen wäre. Sie lag in der Zeit und griff mächtig in die Geschichte des zweiten und dritten Jahrhunderts ein, und eben darum durften wir sie nicht übergehen. Als Gegen-

---

[8]) Auch hier ein merkwürdiger Kreislauf. Die zuletzt geäußerte Ansicht glaubte man seit den Untersuchungen von Hahn über das Evangelium Marcions (1823) abgethan. Nun hat sie in neuster Zeit wieder ihre Vertheidiger gefunden! (Ritschl und Volckmar.)

gewicht gegen eine jüdisch-gesetzliche und am Buchstaben hangende Richtung hatte der Gnosticismus auch seine geschichtliche Berechtigung; er repräsentirte das geniale, das freie Element. So finden wir auch bei ihm zuerst Anfänge der christlichen Kunst und Poesie. Er bewahrte die Kirche vor Erstarrung in Formen; aber freilich war nöthig, daß auch ihm wieder Schranken und feste Schranken gesetzt wurden, wenn nicht ein neues Heidenthum emporkommen und seine wilden Wasser über die Fluren der Kirche ergießen sollte. Darum ging auch der Gnosticismus wieder unter, nachdem er seine relative Bestimmung in der Geschichte erfüllt hatte. Er starb an seiner eigenen Haltlosigkeit, an seiner Ueberspannung, vor allem an seiner sittlichen Ohnmacht. Das ist das Schicksal jeder Religion, die nur auf Ideen und nicht auf Thatsachen sich stützt, die ihre eigenen Hirngespinnste an die Stelle der geschichtlichen Offenbarung setzt. Da gilt immer wieder das Wort des Apostels: da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden (Röm 1, 22), und das Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert (1 Cor. 8, 1).

Neunte Vorlesung.

Das Christenthum im Zeitalter der Antonine. — Angebliches Edict des Antoninus Pius zu Gunsten der Christen. — Mark Aurel. — Christenverfolgung in Kleinasien. — Polykarp. Sein Märtyrtod und sein Brief an die Philipper. — Die legio fulminatrix. — Christenverfolgung in Gallien. — Schicksale der Christen unter den nächstfolgenden Kaisern.

Nachdem wir uns in der vorigen Stunde mit den häretischen, d. h. mit den vom Wahrheitsprincip des Christenthums nach der Rechten oder Linken abweichenden Erscheinungen auf dem Gebiete des Glaubens beschäftigt haben, wie sie uns seit dem Zeitalter Hadrians entgegentreten, einerseits nämlich mit den dürftigen, am jüdischen Gesetze haftenden Religionsbegriffen der Ebioniten, anderseits mit den phantastischen, aber für die Entwicklung des Christenthums keineswegs gleichgültigen Systemen der Gnostiker, kehren wir jetzt wieder zu den äußern Schicksalen der Christen unter den römischen Kaisern zurück. Auf den Kaiser Hadrian, der, wie wir das vorletzte Mal gesehen, die ungerechten Verfolgungen der Christen durch Verhaltungsbefehle an seine Statthalter beschränkte, während er die aufrührerischen Juden unter Bar Cochba auf's Empfindlichste demüthigte, folgte sein Adoptivsohn, der Gallier T. Aelius Hadrianus Antoninus Pius (der Fromme). Er regierte vom 10. Juli 138 bis zum 7. März 161; eine edle, sittliche Natur, ein friedliebender, weiser Regent, dessen ganzes Bestreben dahin ging, in friedlicher Verwaltung des Reiches die Wohlfahrt aller Stände zu befördern. Man hat ihn dem Numa verglichen, ihm

den Namen eines Vaters des Vaterlandes ertheilt. Wie er für die Geringſten im Volke, für die Sklaven, für die Wittwen und Waiſen, für die Armen und Unterdrückten überhaupt ſorgte (ſein Grundſatz war, lieber einen Bürger zu erhalten, als tauſend Feinde zu tödten), ſo nahm er ſich auch der bedrängten Chriſten an, gerade zu einer Zeit, als die Volkswuth am lauteſten und am zudringlichſten ihre Verfolgung betrieb. Mehrere Unglücksfälle trafen in dieſen Zeiten zuſammen, welche dieſe Volkswuth gegen die Chriſten aufregten. Hungersnoth, Erdbeben, eine Feuersbrunſt in Rom, bei welcher 340 Gehöfte (insulae) verbrannten, Austritt der Tiber und Ueberſchwemmung — dazu noch andere ſeltſame Naturerſcheinungen und Zeichen am Himmel wurden als göttliche Gerichte vernommen und gedeutet [1]). Aber wer ſind die Feinde der Götter, die alſo ihren Zorn herausfordern? Wer anders als die Chriſten, die ihr Daſein beſtreiten, ihre heiligen Namen läſtern; ihrem Dienſte ſich entziehen und Andere von dieſem Dienſte abhalten. Darum fort mit dieſen Götterfeinden, mit dieſen Atheiſten, die weder Altar noch Tempel haben und nur die Wolken verehren! — So brach denn namentlich in Achaia eine Verfolgung aus, in welcher ein chriſtlicher Biſchof Publius zu Athen um's Leben kam. Der Kaiſer aber erließ ein Edict an die kleinaſiatiſchen Landſtände, in denen er dieſe Verfolgungen unterſagte. Das Edict, das uns die Kirchenſchriftſteller Juſtin und Euſeb in ihren Schriften aufbewahrt haben [2]), lautet im Weſentlichen alſo: „M. Aurel Antoninus, Kaiſer u. ſ. w., wünſcht der aſiatiſchen Ständeverſammlung alles Wohlergehn. Ich weiß, daß die Götter ſelbſt dafür ſorgen, daß ihre Feinde nicht verborgen bleiben; denn ſie könnten viel eher die ſtrafen, die ſie nicht anbeten wollen, als ihr. Ihr beſtärkt ſie (die Chriſten) vielmehr durch die Verfolgung in ihren Meinungen, und es kann ihnen nur erwünſcht ſein, wenn ſie verklagt werden, zu zeigen, daß ſie um ihres Gottes willen ſelbſt den Tod dem Leben vorziehen. Was die Erdbeben betrifft, ſo könntet ihr an den Chriſten ein Beiſpiel nehmen, die ein weit größeres Vertrauen auf ihren Gott haben, während ihr den Dienſt der Götter verabſäumt.

[1]) Siehe **Julius Capitolinus** c. 9.

[2]) Juſtin d. M. am Ende ſeiner erſten Apolog. und Euſeb Kircheng. IV, 13.

Was verfolgt ihr also die Christen, weil sie Gott dienen? Schon mein Vater hat diese Art von Verfolgung verboten und ich folge hierin seinen Grundsätzen. Wenn jemand fortfahren sollte, einer dieser Leute zu beunruhigen, darum weil er ein Christ ist, so soll der Angeklagte von der Anklage freigesprochen werden, wenn es auch gleich offenbar ist, daß er zu den Christen gehört; hingegen der Angeber soll Strafe leiden. — Gegeben zu Ephesus bei der Ständeversammlung von Asien."

Die neuere Kritik hat die Aechtheit dieses Edicts bestritten, und es mag allerdings auffallen, daß der Kaiser darin nicht nur die Unschuld der Christen heraushebt, sondern sie als die ächten und wahren Gottesverehrer rühmt und den Heiden sie sogar als Beispiel aufstellt. So, sagt man, konnte nur ein Christ schreiben, nicht aber ein heidnischer Kaiser an seine heidnischen Unterthanen, auch wenn er noch so billig gegen die Christen gestimmt war. Und es hat dieser Einwand allerdings einigen Grund; es ist nicht unmöglich, daß ein Christ späterhin ein solches Edict dem Namen Antonins untergeschoben hat, weil das wirkliche Edict nicht mehr vorhanden war. Daß aber Antoninus überhaupt ein Edict zu Gunsten der Christen erlassen, wenn nicht das vorhin mitgetheilte, so doch ein ähnliches, ist wohl aus andern Zeugnissen so gut als erwiesen [3]). Wie viel es gefruchtet, wissen wir freilich nicht. Nur so viel ist gewiß, daß unter seinem Nachfolger und Adoptivsohn, Antoninus Philosophus (Mark Aurel) die Verfolgungen mit neuer Heftigkeit ausbrachen.

Mark Aurel gehört nun freilich auch zu den edlern Gestalten, die uns in der römischen Kaisergeschichte begegnen. In seinen „Selbstbekenntnissen" [4]), die noch auf uns gekommen sind, rühmt er es mit aufrichtigem Dank gegen die Götter, daß er von guten Großeltern, von trefflichen Eltern und eben so trefflichen Lehrern sei erzogen worden; sein Herz neigte sich frühe zur Weisheit, zur Selbstbeherrschung; er schloß sich an die stoische Philosophie an. Auch als Kaiser kennen wir ihn als einen Mann, der mitten

---

[3]) Melito von Sardes beruft sich in einer Zuschrift an Mark Aurel auf ein Edict seines Vaters. Euseb Kircheng. IV, 26.

[4]) *εἰς ἑαυτόν.* I, 14.

unter den Waffen, mit denen er das Reich gegen äußere Feinde schützte, auch den inneren Feind in der eigenen Brust durch die Macht der Philosophie zu bezähmen suchte. Noch in vorgerückten Jahren arbeitete er gewissenhaft an seiner eigenen sittlichen Veredlung, wovon seine Selbstbekenntnisse ein schönes Zeugniß ablegen. Hohe Seelenruhe sich zu bewahren unter allen Wechselfällen des Lebens, aufrichtig zu sein gegen sich selbst, gerecht und milde gegen Andere, in allen Dingen das rechte Maaß zu bewahren, und der Stimme Gottes zu folgen im Gewissen, unbeirrt von der Menschen Lob und Tadel, das waren die großen und edeln Forderungen, die Mark Aurel unabläßlich an sich selbst stellte. Dabei war sein Auge immer gerichtet auf die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit dieses Lebens und auf das Ende der Dinge, damit er nicht unwürdig vom Tode sich überraschen lasse, sondern willig folge, wenn die Götter ihn vom Schauplatze abrufen. „Sei dem Felsen im Meere gleich, so ruft er sich unter anderm zu [5]), an den die Wellen des Meeres anschlagen, der aber unbeweglich bleibt und die Fluthen um ihn her sänftigt und beschwichtigt.“ Diesen allgemeinen Grundsätzen entsprechen auch seine Regierungsmaximen. Sich hinzugeben dem Wohl des Staates, allen Privatvergnügen, aller Bequemlichkeit zu entsagen, um allein zu thun, was dieses fordert, war sein aufrichtiges Streben; denn nicht zum Genusse sei der Mensch geboren, sondern zur Arbeit und zur Wirksamkeit an dem Orte, dahin ihn Gott gestellt hat [6]). So war denn auch seine Regierung, wie die seines Vaters, durch Milde und Gerechtigkeit ausgezeichnet, so daß die Geschichtschreiber voll seines Lobes sind. Und doch — finden wir eben diesen Mann in der Reihe der Christenverfolger, und die beiden Verfolgungen in Klein-Asien und Gallien, die unter seiner Regierung ausbrachen, gehören sogar zu den blutigsten, deren die Geschichte erwähnt. Sie wurden zwar nicht unmittelbar vom Kaiser angeordnet. Vielmehr waren es auch hier die noch immer andauernden Unglücksfälle im römischen Reiche, welche den heidnischen Fanatismus der Volksmassen gegen die Christen aufregten. Aber wie kommt es, daß

[5]) Ebend. IV, 31.
[6]) Ebend. V.

Mark Aurel nicht eben so wie sein erlauchter Vater diesen Fanatismus beschwichtigte? Man könnte versucht sein, zu denken, die stoische Philosophie, der er huldigte, hätte ihm sollen gebieten, gegen solche leidenschaftliche Aufregungen einzuschreiten, ja sie hätte ihn veranlassen sollen, das Christenthum selbst nach seinem Inhalte zu prüfen; oder wie hätte nicht ein Mann, wie Mark Aurel, bei seinem sittlichen Ernste, bei seiner Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, eine Religion willkommen heißen sollen, die so viele Uebereinstimmung mit seinem eigenen sittlichen Streben zeigte, ja eben diesem sittlichen Streben erst den rechten Halt gegeben hätte? Gewiß, so weit unser menschliches Urtheil hier ein gerechtes sein kann, wäre er dem Herrn selbst begegnet und hätte ihm seines Herzens Gedanken geoffenbart; er würde aus seinem Munde das Wort vernommen haben: „du bist nicht fern vom Reiche Gottes.“ Allein woher kannte Mark Aurel das Christenthum? Zum Theil aus dem Volksgerüchte, das die wunderlichsten Dinge über die Christen berichtete, ja, das ihnen die ärgsten Schandthaten, die abscheulichsten Verbrechen aufbürdete, vor denen das sittliche Gefühl des Kaisers mit Recht zurückschauderte; zum Theil auch aus dem Munde der Philosophen, die seinen Hof umschwärmten und aus Neid gegen die emporkommende Secte sich nicht scheuten, die Verleumdungen zu wiederholen, die das sinnlose Volksgerücht ausstreute, obwohl sie schwerlich selbst dran glaubten. Gerade die strenge Tugend- und Gerechtigkeitsliebe des Kaisers forderte ihn zur Ahndung solcher Verbrechen auf, wie sie den Christen nachgesagt wurden. Und dazu mochte denn auch noch die eigene Verblendung kommen, die in ihrer Philosophenweisheit es nicht der werth Mühe achtete, eine Lehre genauer zu prüfen, die von einigen galiläischen Fischern ausgegangen war. Es ist ja nichts Ungewöhnliches, daß auch die, die sich über die Vorurtheile ihrer Zeit erhaben glauben, gleichwohl Vorurtheilen anderer Art, Vorurtheilen der Schule, der Secte verfallen, denen sie huldigen, und daß selbst edlere Geister, wenn sie einmal von philosophischen Voraussetzungen angesteckt sind, sich zu den ungerechtesten Urtheilen hinreißen lassen, gegen solche, die nicht ihrer Schule, nicht ihrer Secte sind. „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ Diese Frage that selbst ein Nathanael, dem der Herr das Zeugniß gab, er sei ein ächter Israelit, in welchem

kein Falsch ist. Wie sollte uns diese Frage an einem Manne wundern, der von der Höhe des Kaiserthrones und — was ihm persönlich mehr galt — von der Höhe des Philosophenstuhles herunter das im Reiche aufkommende Christenthum nur aus der Vogelperspective erkannte? — Ihm mußte es, wie seinem Vorgänger Trajan, im besten Fall als Fanatismus erscheinen, und es ist ja keine seltene Sache, daß die entschiedene Abneigung gegen alles Fanatische selbst wieder in Fanatismus umschlagen kann. Ja von den verschiedenen Formen des Fanatismus ist der Vernunft-Fanatismus (so seltsam und widersprechend das Wort klingen mag) nicht der geringste. Wie weit nun bei Mark Aurel auch dieser Fanatismus und der stoische Sectenhaß mitgewirkt haben, ihn gegen die Christen zu verstimmen (wie Einige vermuthen), lassen wir unentschieden. Thatsache ist, daß er seiner stoischen Philosophie gemäß, die alles Aufregende als ein Uebel betrachtete, ein Edict erließ, wonach alle die, welche neue Religionen einführten, wodurch die Gemüther der Menschen könnten beunruhigt werden, entweder zur Verbannung oder zum Tode verurtheilt wurden. — Ihm stand, wie die Ruhe der Seele des Einzelnen, so auch die Ruhe des Staates obenan; alles Exaltirte, das Gleichgewicht des Lebens Störende, erschien ihm, besonders unter den herrschenden Zeitverhältnissen, als staatsgefährlich. Wie man es etwa zu unsern Zeiten erlebt hat, daß auch die Staatsraison christlicher Regierungen alle außerkirchlichen religiösen Versammlungen darum verbieten zu müssen glaubte, damit kein Anlaß zu Unruhen entstände, und wie sie die Theilnehmer an diesen Versammlungen für alle Unordnungen des Pöbels verantwortlich machte, so betrachtete Mark Aurel die Christen mit ihrer aufregenden Bußpredigt, mit ihrer überspannten Lehre von einem unter den Menschen aufzurichtenden Himmelreich als unruhige Köpfe, die man in einer ohnehin aufgeregten Zeit nicht dürfe gewähren lassen, und obgleich sie im Edict nicht mit Namen genannt waren, so waren sie doch deutlich genug bezeichnet, als daß nicht das Volk darin einen Freibrief hätte erblicken sollen, mit den Christen nach den Eingebungen seiner Leidenschaft zu verfahren.

Als ein Opfer des philosophischen Sectenhasses fiel zuerst in Rom einer der ausgezeichnetsten christlicher Denker, Justinus, den die Kirche eben darum Justin den Märtyrer nennt. Er ward auf Anstiften

eines cynischen Philosophen Crescens mit noch fünf andern Christen enthauptet, nachdem schon ähnliche Hinrichtungen früher stattgefunden. Wir werden auf seine Leistungen als Schriftsteller und gelehrter Vertheidiger des Christenthums später zurückkommen. Jetzt wenden wir unsere Blicke nach Klein-Asien, einem Hauptschauplatze der Verfolgung; namentlich auf die Gemeinde zu Smyrna und ihren Bischof Polykarp, im Jahr 167. — Wir haben noch einen Brief dieser Gemeinde an ihre Schwestergemeinde Philadelphia, worin der nähere Vorgang dieser Verfolgung und namentlich der Zeugentod Polykarps uns beschrieben wird. — Sie erlassen mir gerne die Ausführung der entsetzlichen Qualen, denen die Christen durch Geißelung und ausgesuchte Marterwerkzeuge ausgesetzt wurden. Unter den Hingerichteten wird uns ein Jüngling Germanicus genannt, der die Aufforderung des Proconsuls, seiner Jugend zu schonen und von dem Christenthum abzulassen, standhaft von der Hand wies, und da er zum Thierkampfe verurtheilt wurde, sogar selber die Bestie anreizte, die wider ihn gehetzt wurde. An den Tod dieses Jünglings reihte sich der Tod des greisen Polykarp, dieses ehrwürdigen Schülers des Apostels Johannes. Er wollte als treuer Hirte seine Heerde nicht verlassen, und erst auf das Zureden seiner Freunde ließ er sich bewegen, sich auf ein Landgut zu flüchten, damit er nicht den Verfolgern in die Hände fiele. Allein auch da blieb er nicht lange sicher. Einmal träumte ihm, daß sein Kopfkissen in Flammen aufgehe, und dieß deutete er auf den ihm bevorstehenden Tod. Er ließ sich zwar bewegen, als er auf seinem Landsitze vor den Nachstellungen seiner Feinde nicht mehr sicher war, auf ein anderes, benachbartes Gut zu fliehen, allein auch dieser Aufenthalt ward den Häschern verrathen. Polykarp sprach: Wohlan, der Wille des Herrn geschehe. Mit heiterer Miene ging er seinen Häschern entgegen; seine ehrwürdige Gestalt machte einen mächtigen Eindruck auf sie. „Brauchte es solcher Eile, sagten sie zu einander, um einen Greis, wie diesen, zu greifen?“ Polykarp ließ ihnen einen Tisch vorsetzen und sie bewirthen, und bat sich nur eine Stunde Zeit aus, um sich im Gebet zu stärken. Er betete laut und so eindringlich, daß alle Anwesenden davon erbaut wurden. Nun ward er auf einen Esel gesetzt und am Vorabend des Osterfestes durch die Stadt geführt. Hier begegnete ihm der

Irenarch Herodes mit dessen Vater Nicetas, die ihn zu sich in ihren Wagen nahmen und ihm zuredeten, er möge doch dem Kaiser opfern und so sein Leben retten. Als aber der Greis sich dessen standhaft weigerte, stießen sie ihn endlich unter Schimpfreden aus dem Wagen, so daß er sich noch das Schienbein schürfte. Nun ward er in das Amphitheater geführt, wo schon das Volk seiner harrte unter großem Getümmel. Da war ihm, als flüsterte ihm eine Stimme von oben zu: Sei stark, Polykarp, und mannhaft. Er ward vor den Proconsul geführt. Auch dieser wollte ihn bereden, Christum zu verleugnen. „Bedenke doch, sagte er, dein hohes Alter; schwöre bei dem Glück (der Fortuna) des Kaisers, stehe ab von deiner Meinung und rufe mit den Uebrigen: Weg mit den Gottesleugnern!“ — Mit ernstem Blicke sah sich Polykarp im Kreise um, seufzte, sah gen Himmel und sprach (freilich in anderm Sinne als der Proconsul es meinte): „Räume die Gottesleugner aus dem Wege!“ — Der Proconsul aber drang weiter in ihn; er solle den Glauben abschwören und Christum lästern. Da gab Polykarp die große Antwort: „Sechs und achtzig Jahre diene ich ihm, und er hat mir nichts zu Leide gethan; wie könnte ich denn jetzt meinen König und Heiland lästern?“ — Der Proconsul fuhr fort: „schwöre bei dem Glück des Kaisers!“ — Auch dieß lehnte Polykarp ab mit dem Bekenntniß: „Ich bin ein Christ, und willst du die Lehre Christi kennen, so gieb mir einen Tag Zeit, und du sollst sie hören.“ — „Berede das Volk dazu“, sagte der Proconsul. Polykarp erwiederte: „Ich habe es für meine Pflicht gehalten, dir zu antworten; denn wir sind angewiesen, den von Gott eingesetzten Obrigkeiten und Gewalten die gebührende Ehre zu erweisen. Aber jene, die Volksmasse, achte ich nicht werth, mich vor ihnen zu rechtfertigen.“ — „Ich habe wilde Thiere“, schnaubte der Proconsul, „und denen will ich dich vorwerfen lassen, damit du dich bekehrest.“ — „Laß sie herankommen“, entgegnete ruhig Polykarp. „Eine Bekehrung vom Bessern zum Schlimmern findet bei uns nicht statt; schön ist es hingegen, wenn man sich von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit bekehrt.“ — „So will ich dich durch's Feuer zwingen.“ — „Du drohest mit Feuer, das nur kurze Zeit brennt und bald wieder verlöscht, weil du das Feuer des zukünftigen Gerichtes und der ewigen Strafe nicht kennest, das für die Gottlosen aufbewahrt wird. Aber was zögerst du? bring's herbei, was dir beliebt.“ —

Das Alles sagte er mit der größten Gemüthsruhe, so daß der Proconsul selbst ob der Standhaftigkeit und Heiterkeit des alten Mannes erstaunte. Nun ließ der Proconsul den Herold auftreten und dreimal öffentlich rufen: „Polykarp bekennt, daß er ein Christ sei.“ Da brach das Volk (eine Mischung von Heiden und Juden) in Wuth aus und schrie: „Dieß ist der Lehrer Asiens, der Vater der Christen, der Zerstörer unserer Götter, der so Viele ermahnt, nicht zu opfern und die Götter nicht anzubeten.“ — Einstimmig verlangten sie von dem Asiarchen, dem Vorsteher der Thierkämpfe, Philippus, daß er einen Löwen auf Polykarp loslasse. Als dieser sich dessen weigerte unter dem Vorwande, daß die für die Thiergefechte bestimmte Frist vorüber sei, verlangte das Volk, man soll den Polykarp lebendig verbrennen. Sofort wurden aus den Werkstätten und den Bädern Holz und Reisig zusammengerafft, wobei auch die anwesenden Juden sich besonders geschäftig zeigten. Als der Holzstoß errichtet war, entkleidete sich Polykarp selbst und ließ sich die Zubereitungen gefallen, die mit ihm vorgenommen wurden. Als man ihn mit Nägeln an den Pfahl heften wollte, bemerkte er: „Laßt mich; denn der mir Kraft giebt, das Feuer auszustehen, wird mir auch Kräfte geben, ohne die Befestigung eurer Nägel, auf dem Scheiterhaufen Stand zu halten.“ So wurde er nur gebunden. Er betete also: „O Vater deines geliebten und hochgelobten Sohnes Jesu Christi, durch den wir deine Erkenntniß erlangt haben, o Gott der Engel und Kräfte und aller Kreatur und aller Gerechten, die vor dir leben: ich danke dir, daß du mich dieses Tages und dieser Stunde gewürdigt hast, theilzunehmen an der Zahl der Märtyrer und an dem Kelch Christi zur Auferstehung der Seele und des Leibes zum ewigen Leben, in der Unverweslichkeit des heil. Geistes, unter welche ich heute von dir aufgenommen zu werden wünsche zu einem dir angenehmen Opfer, wie du, wahrhafter Gott, der du nicht lügen kannst, mich dazu vorher bereitet, es mir vorher verkündigt und nun erfüllet hast. Dir danke ich, dich lobe ich, dich preise ich für dieses alles durch den ewigen Hohenpriester, Jesum Christum, deinen geliebten Sohn, durch ihn sei dir mit ihm in dem heil. Geist Ehre jetzt und in alle Ewigkeit. Amen.“ — Alsobald loderte die Flamme auf in Gestalt eines Schwibbogens und wie ein Schiffssegel, vom Winde geschwellt,

umgab es den Leib des Märtyrers. Die Umſtehenden wollten einen ſüßen Wohlgeruch, wie Weihrauchduft, verſpürt haben. Immer mied das Feuer den Leib des Heiligen, der unangetaſtet blieb, gleich Gold und Silber, das im Ofen geläutert wird. Da ſtießen ihm die Henker das Schwert in den Leib, und die Ströme ſeines Blutes löſchten die Flamme. Die Leiche ward nach römiſchem Gebrauche verbrannt, aber die Gebeine wurden von der Gemeinde aufbewahrt und köſtlicher gehalten als Edelſtein. — So weit der Bericht der Smyrnäer über den Tod ihres Biſchofs [7]). Mag es auch ſchwer ſein, die reine Thatſache von dem zu unterſcheiden, was die fromme Phantaſie vielleicht ſchon im Anblick dieſes Todes ſelbſt, oder ſpäter hinzugethan, immerhin giebt uns dieſer Tod eines der würdigſten und ergreifendſten Bilder der ältern Kirchengeſchichte. Der feinſinnige Herder hat ihn im Gedichte gefeiert [8]), und viele ſpätere Märtyrer haben ſich an dieſem Vorbilde gehoben und geſtärkt.

Wir haben von Polykarp weiter keine Schriften, als einen einzigen Brief, den er an die Gemeinde zu Philippi ſchrieb. Dieſe Gemeinde hatte ihn um die Briefe des Ignatius erſucht, die er ihr auch überſandte. Bei dieſem Anlaß erinnert er die Gemeinde an die Zeit, da Paulus ſie geſtiftet und ſeinen Brief an ſie gerichtet habe. In ſchlichten Worten ermahnt er ſie, feſtzuhalten in dem Glauben an Chriſtum, den Gekreuzigten und Auferſtandenen, und ſich vor den Irrlehrern zu hüten. „Jeder, der nicht bekennet, daß Jeſus Chriſtus im Fleiſche erſchienen iſt (ſo ſchreibt er wohl mit Anſpielung auf die Gnoſtiker, von denen wir in der vorigen Stunde gehandelt haben), iſt der Antichriſt, und wer nicht bekennet die Leiden am Kreuze, der iſt vom Teufel, und wer die Worte des Herrn nach ſeinen eigenen Begierden umwandelt und nicht bekennet die Auferſtehung und das Gericht, der iſt der Erſtgeborene des Satans.“ — Er ermahnt dann ferner die Gemeinde zum Gebet, zur Geduld, zur Ausübung jeder chriſtlichen

---

[7]) Vergl. Euſeb Kircheng. IV, 15, der den Brief nur fragmentariſch giebt. Bekanntlich iſt derſelbe erſt ſpäter durch den gelehrten engliſchen Biſchof Uſher entdeckt und herausgegeben worden (1647); der Brief ſelbſt fällt in's Jahr 168 n. Chr.

[8]) In den Legenden, ſ. Werke zur Litteratur und Kunſt III. S. 289: der Tapfere.

Tugend, besonders auch zur Wohlthätigkeit, mit Bezug auf die Stelle im Tobias: „Almosen retten vom Tode." An verschiedenen Stellen seines Briefes warnt er vor Geiz, und richtet seine besondern Vorschriften an die Aeltesten, an die Jünglinge, an die Jungfrauen der Gemeinde. Es sind keine besonders geistreichen originellen Gedanken, denen wir in diesem Briefe begegnen; vieles darin ist Reminiscenz aus pauliniſchen Briefen und andern Bibelstellen. Allein wir dürfen nicht vergessen, es war nicht das Geistreiche, das Pikante, was in solchen Briefen die Leser ansprach. Die Kirche jener Zeit bedurfte nicht sowohl der feinen Denker und der schmuckreichen Redner, als der glaubenstreuen und glaubenskräftigen Seelen, die sich zu opfern, die für ihren Glauben zu sterben wußten; sie bedurfte der charaktervollen, der mit aller Hingebung ihres Wesens liebenden Persönlichkeiten, und eine solche war Polykarp. Durch solche ist es der Kirche allein gelungen, sich aufrecht zu halten inmitten der Verfolgungen. Auch hier waren es nicht Theorien, nicht philosophische und theologische Systeme, es waren Ueberzeugungen, Gesinnungen, Thaten und Leiden, die aus diesen Gesinnungen hervorgingen, wodurch das Reich Gottes erbaut und gefördert wurde, wodurch es endlich den Sieg errang über die Reiche dieser Welt.

Wir übergehen die Namen der weitern Märtyrer, die außer Polykarp in dieser Verfolgung fielen; wir bemerken nur, daß sie sich über mehrere Städte Kleinasiens erstreckte, und daß sie wohl unter diesem Kaiser nie ganz aufhörte. Sieben Jahre nach ihrem Ausbruch ereignete sich zwar ein Vorfall, der den Kaiser auf andere Gedanken, in Absicht der Christen, gebracht haben soll; allein es fragt sich, wie weit dieser Nachricht zu trauen ist. Im Jahr 174 nämlich zog Mark Aurel wider die dem römischen Reich feindlichen Völkerstämme der Quaden, Sarmaten und Markomanen. In Pannonien, dem heutigen Ungarn, ward er von dem Feinde in eine quellenlose Gegend gelockt und eingeschlossen. Der Wassermangel, die drückende Hitze raffte einen großen Theil des Heeres hinweg. Schon gab dieses die Hoffnung des Sieges auf, als plötzlich ein Gewitter sich entlud, dessen furchtbare Gewalt den Feind in Unordnung brachte, zugleich aber auch schafften die reichen Regengüsse, von denen es begleitet war, dem durstenden

Heere des Kaiſers die lang erſehnte Erquickung. Dieſes an ein Wunder grenzende Ereigniß ſoll, ſo erzählen die chriſtlichen Schriftſteller[9]), auf das Gebet einiger Chriſten, die ſich im kaiſerlichen Heere befanden, eingetreten ſein; während die heidniſchen Berichterſtatter dieſelbe Wirkung dem Gebet des Kaiſers, Andere der Kunſt eines im Heere ſich befindlichen Zauberers Arnuphis[10]) zuſchrieben. Zudem melden die chriſtlichen Schriftſteller, der Kaiſer habe von dieſem Augenblick an, bei Todesſtrafe verboten, die Chriſten weiter zu verfolgen[11]) und habe der Legion, auf deren Gebet hin das Gewitter ſich erhoben, den Namen der Donnerlegion (legio fulminatrix) gegeben. — Nun kommt zwar allerdings unter den römiſchen Legionen eine Legion dieſes Namens vor, allein bedeutend früher, als das erwähnte Ereigniß, ſo daß alſo die Herleitung ihres Namens von dieſem Ereigniß als eine unbegründete dahin fällt. Was aber die Begebenheit ſelbſt betrifft, ſo mag immerhin ein unerwartetes Gewitter jene für den Kaiſer günſtige Wendung der Dinge herbeigeführt haben, da ſowohl heidniſche als chriſtliche Schriftſteller ihrer erwähnen; aber ob auf das Gebet der Chriſten, muß dahin geſtellt bleiben, da nicht einmal ſicher iſt, ob und wie viele Chriſten ſich in dem Heere des Kaiſers befunden haben. Jedenfalls iſt es unrichtig, daß das Ereigniß den Chriſtenverfolgungen unter Mark Aurel ein Ziel geſetzt habe. Höchſtens konnte es einen Stillſtand bewirken; denn drei Jahre nachher (um 177) ſehen wir eine neue Chriſtenverfolgung in Gallien ausbrechen, in welcher beſonders die jungen Gemeinden von Lyon und Vienne bedrückt wurden. Auch über dieſe Verfolgung haben wir Berichte von Zeitgenoſſen; Briefe dieſer Gemeinden an die Brüder in Kleinaſien und Phrygien[12]). Aus dieſen geht hervor, daß die Chriſten in den Gegenden der Rhone von dem Pöbel gehetzt wurden wie das Wild. Aus den Häuſern, aus den Bädern

---

[9]) Apollinaris, Biſchof von Hierapolis. Euſeb Kircheng. V, 5. Tertullian Apol. c. 5.

[10]) Dio Cassius (in den Excerpten des Xiphilinus) 71, 8. — Julius Capitolinus, Vita Marc Aurel. c. 24.

[11]) Das hierauf bezügliche Edict, deſſen Tertullian erwähnt, und das ſich hinter der erſten Apologie des Juſtin mitgetheilt findet, iſt offenbar unächt

[12]) Bei Euſeb Kircheng. V, 1. 2.

wurden sie zusammengetrieben, mit Schlägen mißhandelt, mit Steinen beworfen, zu Boden gerissen, in die Gefängnisse geschleppt, und nach tumultuarischem Verhöre hingerichtet. Es wird uns das Märtyrthum von Jünglingen, Männern, Frauen und Greisen erzählt. — Vettius Epagathus (so hieß der Jüngling) war, nach dem Ausdruck des Sendschreibens, überfließend von Liebe gegen Gott und den Nächsten; er wandelte in allen Geboten und Rechten des Herrn, untadelhaft und zu jeder Dienstleistung gegen den Nächsten unverdrossen, und da er voll göttlichen Eifers war, konnte er das ungerechte Verfahren gegen die Christen nicht länger erdulden. Er verlangte gehört zu werden; aber sein Geständniß, daß auch er ein Christ sei, reichte hin, ihn denen beizuzählen, die als Opfer fallen sollten. Dieß schüchterte die Schwachen unter den Christen ein, so daß ihrer zehn abfielen. Unter diesen befand sich auch eine Frau, Namens Biblias. Allein als sie falsches Zeugniß ablegen sollte gegen ihre ehmaligen Glaubensbrüder, da kehrte ihr der Muth wieder, und eher wollte sie alles erdulden, als mit einer Lüge ihr Leben erkaufen. Sie vollendete standhaft unter den Todesmartern. Eben so eine Dienstmagd, Blandina, bei welcher (wie der Bericht sagt) Christus zeigte, daß das, was bei den Menschen gering ist, bei Gott großer Ehre gewürdigt wird. Sie stand die heftigsten Folterqualen aus unter dem beständigen Bekenntniß: ich bin eine Christin, und bei uns geschieht nichts Böses. Man sparte sie den ausgesuchtesten Martern auf. Erst wurde sie an einen Pfahl gehängt, um von den wilden Thieren zerrissen zu werden; dann wieder losgebunden, noch einmal in's Gefängniß gebracht, nachher in einem Netze einem wilden Stier vorgeworfen und zuletzt erstochen. Auch der neunzigjährige Pothinus, Bischof von Lyon, ward vorgeführt. Als er von dem Statthalter gefragt wurde, wer der Christen Gott sei, antwortete er: „Wenn du es werth bist, so wirst du es erfahren!“ Auf diese trotzige Antwort ward er erbarmungslos zu Boden geworfen und auf alle Weise mißhandelt. Kaum noch athmend, ward er in's Gefängniß gebracht, wo er nach zwei Tagen seinen Geist aufgab. Auch denen, die verleugnet hatten, half ihre Verleugnung nichts; sie wurden gleichwohl hingerichtet und starben unter den Vorwürfen ihres Gewissens, während Jene mit Freuden „gleich einer geschmückten

Braut" ihrem Tod entgegen gingen. Unter den letztern werden uns auch noch Maturus, Sanctus, Attalus, ein Arzt Alexander und ein fünfzehnjähriger Jüngling Ponticus als Märtyrer genannt. Auch bei ihnen wurden die verschiedensten Marter versucht, um sie zum Abfall zu bewegen. Sie wurden erst den wilden Thieren vorgeführt, dann auf dem eisernen Stuhl durch Feuergluth gemartert und endlich erwürgt oder erstochen. Als Attalus gefragt wurde, was für einen Namen Gott hätte, antwortete er: „Gott hat keinen Namen wie ein Mensch." [13]) Die Leichen der Hingerichteten wurden den Hunden vorgeworfen und mit Gewalt ward den Christen jede Beerdigung der traurigen Ueberreste ihrer Brüder gewehrt. Sie wurden zu Asche verbrannt, und in die Rhone geworfen. „Sie sollen," spotteten die Heiden, „nicht einmal die Hoffnung der Auferstehung haben, darauf sie sich verlassen; nun wollen wir sehen, ob sie auferstehen werden, und ob ihnen ihr Gott helfen und sie aus unsern Händen erretten kann."

Unter den auf die Antoninen folgenden Kaisern Commodus, Pertinax, Didius Julianus, unter den Gegenkaisern Pescennius Niger in den Morgenländern, und Albinus in Gallien, so wie endlich in den zehn ersten Regierungsjahren des Septimius Severus, mithin in den letzten zwei Jahrzehnten des zweiten Jahrhunderts, genossen die Christen ziemlich Ruhe. Von einem einzigen Märtyrer Apollonius unter Kaiser Commodus wird uns berichtet, daß derselbe zu Rom sei hingerichtet worden, zugleich aber auch der Sklave, der ihn verrathen. — Hingegen brach bald mit dem Anfang des dritten Jahrhunderts, im Jahr 202, eine neue Christenverfolgung aus. — Ehe wir jedoch diese betrachten, werden wir in der nächsten Stunde noch einmal zu den Antoninen zurückkehren, um der innern Entwicklung des Christenthums in diesem merkwürdigen Zeitalter unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

---

[13]) Die Welt will für alles Namen. Das war den Heiden am unausstehlichsten, daß die Christen nicht auch Götternamen hatten, wie die andern Religionen. Nun hätte Attalus wohl auch Gottesnamen aus dem alten und neuen Testamente nennen können; aber er glaubte damit das Christenthum zu profaniren. Ein gewisser Trotz liegt allerdings in dem Benehmen, aber der Rohheit seiner Dränger gegenüber, läßt sich dieser Trotz begreifen

Zehnte Vorlesung.

Innerer Zustand der Christenheit unter den Antoninen. — Die christlichen Apologeten. — Justin der Märtyrer. — Schilderung der christlichen Versammlungen zu seiner Zeit. — Seine Schriften und seine Theologie. — Die Gegner des Christenthums: Celsus und Lucian. — Aufgabe der Apologetik.

Das Zeitalter der Antonine, mit dem wir uns in der letzten Stunde beschäftigt haben, war in Beziehung auf das geistige Leben der Römer ein merkwürdiges Zeitalter. Es bildet in der Geschichte der römischen Litteratur eine neue Epoche. Schon Hadrian hatte zu Rom ein Athenäum gestiftet, eine Art von Akademie, an welcher vom Staate besoldete Dichter und Rhetoren öffentliche Vorlesungen hielten. Die beiden Antonine wollten in diesen Bestrebungen nicht zurückbleiben, sondern vielmehr auf der einmal eingeschlagenen Bahn der Bildung noch weiter fortschreiten. Nicht in Rom allein, sondern auch in den bedeutendern Städten Italiens, auch in Gallien und Afrika erhoben sich öffentliche Schulen mit besoldeten Lehrern, und besonders wurde unter Mark Aurel, der selbst den Namen des Philosophen trug, auch das Studium der Philosophie von Staatswegen gefördert. Rom war der Hauptsitz der stoischen Philosophie. — Es hatte dieß seine unverkennbaren Vortheile, aber auch seine eigenthümlichen Nachtheile. Die Wissenschaft, früher ein freies Erzeugniß des nach Wahrheit ringenden Geistes, wurde nach und nach zum zünftigen Gewerbe. Sie entfernte sich, indem sie sich ganz an das Griechenthum anschloß von dem volksthümlichen Boden und nahm einen treib-

hausartigen Charakter an. Die Vermittlung zwischen dem Fremden und dem Einheimischen, zwischen der Schule und dem Leben wurde immer mehr vermißt. Es war etwas Künstliches und Gemachtes in dieser Wissenschaft, was sich auch in Styl und Sprache der damaligen Schriftsteller ausdrückt, und wie die Kunst in Manier, so artete die Philosophie in Sophistik aus. Nicht alle trieben, wie Mark Aurel selbst, die Philosophie aus innerm sittlichen Antriebe, sondern die eitle Disputirsucht hatte großen Theil an den Bestrebungen der Philosophie, und daß diese Disputirsucht sich nun auch an das Christenthum wagte, daß sie alles aufbot, dasselbe als eine Religion des unwissenden Pöbels vorzustellen, kann uns nicht befremden.

Aber auch das Christenthum tritt in diesem antoninischen Zeitalter in ein neues Stadium. Es tritt aus der Verborgenheit der Secte mehr und mehr heraus an's Licht der Oeffentlichkeit; aus der Zeit der ersten Jugend thut es den Schritt in die Zeit des reifern Alters. Dadurch wurde auch seine Stellung zum Heidenthum und zum römischen Staatsleben eine veränderte. Hatte man bisher nur die Christen als Anhänger einer Lehre gekannt, die man kaum der Mühe werth hielt, näher zu untersuchen, so fingen jetzt die Gebildeten unter den Heiden an, sich auch um diese Lehre zu bekümmern, und namentlich hatten die Gnostiker dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit der Philosophen auf die Mysterien dieser neuen Religion zu lenken. Jetzt wurden auch schon die geistigen Waffen geschmiedet, mit denen man das Christenthum zu bekämpfen suchte, während man es bisher nur mit den rohen Waffen der Gewalt verfolgt hatte. Aber auch die Art der Vertheidigung von Seiten der Christen wurde eine andere; sie nahm unwillkürlich eine mehr wissenschaftliche und philosophische Gestalt an. Ja, wir können auch das mit als einen Segen der Verfolgung ansehen, daß durch sie die geistige Kraft der Christen geweckt, daß sie zum Nachdenken über das eigenthümliche Wesen ihrer Religion und über die höchsten und letzten Gründe ihres Glaubens hingeleitet wurden.

Wenn der Apostel Petrus den ersten Christen schrieb: seid allezeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist (1 Petr. 3, 15), so

finden wir zwar, daß schon die ersten Märtyrer dieser apostolischen Mahnung nachzukommen suchten. Diese Verantwortung konnte ihrer Natur nach eine sehr einfache sein: mit Recht konnten sie sich auf ihr gutes Gewissen berufen, das schon vom Apostel als die heilige Macht bezeichnet wurde, die am erfolgreichsten die Verleumdungen der Gegner niederschlug. Indessen je verwickelter die Anklagen, je spitzer und schärfer die Pfeile wurden, die man gegen die Christen richtete, desto nothwendiger war auch, diesen Angriffswaffen Schutz- und Trutzwaffen ähnlicher Art entgegen zu setzen.

Wo das gute Gewissen des Einzelnen nicht mehr ausreichte, gegen boshafte Anschuldigungen und Verdrehungen sich mit Erfolg zu vertheidigen, da mußten eben die Begabtern, die in der Schule des Denkens und des gelehrten Kampfes Geübten in die Schranken treten und mußten als die Anwalte der verfolgten Unschuld das Wort führen im Namen der ganzen Gemeinde. Sie mußten, wollten sie mit Erfolg kämpfen, in gehöriger Form vor die Richterstühle treten, und den Sophismen der Gelehrten, wenn nicht ebenfalls Sophismen [1]), so doch einen Scharfsinn entgegen setzen, der dem ihrigen die Spitze bot. Auf diesem naturgemäßen Wege entwickelte sich, namentlich im Zeitalter Hadrians und der Antonine, die christliche Apologetik, d. h. die Wissenschaft oder noch besser die Kunst der Vertheidigung des Christenthums. Diese Vertheidigung konnte bald eine mehr juridische, bald eine mehr theologische und philosophische Gestalt annehmen. Sie konnte entweder formell das Unrechte und Ungesetzliche der Verfolgungen nachweisen, sie konnte den Schutz der Gesetze gegen die boshaften Verleumdungen anrufen, indem sie den Ungrund der den Christen schuldgegebenen Verbrechen dem Richter vor Augen legte; oder sie konnte auch weiter gehen und sich auf den Inhalt der christlichen Lehre selbst einlassen, wobei dann der Schritt aus der bloß vertheidigenden Stellung in die angreifende sich von selbst machte; denn wie sollte die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums anders bewiesen und der Vorwurf der Gottlosigkeit, den man den Christen machte, anders abgewehrt werden, als dadurch, daß man eben

[1]) Obgleich dieß bisweilen auch der Fall war.

dieſen Vorwurf den Gegnern zurückgab, daß man das Unvernünftige, das Unſittliche und Verkehrte des Heidenthums in ein grelles Licht ſtellte und dagegen das Gotteswürdige, das Erhebende, Beſſernde, Tröſtende des Chriſtenthums hervorhob? — Beides geſchah nun, und es dürfte nicht außer unſerm Wege liegen, uns von dieſer Vertheidigungsweiſe des Chriſtenthums eine nähere Anſchauung zu bilden.

Schon im Zeitalter Hadrians hatten einige Apologeten Schutzſchriften für die Chriſten eingereicht. So Quadratus und Ariſtides, und auch unter den Antoninen werden uns die Namen eines Melito von Sardes, Miltiades, Claudius Apollinaris genannt. Wir ſind aber nicht mehr ſo glücklich, ihre Werke zu beſitzen, wir kennen nur noch einzelne Bruchſtücke davon [2]). Dagegen beſitzen wir noch zwei Apologien und noch andere Schriften ähnlichen Inhaltes von dem Manne, deſſen Schickſal wir in der vorigen Stunde erwähnt haben, ich meine Juſtin den Märtyrer. Dieſer Mann verdient es, daß wir einen Augenblick bei ihm verweilen [3]).

Juſtinus iſt geboren zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, um's Jahr 103 zu Flavia Neapolis (dem heutigen Naplus, dem ehmaligen Sichem in Samarien). Seine Eltern waren Griechen, die ſich in Samarien niedergelaſſen hatten. Juſtin erzählt uns ſelbſt, wie er, ein philoſophiſch gebildeter Denker, überall und in allen Schulen der Griechen die Wahrheit geſucht, ſie aber nirgends gefunden habe. Erſt wurde er Stoiker. Als er aber ſah, daß ihn die ſtoiſche Weisheit in der Gotteserkenntniß nicht förderte, ja, daß ſein eigener Lehrer dieſelbe vernachläſſigte, wandte er ſich an einen Peripatetiker. Die erſte Frage, die dieſer an den wißbegierigen Schüler that, war die nach dem Lehrgelde, das er ihm

---

[2]) Bei Euſeb Kircheng. IV, 3. 26. 27. V, 17.

[3]) Seine frühere Lebensgeſchichte erzählt er uns ſelbſt in ſeinem Geſpräch mit dem Juden Trypho. Eine überſichtliche Darſtellung giebt Karl Otto, zur Charakteriſtik des heil. Juſtinus, Philoſophen und Märtyrers. Wien 1852. Desgl. Böhringer in ſeiner Kirchengeſch. in Biographien. Bd. 1., auf welches Werk wir überhaupt in biographiſcher Hinſicht unſere Leſer verweiſen. Die ausführliche wiſſenſchaftliche Bearbeitung von Semiſch (Berlin 1840) verdient von denen beachtet zu werden, die ſich noch gründlicher unterrichten wollen.

bezahlen wolle. Abgeschreckt von diesem Eigennutz, wandte er auch diesem Lehrer den Rücken und ging zu einem Pythagoräer. Dieser verlangte von ihm vor allen Dingen, daß er in der Mathematik etwas Außerordentliches leiste: denn nur auf diesem Wege sei es möglich, zur Erkenntniß des Uebersinnlichen zu gelangen. Als Justin seine Unwissenheit in dieser Wissenschaft gestand, wies ihn der Pythagoräer mit Verachtung von sich. Nun wollte er's mit den Platonikern versuchen. Seit kurzer Zeit hatte sich ein einsichtsvoller Mann dieser Secte an dem Orte seines damaligen Aufenthaltes niedergelassen. Justin genoß seinen Unterricht und machte große Fortschritte. Die Erkenntniß der übersinnlichen Dinge riß ihn hin und gab seinem Geiste einen höhern Schwung. In kurzer Zeit glaubte er ein Weiser geworden zu sein, und hoffte bald zum Anschauen Gottes zu gelangen, das diese Philosophie verheißt. Um diesen geistigen Prozeß zu beschleunigen, beschloß er, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, und da ganz den philosophischen Betrachtungen nachzuhängen; er wählte das Ufer des Meeres. Hier begegnete er einem Greise, aus dessen Angesicht Milde und Würde leuchteten. Er betrachtete ihn in stiller Ehrfurcht, ohne ein Wort zu sagen. Endlich entspann sich zwischen ihnen ein Gespräch über die unsichtbaren und ewigen Dinge. Justin hatte sich dem Greise als einen Philosophen, d. h. als einen Liebhaber der Weisheit und der Erkenntniß dargegeben. Der Greis aber wollte von ihm wissen, worein er das Wesen der Philosophie setze, und suchte ihn zu der Einsicht zu bringen, daß das bloße Wissen der göttlichen Dinge den Menschen nicht befriedigen könne, wenn diesem Wissen nicht ein Thun entspreche. Er suchte den Schulstolz in ihm niederzuschlagen und ihn vor allen Dingen zur Demuth hinzuleiten, ohne die der Mensch nimmermehr zur praktischen Erkenntniß des Guten und des Göttlichen gelange. Er bekannte sich endlich als Christ und wies auch den jungen Mann, den er während des Gespräches immer mehr lieb gewonnen, auf die Propheten, auf Christus und die Apostel. „Vor Allem aber," sagte er, „bete, daß dir geöffnet werde das Verständniß; denn niemand kommt zur Erkenntniß der Weisheit, wenn nicht Gott und sein Gesalbter ihm die Augen öffnen." Da brannte ein göttliches Feuer in der Seele Justins. Er fing an, die heili-

gen Bücher der Christen zu studiren, und überzeugte sich mehr und mehr, daß in ihnen und sonst nirgends die wahre Philosophie, die er suche, enthalten sei. Was ihn aber auch noch besonders günstig für das Christenthum stimmte, das war die todesmuthige Gesinnung der Märtyrer, die eben in den damaligen Verfolgungen so freudig für ihren Glauben in den Tod gingen. So, dachte er, sterben keine Bösewichter, keine Thoren, keine Schwärmer, und von nun an kannte er kein größeres Verlangen, als ein christlicher Philosoph zu sein und Andern zu dieser christlichen Philosophie zu verhelfen. Er behielt daher auch als Christ seine Philosophenkleidung und seinen Philosophenberuf bei, die ihm beide das Recht gaben, mit den Leuten Gespräche und Disputationen anzuknüpfen. So machte er, ohne daß ihn ein bürgerliches oder kirchliches Amt an einen festen Aufenthalt gebunden hätte, verschiedene Reisen, hielt sich bald in Palästina, bald in Aegypten (Alexandrien), bald in Kleinasien (Ephesus), zuletzt in Rom auf. Auf allen diesen Reisen war er bemüht, die irrenden, nach Wahrheit durstenden Gemüther zu dem Quell der ewigen Wahrheit hinzuleiten, aus dem er selbst geschöpft hatte, bis er endlich, wie wir schon früher gesehen, in Rom durch den cynischen Philosophen Crescens verfolgt, unter Mark Aurel den Märtyrtod litt (im Jahr 166). „Freudig und unerschrocken wie im Leben, zeugte er auch im Angesicht des Todes für die evangelische Wahrheit."

Was seine beiden Apologien betrifft, so schrieb er die erste, größere derselben, unter Antonin d. Fr. um's Jahr 138 oder 139 und reichte sie dem Kaiser und seinen Adoptivsöhnen, dem jungen Mark Aurel und Lucius Verus ein. Vor allen Dingen zeigt Justin das Unbillige, Christen um des bloßen Namens willen zu verfolgen. „Die Vernunft," sagt er, „lehrt, daß die, welche fromm und Philosophen sein wollen (mit Anspielung auf die Namen Pius und Philosophus), auch allein der Wahrheit die Ehre geben müssen. Wie verträgt sich also damit, die Christen auf das bloße Gerücht hin, zu verurtheilen? Man wirft den Christen Atheismus vor; allein weit entfernt, den Glauben an Gott zu untergraben, sucht das Christenthum die Menschen aus der Gewalt der Dämonen zu befreien und sie zur Erkenntniß des wahren Gottes zu führen. Das haben schon die bessern der griechischen Weisen,

das hat schon Sokrates gewollt." Es ist eine schöne, nicht nur humane, sondern der paulinischen Lehre ganz entsprechende Idee, die bei Justin und den ältern Kirchenlehrern öfter wiederkehrt, daß auch Gott sich den Heiden nicht unbezeugt gelassen habe. „Die ewige, die göttliche Vernunft, der Logos," so lehrt Justin, „war als ein Samenkorn auch in der Heidenwelt vorhanden; aber das Christenthum hat erst diesen Samen zur vollen Reife gebracht. — Wir opfern, fährt Justinus fort, nicht den Bildern der Götter, die von Menschenhänden gemacht sind, sondern beten den wahrhaften Gott an, den uns Christus geoffenbart hat. Man hält uns freilich für Unsinnige, daß wir diesen Christus, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden, nächst dem Vater göttlich verehren; allein sie würden nicht so reden, wenn sie das Geheimniß des Kreuzes erkennten! An den Früchten mag man es erkennen. Wir, die wir einst in Unzucht lebten, befleißigen uns der Keuschheit; die wir uns mit Zauberkünsten abgaben, haben uns dem guten, dem unerschaffenen Gott geweiht; die wir Geld und Besitz über alles liebten, geben jetzt, was wir besitzen, willig hin zum allgemeinen Besten und theilen jedem Dürftigen mit; die wir uns gegenseitig mordeten und befehdeten, und mit denen, die nicht zu unserm Volk gehörten, keine Gemeinschaft hatten, wir sind jetzt, nachdem Christus erschienen, ihre Tischgenossen geworden und beten für unsere Feinde. Die, welche uns mit Haß verfolgen, suchen wir gütig zu besänftigen und haben die gute Hoffnung, daß auch sie derselben Güter theilhaft werden, deren wir uns freuen." — Nun führt Justin in Weiterm die christliche Lehre aus und weist ihr Verhältniß zum Heidenthum nach. Er zeigt, wie auf der einen Seite das Christenthum nichts anders lehre, als was auch die Dichter und Weisen des Alterthums geahnt haben, wie es aber auf der andern Seite auch weit über die Weisheit des Heidenthums hinausgehe und frei sei von den Gebrechen, die dem Heidenthum anhaften. Dann geht er auf die Weissagungen des alten Testamentes ein und zeigt, wie sie in Christo erfüllt seien. Ja, nicht nur im alten Testamente, auch in den sibyllinischen Orakeln sieht Justin Hinweisungen auf Christus. Die sogenannten sibyllinischen Bücher, wie sie Tarquinius Superbus von jenem seltsamen Weibe gekauft hatte und wie sie seither als ein Heiligthum im capitolinischen

Tempel aufbewahrt wurden, waren im marsischen Kriege eine Beute der Flammen geworden. Allein später ward eine neue Sammlung angefertigt und zu verschiedenen Zeiten wurden dann unter dem Namen „sibyllinischer Orakel" Weissagungen aller Art ersonnen, theils von Juden, theils von Heiden, theils auch (im zweiten Jahrh.) von Christen selbst. Auf solche untergeschobene Weissagungen, denen man den Schein des Alterthums zu geben suchte, berief sich allerdings nun auch Justin und theilte hiemit den irrthümlichen Glauben seiner Zeit. Einen bewußten Betrug können wir ihm dabei schwerlich Schuld geben. Nicht nur aber geschriebene Weissagungen, wie sie das jüdische und heidnische Alterthum ihm bot, beachtete Justin. Selbst die stumme Natur verschließt für ihn eine christliche Symbolik. So entdeckt das gläubige Auge Justins überall das Kreuz des Herrn vorgebildet. „Betrachtet einmal," sagt er, „alles in der Welt, ob ihm nicht die Gestalt des Kreuzes aufgedrückt ist. Das Schiff mit den ausgespannten Segeln, der Pflug, womit die Erde bebaut wird, das menschliche Angesicht selbst oder der mit ausgestreckten Armen betende Mensch, rufen sie nicht alle das Bild des Kreuzes in die Seele?" — Wir können diese Symbolik belächeln; wir können auch die Schriftauslegung Justins und der alten Kirchenlehrer hie und da eine gezwungene nennen, die in der Bibel eben das findet, was sie will; allein wir dürfen nicht vergessen, daß das, was uns als willkürliche Spielerei erscheinen mag, in der Seele jener Männer eine tiefere psychologische, moralische Wahrheit hatte. Nehmen wir an, daß diese Vergleichungen nicht künstlich gesucht waren, sondern ungesucht sich ihrem ganz mit dem Bilde Christi erfüllten Geiste aufdrangen, und geben wir ferner zu, daß jede Offenbarung Gottes in der Natur wie in der Schrift ihre höchste und letzte Vollendung findet in der Offenbarung Gottes in Christo, so werden wir sagen, daß wenn sie es auch bisweilen im Einzelnen übel trafen, sie doch im Ganzen weit mehr vom Geist der Wahrheit geleitet waren, als die, welche mitten unter allen Zeichen und Bildern des Göttlichen blind sind für Alles, was auf eine höhere Verknüpfung der Dinge, auf ein tieferes Geheimniß des Lebens hinweist.

Ueberaus ansprechend und belehrend ist, was Justin am Schlusse seiner Apologie über die Gebräuche der Christen seiner Zeit und

über ihre Versammlungen uns meldet; besonders wenn wir es mit dem zusammenhalten, was wir früher aus dem Briefe des Plinius an den Trajan vernommen haben. — „Die, welche von der Wahrheit unserer Lehre überzeugt sind," sagt Justin, „und welche sich entschlossen haben, ihr gemäß zu leben, werden allervorderst zu Gebet, Fasten und Buße angehalten. Darnach führen wir sie an einen Ort, wo Wasser ist; da werden sie untergetaucht und getauft auf den Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. So werden wir aus Kindern der Nothwendigkeit und der Unwissenheit Kinder der Erwählung, der (göttlichen) Wissenschaft und der Vergebung der Sünden. Die Taufe heißt uns auch Erleuchtung, weil unser Geist dadurch erleuchtet wird, das Göttliche zu erkennen. Nachdem wir so den gläubigen Bruder durch das Bad der Taufe gereinigt haben, führen wir ihn in die Versammlung der Brüder, die für ihn und die Christen aller Orten beten, daß Gott ihnen Erkenntniß schenken möge, und die Gnade, diese Erkenntniß durch einen frommen Lebenswandel zu bethätigen. Nach dem Gebete geben wir uns den Bruderkuß. Dann bringt der Vorsteher den Brüdern Brot und einen Becher mit Wasser und Wein; er bringt dafür Gott Gebet und Danksagung, wozu die anwesende Gemeinde ihr Amen spricht. Darauf reichen die Diakonen jedem Anwesenden von dem Brot und von dem mit Wasser gemischten Wein. Dieß nennen wir Eucharistie (Danksagung). An dieser Handlung dürfen nur die Gläubigen theilnehmen; denn wir empfangen solches nicht als gemeines Brot und gemeinen Trank; sondern wie mit Christus sich der Logos (das ewige Wort) verbunden hat, so sind wir belehrt, daß die durch Gebet gesegnete Nahrung für uns eine Speise des Lebens, daß sie Fleisch und Blut des fleischgewordenen Jesus sei. — Bei allen unsern Gaben loben wir Gott. — Am Sonntag aber kommen Alle aus Stadt und Land zusammen und lesen die „Denkwürdigkeiten der Apostel", (worunter Justin wahrscheinlich unsere Evangelien versteht), und eben so die Propheten (das alte Testament). Nachdem der Vorlesende zu lesen aufgehört, hält der Vorsteher eine Ermahnungsrede, dem nachzukommen, was gelesen wurde. Dann stehen wir Alle auf zum Gebet. Sodann wird (auf die oben beschriebene Weise) die Eucharistie gefeiert. Den Abwesenden bringen die Diakonen das gesegnete Brot und den ge-

segneten Kelch in's Haus. Die Reichern legen dann nach ihrem freien Willen etwas für die Armen zusammen und diese Collecte wird bei dem Vorsteher niedergelegt, der davon den Waisen, den Wittwen, den Dürftigen, den Fremdlingen mittheilt und überhaupt das Armenwesen besorgt. Wir versammeln uns aber am Sonntag, nicht darum allein, weil dieß der erste Tag ist, an welchem Gott die Welt erschaffen hat, sondern auch, weil unser Heiland an diesem Tage von dem Tode auferstanden ist."

So haben wir also hier schon die wesentlichen Elemente unsers christlichen evangelischen Gottesdienstes. Des Gesanges, dessen schon der Brief des Plinius erwähnt, wird zwar hier nicht ausdrücklich Erwähnung gethan. Dagegen haben wir, wie dort, die Sonntagsfeier, die Eucharistie, das gemeinsame Gebet und dann auch schon das Vorlesen eines Textes und den ersten Anfang zu einer christlichen Predigt, die, wie es scheint, nur in einfachen Ermahnungen bestand; überdieß die Haus- oder Kranken-Communion und die Sitte, das Almosen in der Kirche zu sammeln; nichts dagegen von all den Ceremonien und dem Gepränge, das später in die Kirche eindrang. Es sind die feinsten Lineamente und Umrisse einer ächt christlichen Liturgie, wie sie unserer reformirten Kirche am nächsten kommt.

Die zweite Apologie Justins, unter Mark Aurel eingegeben (zwischen den Jahren 161—66), wurde durch das ungerechte Verfahren eines römischen Statthalters, Urbicus, herbeigeführt. Eine römische Frau, die bisher mit ihrem heidnischen Manne ein zügelloses Leben in heidnischer Weise geführt hatte, war durch einen Christen, Namens Ptolemäus, bekehrt worden. Von da an suchte sie auch ihren Mann zu bekehren: allein dieser wies jede derartige Zumuthung zurück, und als die Frau endlich auf Scheidung drang, wurde sie von ihm als Christin verklagt und auch ihr Lehrer und Bekehrer Ptolemäus, so wie noch ein anderer Christ, Lucius, der sich des Ptolemäus annahm, wurden in den Prozeß hineingezogen, der mit ihrem Tode endete. — Justin, über diese Gewaltthat entrüstet, setzte nun seine Vertheidigungsschrift auf, worin er einiges von dem, was er in der ersten Apologie gesagt, in anderer Wendung wiederholt. Es würde uns das Eingehen auf die einzelnen Beweise zu weit führen. Wir lassen auch die übrigen Schriften,

von denen einige mit Recht, andere mit Unrecht dem Justin zugeschrieben werden, hier unberührt. So seine Strafrede an die Heiden, seine Schrift über die Auferstehung u. a. Nur einer Schrift müssen wir noch erwähnen, weil sie uns zeigt, wie Justin nicht nur gegen die Heiden, sondern auch gegen die Juden, die ihm von seinem Aufenthalt in Samarien und Palästina bekannt waren und ihm wohl auch ganz besonders am Herzen lagen, die Wahrheit des Christenthums zu vertheidigen suchte. Es geschieht dieß in dem Gespräch mit dem Juden Trypho[4]). Diesen Juden hatte der durch Bar Cochba erregte Krieg unter Hadrian aus Palästina vertrieben und zuletzt nach Ephesus gebracht, wo er mit Justin zusammentraf und mit ihm in ein Religionsgespräch verwickelt wurde, dessen Inhalt uns die genannte Schrift wiedergiebt. Es ist kaum wahrscheinlich, daß das Gespräch gerade in der Form und in der Folge gehalten worden ist, wie wir es noch besitzen; aber immer läßt sich annehmen, daß die Hauptgedanken der Schrift auf einer oder auch mehrern wirklichen Disputationen beruhen, die Justin mit diesem oder auch mit andern Juden gehabt und dann für den Leser in dieser Form zusammengestellt hat. In diesem Gespräch mit Trypho hebt Justin die Vorzüge des Christenthums vor dem Judenthum nachdrücklich heraus, indem er zeigt, wie die Gerechtigkeit nicht aus dem Gesetz, sondern durch den Glauben an Christum komme, auf den die Propheten hingewiesen und wie alles überhaupt im alten Testament vorbildlicher Natur sei. Auch hier überläßt er sich bisweilen jener willkürlich phantastischen Schriftdeutung, von der auch in den Apologien Beispiele vorkommen. So müssen die zwölf Schellen am Kleide des Hohenpriesters ein Vorbild sein der zwölf Apostel; denn es stehet geschrieben: ihr Schall gehet aus in alle Welt (Ps. 19, 5. Röm. 10, 18), und ähnliches der Art mehr. Wir müssen uns aber auf den Standpunkt der unter den Juden üblichen Schrifterklärung versetzen, um begreiflich zu finden, wie solche Beweise wirklich eine Art von Beweiskraft haben konnten. Es lag dem christlichen Apologeten weniger daran, auf den nächsten geschichtlichen Sinn der einzelnen Schriftstellen einzugehen, als vielmehr auffällige Beziehungen

4) Ins Deutsche übersetzt von N. von Brunn. Basel 1822.

heraus zu finden zwiſchen dem alten und neuen Teſtament; ein Beginnen, an welchem allerdings Phantaſie und Witz eben ſo viel Antheil hatten, als der nüchterne Verſtand. Worauf aber Juſtin in dieſer Schrift beſonders ausgeht, iſt das, zu zeigen, daß nicht nur durch die einmalige Ankunft Chriſti im Fleiſch die Weiſſagungen der Propheten erfüllt ſeien, ſondern daß noch eine zweite Ankunft bevorſtehe, die zum Gericht, wobei er auch wieder zu ſeltſamen Beweiſen ſeine Zuflucht nimmt[5]). Nachdem er dann noch überhaupt ſeinem jüdiſchen Gegner die Hauptlehren des chriſtlichen Glaubens auseinandergeſetzt, unter beſtändiger Hinweiſung auf das alte Teſtament, ſpricht er ſich mit froher Zuverſicht dahin aus, daß, wie man auch immer die Chriſten verfolgen möge, ſich doch ihre Zahl vermehren werde, gleich wie die Rebe neue Schoſſe treibt, jemehr man ſie zurück ſchneidet. Der von Gott gepflanzte Weinſtock iſt das Volk Gottes; das wahre Volk Gottes aber, das geiſtliche Iſrael ſind die Chriſten.

An Juſtin den Märtyrer reihen ſich dann noch im Zeitalter der Antonine oder bald nachher mehrere Apologeten an, wie ein Tatian, ein Athenagoras, ein Theophilus von Antiochien, deren Schriften für den Theologen von dem höchſten Intereſſe ſind, von denen es aber ſchwer ſein dürfte, hier ein genügendes Bild zu geben. Dasſelbe Zeitalter brachte uns aber nicht nur gelehrte Vertheidigungen des Chriſtenthums, ſondern, wie ſchon bemerkt, auch die Gegner traten jetzt mit Schriften hervor, in denen ſie bald mit Ernſt, bald mit Spott und mit Satyre die neue Religion angriffen. Wir begnügen uns mit zweien, mit Celſus und Lucian. Der erſtere, den die Einen für einen Epicuräer, die Andern für einen Platoniker ausgeben, bekämpfte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts die Lehre der Chriſten in einer Schrift, die er die „wahrhafte Belehrung“ (ἀληθὴς λόγος) betitelt. Wir haben dieſe Schrift nicht mehr und kennen ſie nur aus der Widerlegung des großen Kirchenlehrers Origenes, auf den wir ſpäter werden zu reden kommen. So viel wir aus dieſer Widerlegung

---

5) So müſſen z. B. die beiden Böcke, wovon der eine die Sünden in die Wüſte wegtrug, der andere geopfert wurde, Vorbilder der beiden Ankunften Chriſti ſein.

erkennen, hatte Celsus sehr schiefe und unvollkommene Begriffe vom Christenthum und vermengte dasselbe — ob absichtlich oder unabsichtlich, bleibt dahin gestellt — mit den Lehrsätzen der Gnostiker, deren Extravaganzen er den Christen überhaupt aufbürdet. — Er verspottete die Geschichten des alten, wie des neuen Testamentes als elende Mährchen und namentlich war ihm bei seiner epicuräischen Gesinnung die Idee eines um die Menschen sich mühenden, zu den Menschen sich herablassenden, eines zürnenden wie eines liebenden Gottes höchst anstößig. Gott kümmere sich, meinte er, um die Menschen eben so wenig, als um die Affen und Fliegen. Auch die Sünderliebe des Heilandes machte er lächerlich, so wie die Hoffnungen der Christen auf ihn. — Bei allem Spotte, in den sich Celsus ergießt, scheint er das Christenthum leidenschaftlich gehaßt zu haben. Nicht eben so Lucian von Samosat (um's Jahr 180). Lucian bestritt das Christenthum nicht etwa — wie das wohl Andern begegnet — aus heidnischem Fanatismus; er sah nicht in den Christen die Zerstörer der ehrwürdigen alten Religion. Im Gegentheil wetteiferte er mit ihnen in der Bekämpfung der alten Mythologie, indem er über diese bekanntlich seinen ganzen Spott ausgoß. Man hat Lucian den Voltaire seiner Zeit genannt[6]), und in der That war er Religionsspötter nach allen Seiten hin; wenn auch sein Spott harmloser sein mochte, als der des Philosophen von Ferney. Kein Christ hat die alten Gottheiten der Heiden so lächerlich gemacht, als Lucian in seinen „Göttergesprächen", und eben so wenig verschont seine Geißel die alten Philosophen und ihre Lehre. Er zeigt also das Ungenügende des Heidenthums ganz im Interesse der Christen: in der Negation stimmt er mit ihnen überein. Aber weil er gewohnt war, die Dinge von ihrer lächerlichen Seite zu betrachten, so sah er auch in der christlichen Religion nur eine Art von Aberglauben, und zu dem bot ihm das auffallende, mit den Sitten der Welt so sehr contrastirende Benehmen der Christen Stoff genug zur Satyre. In seinem „Peregrinus Proteus", einem historischen Roman, den bekanntlich Wieland neu bearbeitet hat, schildert Lucian uns

---

[6]) Er war Wielands Lieblingsschriftsteller, der ihn auch trefflich übersetzt hat.

einen abenteuerlichen Philoſophen, einen Cyniker, der früher Chriſt geweſen, aber wegen einer verbotenen Speiſe, die er genoſſen, von den Chriſten aus ihrer Gemeinſchaft ausgeſtoßen worden ſei, und der nach einem ſchändlichen Lebenswandel zuletzt ſeiner Narrheit die Krone aufſetzte, indem er in der Stadt Olympia, wo einſt die berühmten Spiele gefeiert wurden, im Beiſein einer großen Volksmenge ſich ſelbſt verbrannte, um, wie Herkules auf dem Oeta, zu ſterben. — Dieß ſoll im erſten Jahre der 236. Olympiade oder im Jahr 165 unſerer Zeitrechnung geſchehen ſein. Wie viel Wahres an der Geſchichte des Peregrinus Proteus und ſeiner Selbſtverbrennung ſein mag, haben wir hier nicht zu unterſuchen. Jedenfalls erzählt Lucian die Geſchichte in einem ſpottenden Ton; ſein Spott gilt zunächſt nicht den Chriſten, ſondern den cyniſchen Philoſophen, die er auf's Unbarmherzigſte perſiflirt. Nur im Vorbeigehen macht er ſich auch über die Chriſten luſtig; namentlich muß ihre Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit ſeinem Witze zur Zielſcheibe dienen; er ſpottet darüber, wie ſie den nächſten beſten Abenteurer, der ſich ihnen als Bruder dargiebt, mit Wohlthaten überhäufen und nachher von ihm geprellt werden. Unter anderm kommt über die Chriſten folgende Stelle vor: „Dieſe armen Leute haben ſich in den Kopf geſetzt, daß ſie mit Leib und Seele unſterblich ſeien und in alle Ewigkeit leben werden, daher verachten ſie den Tod und viele unter ihnen ſuchen ihn freiwillig auf. Außerdem hat ſie ihr erſter Geſetzgeber überredet, daß ſie alle unter einander Brüder ſeien, wenn ſie nur erſt uns verlaſſen und die griechiſchen Götter verleugnet haben und ihren gekreuzigten Sophiſten anbeten und nach ſeinen Vorſchriften leben; daher verachten ſie auch alles ohne Unterſchied, und wenn irgend ein ſchlauer Betrüger zu ihnen kommt, der die rechten Schliche weiß, ſo wird er in kurzer Zeit auf ihre Unkoſten reich und verlacht die einfältigen Leute.“ — In den übrigen Schriften Lucians finden ſich höchſtens Anſpielungen auf die Chriſten. So erwähnt er ihrer nur im Vorbeigehen in ſeiner Geſchichte des falſchen Propheten Alexander Abonoteichos, deſſen Charlatanereien und vorgebliche Wunder er lächerlich macht. Eben ſo erklärt er ſich gegen den Wunderglauben überhaupt und den ſeiner Zeit insbeſondere in ſeiner Abhandlung: „wie man die Geſchichte ſchreiben müſſe“, worin

ſich übrigens viel gute und geſunde Ideen finden und worin er die Sünden und Unarten ſchlechter Hiſtoriographen nach Verdienen züchtigt. Eine boshafte Anſpielung auf die bibliſchen Wunder kann ich in dieſer Schrift kaum finden, obgleich man aus ſeiner ganzen Geſinnungsweiſe abnehmen kann, daß ihm auf ſeinem Standpunkte auch die bibliſchen Wunder als Mährchen und Abenteuerlichkeiten erſcheinen mußten.

Ob Lucian die chriſtlichen Vertheidigungsſchriften kannte, läßt ſich nicht mit Sicherheit ermitteln. Schwerlich würde er durch ſie auf andere Gedanken gebracht worden ſein. Die Vertheidigungsſchriften konnten nur bei denen Eingang finden, die zu einer ruhigen Prüfung der Wahrheit geſtimmt waren und die ihr vor allem eine religiöſe Empfänglichkeit entgegen brachten. Weit mehr haben jene Werke nach innen als nach außen gewirkt. Sie haben die Chriſten ſelbſt veranlaßt, über die Gründe ihres Glaubens nachzudenken; ſie haben die erſten Bauſteine gelegt zum Gebäude der chriſtlichen Theologie; ſie haben den ſchönen Verſuch gemacht, Glauben und Denken, Philoſophie und Chriſtenthum miteinander zu vermitteln, und in dieſer Beziehung iſt ihr Studium noch immer von unſchätzbarem Werthe. Während die Schriften der Spötter jetzt nur noch der geſchichtlichen Merkwürdigkeit wegen geleſen werden, laſſen ſich aus den chriſtlichen Apologeten noch immer eine Menge von chriſtlichen Lebensanſchauungen und Zeugniſſe von innern Lebenserfahrungen gewinnen, die ihren ewigen Gehalt, ihre ewige Bedeutung haben für das einfache Chriſtengemüth wie für den tiefſten chriſtlichen Denker; auch auf die Gefahr hin, daß manche der einzelnen Beweiſe, die ſie zur Stützung ihres Glaubens vorgebracht haben, nicht als ſtichhaltig ſollten erfunden werden. Das Chriſtenthum (mit dieſer Bemerkung möchte ich die heutige Vorleſung ſchließen) hat von Anfang darauf verzichtet, durch andere Beweiſe gehalten zu werden, als durch den Beweis des Geiſtes und der Kraft[7]). Mit andern Worten: es beweist ſich jedem durch ſich ſelbſt; innerlich durch den Lebensgeiſt, der es beſeelt und der unſerm Geiſte ſich als göttlich bewährt und bezeugt, je

---

[7]) *Οὐκ ἐν πειθοῖς ἀνθρωπίνης σοφίας λόγοις, ἀλλ' ἐν ἀποδείξει πνεύματος καὶ δυνάμεως.* 1 Cor. 2, 4.

mehr wir in seine Tiefen eingehen; äußerlich durch die Lebenskraft, womit es den natürlichen Menschen umwandelt in einen Menschen Gottes, und die Welt der Sünde in ein Gottesreich der Liebe. Von diesem täglichen Wunder aus sind alle geschichtlichen Wunder, von dieser täglich sich erfüllenden Gnadenverheißung aus auch die geschichtlichen Verheißungen und Weissagungen zu würdigen, und wenn auch nicht zu begreifen, doch zu verstehen, soweit ein Verständniß in solchen Dingen gegeben ist. Die oberste Regel aller Apologetik ist die, welche der Herr selbst gegeben hat: So jemand will den Willen dessen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede (Joh. 7, 17). — Wenn wir den verschiedenen historischen Fäden nachgehen, durch welche die Verbindung der Welt mit dem Christenthum eingeleitet wurde, so können wir allerdings auch äußere, mitunter sogar zufällige Ursachen anführen, die zu diesen Bekehrungen mitwirkten. Wir können aufmerksam werden auf den innern Verfall des Heidenthums, auf den Hang der Menschen zum Neuen, zum Wunderbaren, auf die Macht des Beispiels und ähnliches; aber was sich auf diesem zufälligen Wege zusammengefunden, das würde auch eben sobald wieder zerstoben sein, wäre es nicht zusammengehalten worden durch ein mächtiges Band der Wahrheit, das stärker war als die auflösenden und zerstörenden Kräfte. — Eben so, wenn wir die einzelnen Beweise erwägen, welche die Vertheidiger zu Gunsten des Christenthums aufführten, und sie mit den Einwürfen vergleichen, die von gegnerischer Seite gemacht wurden, so werden wir kaum sagen, die Bündigkeit dieser Beweise sei es, welche die Gegner auf immer aus dem Felde geschlagen hätte. Wir sehen sogar, daß die Apologien eines Justin und Anderer einen sehr geringen äußern Erfolg hatten; man legte sie, wenn sie je wirklich an Adresse gelangt sind, ad acta, und die Verfolgungen dauerten fort, nach wie vor. Das Christenthum hat sich — das ist das Resultat unserer Betrachtung, und davon ist gerade Justin der Märtyrer ein sprechender Zeuge — seine Wege selbst gebahnt durch die innere Macht seines Wesens, indem es sich an den Gemüthern bewährte als eine beseligende Gotteskraft, und alles was von dieser Kraft zeugt, sei es in Wort, in Schrift, in

That, das haben wir anzusehen als einen Beitrag zu den Beweisen seiner ihm inwohnenden Wahrheit und Göttlichkeit, die kein Spott der Witzigen wegspotten, kein Scharfsinn der Klugen wegdisputiren, keine Gewalt der Machthaber unterdrücken kann.

Eilfte Vorleſung.

Die Beſtreitung der Irrlehre. — Irenäus. — Der Oſterſtreit. — Montanus und die Montaniſten. — Die Monarchianer.

Wir haben das letztemal die Vertheidiger des Chriſtenthums, beſonders Juſtin den Märtyrer und dann die ſchriftlichen Gegner desſelben, einen Celſus und Lucian betrachtet, und haben geſehen, wie die geiſtigen Kräfte des abſterbenden Heidenthums und des aufblühenden Chriſtenthums angefangen haben, ſich aneinander zu reiben und aneinander zu meſſen, wie der heidniſchen Litteratur und Philoſophie gegenüber, die in dem antoniniſchen Zeitalter ihre beſondere Pflege fand, eine chriſtliche Litteratur und Philoſophie aufkam, die ihr die bisherige Herrſchaft ſtreitig machte. Jetzt wenden wir uns dem Innern der Kirche ſelbſt zu. Wir haben früher geſehen, wie ſchon unter Hadrian ſich auch innerhalb der chriſtlichen Kirche Gegenſätze gebildet hatten zwiſchen dem ebionitiſchen und dem gnoſtiſchen Chriſtenthum, zwiſchen der jüdiſchen und der heidniſchen Richtung, die beide das Chriſtenthum zu verunſtalten drohten. Wie nun gegen die Angriffe von außen Männer aufſtanden, die die Wahrheit des Chriſtenthums gegen Heiden und Juden vertheidigten, die Apologeten, mit denen wir uns in der vorigen Stunde beſchäftigt haben, ſo fehlte es auch nicht an Solchen, welche der Irrlehre, die in der Kirche immer kühner aufzutauchen begann, ſowohl die Autorität dieſer Kirche, als die des göttlichen Wortes, auf der die Kirche ruht, entgegenſetzten. Unter dieſen Säulen der kirchlichen Rechtgläubigkeit ragt beſonders

das heilige Abendmahl. „Wie aus dem trockenen Weizen", sagt unter anderm Irenäus, „nicht ein Brot oder ein Teig werden kann, ohne die hinzukommende Feuchtigkeit, so konnten auch wir Alle nicht Eins werden in Christo ohne das Wasser, das vom Himmel ist; und wie die dürre Erde keine Früchte bringt, wenn sie keine Feuchtigkeit empfängt, so würden auch wir, die wir von Natur dürres Holz sind, nie Frucht des Lebens bringen, ohne den (befruchtenden) Regen, der sich frei vom Himmel ergießt, denn unsere Leiber haben durch die Taufe, unsere Seelen aber durch den Geist jene Gemeinschaft mit dem unvergänglichen Wesen empfangen." [2]) — So sieht Irenäus auch im heil. Abendmahle eine reelle Lebensmittheilung Christi an die Seinen, und zugleich schließt ihm dieses heilige Mahl eine geheimnißvolle Kraft in sich, durch die unser Leib zum Auferstehungsleibe zubereitet wird. Christi Fleisch und Blut verwandelt sich so in unser Wesen, daß unsere Leiber dadurch unsterblich werden. — Man kann diese Vorstellung des Irenäus von der Wirksamkeit der Sacramente eine mystische nennen, und zwar ist seine Mystik nicht nur eine ideale, welche das Höhere und Göttliche über dem Sichtbaren hält, und vermöge des ahnenden Gedankens vom Sichtbaren zum Unsichtbaren aufsteigt, sondern sie ist eine reale Mystik, welche das Ewige im Zeitlichen, das Uebersinnliche im Sinnlichen, das Geistliche im Leiblichen nicht nur angedeutet, sondern vollkommen verwirklicht sieht. — Man hat sich in neuerer Zeit oft an diesem Realismus der Kirchenväter gestoßen; man hat ihnen eine Kraßheit der religiösen Vorstellungen zugemuthet, die oft mehr in dem unbehülflichen Geiste der Kritiker, als in ihnen selbst ihren Sitz hatte. Allerdings war die Denkweise der Väter von göttlichen Dingen massiver und handgreiflicher, als die unsrige, aber sie war auch kernhafter und gedrungener, als das zerflossene und verschwommene Denken, das man oft als das Geistige und Ideale bezeichnet. — Wir werden die mehr vergeistigende und idealisirende Richtung auch noch kennen lernen; sie hatte gleichfalls ihre Berechtigung und so fand sie auch ihre Vertreter in der alten Kirche; aber es mußte auch ein Gegengewicht da sein, wenn die Substanz der christlichen Wahrheit nicht in ein bloßes Gedanken-

[2]) Ebend. III, 17.

bild verflüchtigt werden sollte. Da wo unsere Reflexion zwischen Bild und Sache trennt, da bemächtigte sich der alte Glaube des Geheimnisses leibhaftig, er schaute es mit geistig-leiblichem Auge, griff es mit geistig-leiblichen Händen. Dabei lag allerdings auch die Gefahr nahe, wenn die geistige Spannkraft nachließ, in das Leibliche zu versinken und dem Aberglauben anheim zu fallen, wie dieß gerade mit den Sacramenten der Fall war, die häufig nicht nur als Gnadenmittel und Gnadenpfänder, sondern recht eigentlich als die realen Gnadengüter selbst schon in ihrer Aeußerlichkeit festgehalten und zu abergläubischem Werke mißbraucht wurden. Aber eben die besonnenen Lehrer, unter die wir namentlich unsern Irenäus zählen, wußten dann wieder sehr gut diesen Mißbrauch abzuwehren und den gefährlichen Ueberschritt aus dem Mystischen in das Magische, aus dem Geheimnißvollen in das Zauberhafte, aus dem Thatkräftigen in's Mechanische zu vermeiden. Und so darf nicht ohne weiters auf die Rechnung der Kirche und ihrer Lehrer gesetzt werden, was der kirchliche Unverstand zu allen Zeiten mißdeutet und mißbraucht hat.

Von seiner praktischen Weisheit hat uns Irenäus eben so schöne Spuren hinterlassen, als von seiner praktischen Frömmigkeit. Wir sehen ihn auftreten in zwei Streitigkeiten, die damals die Kirche bewegten, und von denen wir nun zu reden haben. Die eine dieser Streitigkeiten bezog sich auf etwas Aeußerliches, nämlich auf die Zeit der Osterfeier; die andere auf die Erscheinung einer Secte, die unter dem Namen der montanistischen Secte in der Kirche vorkommt.

Reden wir zuerst von dem Osterstreite. Wir haben schon früher, als wir von dem Stifter der christlichen Kirche redeten, gezeigt, wie er absichtlich keine liturgischen (gottesdienstlichen) Verordnungen hinterlassen, mit Ausnahme der Einsetzung des heiligen Abendmahls und der heiligen Taufe. So hat ja auch Christus nicht einmal die Sonntagsfeier förmlich eingesetzt und auch von den Aposteln finden wir darüber keine bestimmte Verordnung (vgl. Vorl. 7, S. 120); sondern allmälig löste sich der Sonntag, der bald in der ersten Kirche zur Erinnerung an die Auferstehung Christi gefeiert wurde, vom jüdischen Sabbath ab, und wurde dann als der eigentliche gottesdienstliche Tag der Christen gefeiert, und

zwar nicht gefeiert als Sabbath, sondern als erster Tag der Woche und besonders als Auferstehungstag des Herrn, wie wir das neulich von Justin dem Märtyrer vernommen haben. — Eben so wenig als Christus den Sonntag für die Woche einsetzte, eben so wenig hat er Fest- oder Feiertage für das Jahr eingesetzt. Darin unterscheidet sich gerade der neue Bund vom alten, daß während dieser eine von Jehovah eingesetzte Festordnung hatte, das Christenthum als ein immerwährender Sabbath, als ein immerwährendes Fest gefaßt wurde, das an keine Zeit und an keinen Ort gebunden ist. Die Judenchristen schlossen sich, in Absicht auf die gottesdienstliche Zeit, an die jüdischen Feste an, und gerade diese jüdischen Feste hatten durch die großen Thatsachen des Christenthums eine Wendung erhalten, die sie von selbst zu christlichen Festen stempelte. So wurde Christus, der ja gerade zur Zeit des jüdischen Oster- oder Passahfestes hingerichtet wurde, vom christlichen Glauben aufgefaßt als das rechte Osterlamm, und so oft hinfort die Christen jenes alttestamentliche Fest feierten, so erinnerten sie sich wohl an die Worte des Apostels: „Wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus für uns geopfert. Darum lasset uns Ostern halten nicht im alten Sauerteig, auch nicht im Sauerteig der Bosheit und Schalkheit, sondern im Süßteig der Lauterkeit und der Wahrheit." (1 Cor. 5, 7).

An die althergebrachte jüdische Sitte, das Osterfest jeweilen an einem bestimmten Monattage des jüdischen Kalenders, am 14. Nisan (zur Zeit des Frühlingsvollmondes) zu halten, schlossen sich auch die kleinasiatischen Gemeinden an, während die Abendländer, hierin unabhängiger vom Judenthum, wahrscheinlich im Anfang gar keine Jahresfeste feierten, sondern sich begnügten, jeden Sonntag sich an die Auferstehung des Herrn zu erinnern. Daneben zeichneten sie noch den Mittwoch und Freitag als heilige Wochentage aus, an denen sie sich an den von den Pharisäern gefaßten Mordplan wider Jesum (Matth. 26, 4) und an sein Leiden und Sterben erinnerten. Sonach war jeder Freitag für sie gewissermaßen ein Charfreitag, jeder Sonntag ein Osterfest. Es bildete sich dann auch von selbst die Sitte aus, daß an den Tagen, die dem Andenken an das Leiden des Herrn gewidmet waren, gefastet wurde, während am fröhlichen Tag der Auferstehung, am Sonntag, die ge-

drückte Stimmung der Freude weichen mußte. Erst später stellte sich auch im Abendlande das Bedürfniß heraus, alljährlich einen Freitag besonders als den heiligen Freitag, einen Sonntag besonders als den Auferstehungstag zu feiern, und so entstand im Abendlande die Sitte, jeweilen am Sonntag Ostern zu halten. Dadurch kam nun eine wesentliche Verschiedenheit in der Zeit der Osterfeier heraus. Die Kleinasiaten feierten zunächst das Leiden und in Folge dessen auch die Auferstehung des Herrn jeweilen an einem bestimmten Monatstage, der natürlich bald auf diesen, bald auf jenen Wochentag fallen mußte (wie etwa unser Weihnachtfest), die Abendländer dagegen hielten sich an die Wochentage, an Freitag und Sonntag, ohne sich an den jüdischen Kalender zu kehren; ja möglicherweise folgten sie ihrem Gebrauch im bestimmten und bewußten Gegensatz gegen das Judenthum, weil sie nicht mit den Juden zugleich Ostern halten wollten.

Schon zu Polykarps Zeit kam diese Verschiedenheit zur Sprache, und als dieser um's Jahr 160 nach Rom kam, besprach er sich darüber mit dem dortigen Bischof Anicetus, indem es ihm wünschenswerth schien, daß die Gemeinde des Herrn aller Orten an ein und demselben Tage Ostern feire. Polykarp konnte sich auf die alte Tradition der Kirche, bis zurück auf den Apostel Johannes berufen, der es also gehalten habe. Der römische Bischof aber berief sich auf die Tradition seiner Kirche, und so blieb jeder auf seinem Sinne; doch erkannten beide Männer, daß diese Verschiedenheit kein Grund sei, das Band der brüderlichen Liebe zu lösen. Im Gegentheil gaben sie sich die heiligsten Versicherungen der Bruderliebe, und Anicet erlaubte dem Polykarp, statt seiner das heil. Abendmahl in der römischen Gemeinde auszutheilen. Sie schieden als Freunde und Brüder von einander. Allein nach zehn Jahren kam die Verschiedenheit wieder zur Sprache, und zwar unter den kleinasiatischen Christen selbst, und zu einer eigentlichen Spaltung schien es nach fernern zwanzig Jahren um's Jahr 190 kommen zu wollen, als der Bischof Victor auf dem römischen Stuhle saß. Dieser Victor war schon ganz beseelt von dem Geiste der Herrschsucht und der Anmaßung, der diesen Stuhl in der Folge so berüchtigt machte. Er war schon ein Papst nach seiner ganzen Gesinnung, und indem er von der Voraussetzung

einen mächtigen Eindruck auf die Menge hervorgebracht? Um in aller Weisheit und Geduld den ruhigen Gang Gottes in der Geschichte zu beobachten und den Spuren desselben auch da nachzugehen, wo dem natürlichen Auge auch nur ein natürlicher Verlauf der Dinge sich darstellt, dazu bedarf es schon eines gebildeten, eines in geistigen Dingen geübten Blickes. Die Masse liebt das Ueberraschende, das Durchgreifende, das Unvermittelte; daher haben die außerordentlichen Kundgebungen einer gesteigerten frommen Einbildungskraft, unterstützt von einem thatkräftigen Willen, von jeher den rohen Gemüthern mehr imponirt, als die harmonische Darstellung eines einfach frommen Sinnes und Lebens; zu allen Zeiten haben Schwärmer der bessern wie der schlimmen Art in den weitern Kreisen der Gesellschaft nachhaltige Spuren ihres Auftretens hinterlassen und selbst die sonst Nüchternen in den Zauberkreis ihrer Exaltation mit hineingezogen. So läßt es sich wohl ganz einfach erklären, daß Montan und seine Prophetinen auch unter den streng kirchlich Gesinnten großen Anhang erlangten, und da jede Ekstase ansteckend ist, so zeigten sich auch bald ähnliche Erscheinungen wie bei den Stiftern, so auch in den gesammten montanistischen Kreisen. Ueberhaupt steht der Montanismus nicht als eine isolirte Erscheinung in der Geschichte da. Seine charakteristischen Merkmale, die Merkmale eines improvisirten Prophetenthums, zeigen sich auch in den spätern Zeiten wieder, so oft die gesetzmäßige, ruhige Fortentwicklung der Kirche durch außerordentliche Bewegungen gehemmt und unterbrochen worden ist. Mißtrauen gegen die Wissenschaft und alles das, was durch mühsames Studium erzielt wird, Verachtung der heidnischen Litteratur, und was mit ihr zusammenhängt, eine feindselige Stimmung gegen Kunst und feinere Bildung, ein kühnes sich Hinwegsetzen über die geordneten Lebensverhältnisse und geselligen Formen, mithin ein schroffes, abstoßendes, auffälliges Betragen im Aeußern, wohinter oft nur wieder eine Eitelkeit anderer Art sich versteckt; ein einseitiges Dringen auf Buße und Entsagung, verbunden mit der Weissagung schrecklicher Gottesgerichte und eines baldigen Eintretens der letzten Dinge — sind das nicht alles Erscheinungen, denen wir je und je wieder begegnen? Die verschiedenen Secten im Mittelalter, die Wiedertäufer im Zeitalter der Reformation, die Puri-

taner in England, die Camisarden in Frankreich, die vielen sogenannten Erweckten und Inspirirten auch in der neuern und neuesten Zeit, sie alle haben mehr oder weniger ein montanistisches Gepräge. Die Ueberspannung des Religiösen hat zu allen Zeiten, wo nicht zur förmlichen Häresie, doch zur Separation geführt.

Die Montanisten betrachteten sich als die Auserwählten, ihre Kirche mit ihrer strengen Zucht als die geistige Kirche und (wenn den Angaben der Gegner zu trauen ist) den phrygischen Flecken Pepuza, von dem sie ausgegangen, als die auserlesene Stätte, da das neue Jerusalem werde gebaut werden, wenn der Herr komme, das tausendjährige Reich aufzurichten[4]). — Es fragt sich nun, wie verhielt sich die allgemeine, die katholische Kirche dieser Erscheinung gegenüber? Eigentliche Ketzereien konnte man den Montanisten nicht vorwerfen; im Gegentheil, ihr Lehrbegriff war im höchsten Grade orthodox; ja, sie eiferten für die Rechtgläubigkeit, gegenüber der falschen Gnosis. Nur in dem einen Punkte wichen sie von dem gemeinsamen Glauben der Kirche ab, daß sie die Offenbarung Gottes, wie sie der Welt durch Christum geworden war, nicht für geschlossen hielten, sondern eben neue Offenbarungen über diese hinaus erwarteten, und daß sie die Verheißung von der Sendung des Parakleten nicht auf den Geist bezogen, der schon thatsächlich in der Kirche lebte und wirkte, sondern daß sie ihn gleichsam in der Person ihres Stifters verkörpert oder wenigstens allein in ihrer Gemeinschaft wirksam glaubten. Ihr exclusives Wesen, d. h. die Prätension, einzig die wahre Kirche des Geistes zu sein, das war ihre einzige Ketzerei, aber diese schien gefährlich genug. Und wie suchte nun die katholische Kirche derselben zu wehren? Sie setzte der Prätension ihre Autorität, das Gewicht der Mehrheit entgegen. Allervorderst wurden Kirchenversammlungen (Synoden) in Kleinasien gehalten; es sind dieß von den ersten Synoden, die überhaupt in der Kirchengeschichte vorkommen, und auf diesen wurden die Montanisten von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und somit zur Secte gestempelt und zur Bildung einer Sonderkirche hingedrängt. Eine solche Separation muß immer als ein Unglück für die Kirche betrachtet werden. Nicht nur mußte

4) Euseb Kirchengesch. V, 18. (nach Apollonius.)

es nach außen einen übeln Eindruck machen und den Gegnern des Chriſtenthums eine Waffe in die Hand geben, wenn die Kirche ſchon ſo frühe in Secten zerfiel, ſondern auch für die innere Entwicklung der Kirche ſelbſt war es nicht wohlgethan, die auszuſchließen, die bei allem Hang zum Schwärmeriſchen, doch wieder durch ihre Sittenſtrenge ein Salz für die Kirche hätten werden können; auch hat die Erfahrung gezeigt, daß die Schwärmerei immer erſt dann ihren ausgeſprochenen Charakter erhält, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleibt und abgeſchnitten wird von den heilſamen Einflüſſen der größern Kirchengemeinſchaft. Die Zucht des Geiſtes thut zu allen Zeiten noth, und dieſe Zucht wird dadurch am beſten bewerkſtelligt, daß die ſtärker Angeregten einen Zaum und Zügel haben an der Gemeinſchaft, die ihre Extravaganzen mäßigt, die Gemeinſchaft aber wieder einen Sporn hat, der ſie vor dem Einſchlafen in Sicherheit bewahrt. Von ſolchen Gedanken mochte unſer Irenäus beherrſcht ſein, als er auch in dieſer Sache das Vermittleramt übernahm. Irenäus war nicht ſelber Montaniſt; allein ſeine mehr zur realiſtiſchen Myſtik hinneigende Denkweiſe fand ſich durch das montaniſtiſche Weſen weniger abgeſtoßen, als dieß bei den ſubtilern Denkern der Fall ſein mochte. Nun fand ſich die Gemeinde zu Lyon, bei der ſich der Montanismus aus Kleinaſien ebenfalls eingefunden hatte, bewogen, an den damaligen römiſchen Biſchof Eleutheros (den Vorgänger Victors) einen Brief zu ſenden, worin ſie ſich ein Gutachten von ihm erbat, und Irenäus war Ueberbringer dieſes Briefes, gerade zu der Zeit als die Verfolgungen unter Mark Aurel über die galliſchen Gemeinden eingebrochen waren. Es wird uns zwar weder von dem Inhalt des Briefes, noch von dem was Irenäus mündlich hinzufügte, genauere Kunde gegeben, allein der Umſtand, daß Eleutheros den Frieden mit den Montaniſten zu halten befahl, läßt uns ſchließen, daß die Lyoner ſelbſt, durch das Organ des Irenäus, ſich milde und ſchonend über die ganze Erſcheinung ausgeſprochen haben. Aber dieſe friedliche Maßregel hielt nicht lange vor. Bald darauf kam ein heftiger Gegner des Montanismus, Praxeas aus Kleinaſien nach Rom, und dieſer bewog den römiſchen Biſchof, ſein mildernde Wort wieder zurückzunehmen und ſtrengere Maßregeln gegen die montaniſtiſche Richtung zu ergreifen. Dieſe pflanzte ſich

nun, ausgeschlossen von der Kirchengemeinschaft, in Form der Secte fort und zerspaltete sich, wie dieß gewöhnlich bei Secten geschieht, wieder in kleinere Gemeinschaften, die unter verschiedenen und zum Theil seltsamen Namen in der Kirchengeschichte vorkommen [5]). — Merkwürdiger Weise aber schloß sich dieser Secte ein Mann an, der in der Kirche einen gewaltigen Namen hat und der in anderer Beziehung als einer der mächtigsten Vertreter der kirchlichen Orthodoxie erscheint, der Afrikaner Tertullian. Wir werden auf diesen merkwürdigen Mann, dessen Leben zum Theil noch in's dritte Jahrhundert fällt, später zurückkommen. Wir fassen noch das in unsere heutige Betrachtung zusammen, was zur Lehr- und Lebensentwicklung der Kirche in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts gehört.

Hatten die Montanisten mehr das Schwärmerische hervorgekehrt, so finden wir, daß nun auch auf der andern Seite sich eine Richtung in der Kirche aufthat, welche das Uebernatürliche und Geheimnißvolle im Christenthum mehr auf das Natürliche und gemein Verständliche herabzudrücken und auch den Stifter des Christenthums selbst der höhern, göttlichen Würde zu entkleiden suchte, in deren Anerkennung das Eigenthümliche des christlichen Glaubens bestand. Wir haben schon früher der Ebioniten erwähnt, welche Jesum für einen bloßen Menschen, für einen Sohn Josephs und der Maria erklärten. Aehnliche Behauptungen sehen wir nun auch in dem Zeitraum auftauchen, den wir jetzt betrachten, in der Partei der sogenannten Monarchianer oder Unitarier, d. h. Vertheidiger der Einheit Gottes, im Gegensatz gegen die in der Kirche sich weiter ausbildenden Lehre von der Dreieinigkeit. Wir dürfen indessen nicht Alle, die man unter diesem Namen zusammenfaßt, in eine Klasse zusammenwerfen, nicht Allen den eben ausgesprochenen Vorwurf machen, daß sie Christum seiner göttlichen Würde entkleiden wollten. Im Gegentheil finden wir, daß in Beziehung auf die Person Christi die Monarchianer in zwei entgegengesetzten Richtungen auseinander gehen, die wir jetzt noch zum Schlusse zu betrachten haben. Dazu müssen wir aber erst etwas im Allgemeinen vorausschicken über die

[5]) Artotyriten, Taskodrugiten, Passalorhynghiten.

Art, wie man in der Kirche ſelbſt, ſich die Gottheit Chriſti in ihrem Verhältniß zur Gottheit ſchlechthin dachte.

Johannes hatte ſein Evangelium mit den Worten begonnen: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und „Gott war das Wort. Alle Dinge ſind durch dasſelbige gemacht „und ohne dasſelbige iſt nichts gemacht was gemacht iſt. In ihm „war das Leben und das Leben war das Licht der Menſchen“ u. ſ. w. — Was Luther durch „Wort“ überſetzt, heißt bekanntlich im Griechiſchen „Logos“, welcher Ausdruck noch mehr umfaßt als das bloße Wort; er umſchließt auch die Begriffe Vernunft, Verſtand, Weisheit. — Von dieſem Logos lehrte Johannes weiter, daß er Fleiſch geworden und zwar bezeichnete er eben Jeſum von Nazareth als das menſchgewordene Gotteswort. — Wenn er ſagt: „Das Wort war bei Gott“ und dann wieder: „Gott war das Wort“; ſo ſcheint er das einemal das Wort von Gott zu unterſcheiden, das anderemal es Gott gleich zu ſetzen; und ſo entſtand denn in der Kirche die Frage, ob man ſich das Wort, von dem Johannes redet, den Logos, oder wie man auch ſagte, den Sohn als eine beſondere göttliche Perſönlichkeit (Hypoſtaſe) verſchieden von der des Vaters, oder ob man ihn mehr nur als eine in Gott ruhende Kraft oder Eigenſchaft, als eine bloße Offenbarungsform des göttlichen Weſens zu denken habe. Man behalf ſich dabei großentheils mit Bildern, die freilich nur unzureichend das Verhältniß andeuten ſollten. Die Einen ſagten, wie das menſchliche Wort zum Weſen des Menſchen gehört und gleichwohl vom Menſchen ausgeht, ohne daß der Menſch ſelbſt dabei eine Veränderung erlitte, ſo gehe das Wort aus von Gott, eins mit ihm und doch verſchieden von ihm; oder wie der Strahl aus der Sonne, wie der Fluß aus dem Quell, wie der Strauch aus der Wurzel, ſo gehe der Sohn oder das Wort hervor aus dem Vater. — Genug, ſie dachten ſich den Logos, noch ehe er Menſch geworden, als eine beſonder göttliche Perſönlichkeit, die unterſchieden von der des Vaters ihr Daſein gehabt habe. Neben dieſer herrſchend werdenden Vorſtellung zeigte ſich aber auch eine andere, welche auf dieſe Unterſcheidung der Perſonen im Weſen Gottes kein ſo großes Gewicht legte; ſondern welche einfach lehrte, Gott ſelbſt ſei in Chriſto Menſch geworden; die ganze

Gottheit, nicht eine einzelne Person, habe ihn erfüllt. Es schien ihnen das Einfachste, ohne alle Einschränkung zu sagen, Gott ist geboren worden, Gott ist auf Erden umhergewandelt, Gott ist gekreuzigt worden, Gott hat gelitten, Gott ist gestorben. Es lag ihnen nur daran, daß diese Offenbarung Gottes in Christo recht stark herausgehoben werde, und weit entfernt, Christo von seiner göttlichen Würde etwas zu entziehen, betonten sie dieselbe vielmehr auf eine Weise, die eher über das Maaß des biblischen Ausdruckes hinausging, als hinter demselben zurückblieb. Wenigstens konnte man ihnen nicht Mangel an Frömmigkeit, Mangel an Ehrfurcht vor Christus vorwerfen, wohl aber Mangel an Besonnenheit, an dogmatischer, theologischer Einsicht und Gedankenschärfe. Die Vorstellung war in ihrer Fassung roh und ungeschickt, und konnte zu Mißverständnissen hinführen; darum wurde sie auch bekämpft, man nannte sie, weil sie keinen rechten Unterschied zwischen Vater und Sohn machte und gewissermaßen den Vater leiden ließ statt des Sohnes, patripassianisch. Als Vertreter jener Richtung erscheint uns eben jener Praxeas aus Kleinasien, der in Rom die Montanisten bekämpft hatte. Gegen ihn trat nun wieder der Montanist Tertullian auf, der ihm auch den Ketzernamen anhängte. Der Meinung des Praxeas schlossen sich in der Folge mit geringen Modificationen Noët von Smyrna, Beryll von Bostra, und Andere, namentlich Sabellius im dritten Jahrhundert an, auf den wir noch später zurückkommen werden.

Ganz anders verhält es sich aber mit den Vertheidigern der Einheit Gottes (Unitariern), die diese Einheit in dem Sinne behaupten, daß sie außer dem ewigen, unsichtbaren Gott dem Vater und Schöpfer der Welt, kein anderes Wesen wollten göttlich verehrt wissen, daß sie diesen einen Gott als den überweltlichen auch in keine wesenhafte Verbindung mit Christus brachten, sondern lehrten, Gott der Vater allein sei Gott, Christus dagegen sei ein bloßer Mensch gewesen. Diese hoben also nicht nur den Personenunterschied in der Gottheit auf, sondern sie leugneten geradezu die wesenhafte Erscheinung Gottes in Christo, was die Patripassianer nicht thaten, die im Gegentheil dieselbe so stark als nur immer möglich, ja sogar einseitig und auf Kosten der gesunden Lehrentwicklung hervorhoben. Ein aus Byzanz nach Rom gekom-

mener Lederarbeiter Theodotus wird als Stifter dieser christusleugnenden Partei genannt. Man sieht, es waren nicht nur Geistliche und Theologen, es waren auch Handwerker und Leute aus dem Volke, die, wie es auch zur Zeit der Reformation geschah, sich bald mit Glück, bald mit Unglück bei den theologischen Fragen betheiligten. Dieser Theodotus soll seiner ketzerischen Lehre wegen von dem Bischof Victor aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen worden sein; doch scheint es, daß er sogar solche Christen für seine Meinung zu gewinnen wußte, die früherhin ein gutes Bekenntniß von Christo abgelegt hatten, wie einen gewissen Natalius, der von der Gemeinde als Bekenner, d. h. als ein solcher verehrt wurde, der in den Verfolgungen widerstanden hatte, und der sogar ein Bischofsamt unter der Partei bekleidete; jedoch kehrte dieser Natalius bald wieder zum Glauben der Kirche zurück. In einem schreckenden Traumgesicht[6]) sollen die strafenden Engel ihm so mit Schlägen zugesetzt haben, daß er reumüthig von seinem Irrthum abstand und zur Kirche zurückkehrte. Allerdings ein seltsames Mittel der Bekehrung!

An Theodotus schloß sich zu Anfang des dritten Jahrhunderts Artemon an, der die kühne Behauptung wagte, bis auf den Bischof Zephyrinus (um's Jahr 200) habe Niemand Christum Gott genannt; auch er wurde von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen[7]).

So finden wir denn die Kirche schon in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts von Streitigkeiten sowohl über ihre Gebräuche, als über ihre Lehre erfüllt. — Irrthum, Anmaßung, Rechthaberei und Streitsucht nahmen unter den Christen überhand. Hier droht der Unglaube, dort der Aberglaube und die Schwärmerei, hier ein mechanisches Formenwesen, der Vorläufer des Romanismus, dort ein subjectiver Gefühlsdrang, der Vorbote des puritanischen Separatismus, sich in die Kirche einzudringen. Mißverständnisse, die durch das Mißtrauen und den Parteigeist genährt werden, führen bereits zu leidenschaftlicher Consequenzmacherei und Verdächtigung und nur Wenigen ist es vorbehalten, durch ruhigen Ernst und

---

[6]) Andere nahmen sogar an, es seien leibhafte Abgeordnete des römischen Bischofs gewesen, die dieses Amt der Engel übernommen hätten.

[7]) Euseb Kirchengesch. V, 28.

kräftigen Widerſtand den Leuchter der geſunden Lehre und des guten Beiſpiels aufrecht zu erhalten. Wie aber dennoch des Evangelium ſich als eine Kraft Gottes bewährte an denen, die ihm glaubten, wie es namentlich auch in den ſchwächern Gefäßen ſich verherrlichte, das werden wir Gelegenheit haben in der nächſten Stunde zu ſehen, wo wir den Faden der Verfolgungsgeſchichte unter den römiſchen Kaiſern wieder aufnehmen und damit in das dritte Jahrhundert übergehen werden.

Zwölfte Vorlesung.

Verfolgungen unter Septimius Severus. — Potamiäna in Alexandrien. — Perpetua und Felicitas in Karthago. — Heliogabalus. — Alexander Severus. — Verfolgungen unter Maximin. — Die Legende von den eilftausend Jungfrauen. — Philippus Arabs. — Die Decische Verfolgung und die Märtyrer in ihr. — Die Legende von den sieben Schläfern. — Verfolgung unter Gallus und Valerianus. — Der heilige Märtyrer Laurentius.

Nachdem wir in den beiden vorigen Stunden der innern Entwicklung des Christenthums unter den Antoninen und der Regierung des Commodus zugesehen haben, knüpfen wir wieder an an die römische Kaisergeschichte und an die äußern Schicksale der Christen unter den römischen Kaisern, und zwar unter Septimius Severus und seinen Nachfolger. Septimius Severus, mit dessen Regierungszeit wir in das dritte Jahrhundert der Kirchengeschichte übertreten, wird uns von den römischen Geschichtschreibern als eine rohe, aber kräftige Söldatennatur geschildert, als ein Mann, von dem der Senat sagte, er hätte entweder nie geboren werden oder nie sterben sollen, weil er eben so grausam als dem Staate nützlich war [1]). Unter ihm verstärkte sich die kaiserliche Gewalt und befestigten sich die Besitzthümer des Reiches im Orient und in Britannien. Wir haben bereits früher bemerkt, daß in den ersten zehn Jahren seiner Regierung, d. h. vom Jahr 192—203, die Christen Ruhe genossen; ja, er nahm sogar einen christlichen Sclaven, Proculus, der ihn von einer Krankheit geheilt hatte, aus Dank-

[1]) Ael. Spartian. Vita Severi c. 18.

barkeit in sein Haus auf und gab auch seinem Sohne Caracalla eine Christin zur Amme. Im Jahr 203 erließ er dagegen ein Verbot, daß Niemand bei schwerer Strafe weder zum Christen- noch zum Judenthum übertreten dürfe [2]). Was ihn dazu bewogen, ist schwer zu ermitteln. Vielleicht daß die in der vorigen Stunde erwähnten Montanisten durch ihre Schwärmereien und durch ihre Predigt vom tausendjährigen Reich, die leicht in's Politische gedeutet werden konnte, dazu Veranlassung gaben. Jedenfalls war dieß Verbot, Christ zu werden, noch kein ausdrücklicher Befehl, die zu verfolgen, die es schon waren. Allein die noch immer nicht gestillte Volkswuth, die täglich neue Christenopfer verlangte, gab dem kaiserlichen Edict gerne die weiteste Ausdehnung und schützte dasselbe vor, wo sie sich gerne Luft machte. Die Verfolgungen wurden heftiger als je, so daß manche Christen darin ein Vorzeichen der Herrschaft des Antichrists erblickten. Am meisten litten die Gläubigen in Afrika, sowohl im proconsularischen Afrika (Karthago und Numidien), als in Aegypten. In dieser Verfolgung kam Leonides, der Vater des berühmten Origenes, um's Leben. Auch Märtyrerinnen erscheinen neben den zahlreichen Märtyrern, unter ihnen Potamiäna in Alexandrien, Perpetua und Felicitas in Karthago. Bei diesen lassen Sie uns einen Augenblick verweilen. — Potamiäna, eben so berühmt durch ihre Tugend, als durch ihre Schönheit [3]), wurde in Alexandrien, nachdem sie die Geißel und alle möglichen Marter ausgestanden, zum Feuertode verurtheilt. Sie wurde von den Fußsohlen bis zum Scheitel nach und nach in siedendes Pech gesenkt. Ein gewisser Basilides hatte sie zum Tode abgeführt und sie vor den Mißhandlungen des Pöbels geschützt; die Standhaftigkeit der Jungfrau hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er des Gedankens an sie nicht mehr los wurde. Drei Tage nach der Hinrichtung erschien ihm die verklärte Gestalt der Märtyrerin im Traume und setzte ihm eine Krone auf mit den Worten: Ich habe zum Herrn für dich gebetet und Erlösung erlangt. Basilides wurde Christ, und bald

[2]) Spartian c. 17. In itinere Palaestinis plurima jura fundavit. Judaeos fieri sub gravi poena vetuit. Idem etiam de Christianis sanxit.

[3]) Euseb Kircheng. VI, 5.

nicht seine Tochter, sondern seine Gebieterin. — Sie antwortete: „Wenn ich vor dem Richterstuhl stehe, wird geschehen was Gott will; denn wisse, daß wir nicht in unserer, sondern in Gottes Gewalt stehen." — Der Vater ging traurig hinweg. Als sie vor den Richter gestellt wurde, fand er sich abermals ein, um noch das Letzte bei seiner Tochter zu versuchen. Auch der Statthalter Hilarianus, der sie verhörte, appellirte an ihr menschliches Gefühl. — „Habe Mitleid", sprach er, „mit den grauen Haaren deines Vaters, habe Mitleid mit deinem Kinde. Opfere für das Wohlsein des Kaisers." — Sie weigerte sich dessen, und auf die Frage: bist du eine Christin, antwortete sie mit Ja. „Wohl schmerzt mich", fügte sie hinzu, „sein unglückseliges Alter, als ob ich es selbst erlitte", — aber ihr Gewissen erlaubte ihr nicht zu verleugnen, was ihr Herz bekannte. Selbst die Mißhandlungen, denen der Vater um ihretwillen sich aussetzte[7]), konnten sie, so tief sie seinen Schmerz als ihren eigenen empfand, nicht wankend machen. — Sie und ihre Leidensgefährten wurden verurtheilt, bei einem bevorstehenden Volksfeste (es galt der Ernennung des jungen Prinzen Geta zum Cäsar) den wilden Thieren vorgeworfen zu werden oder vielmehr mit ihnen zu kämpfen, bis sie unterlägen. — Einstweilen führte man sie wieder in die Gefangenschaft ab. — Die Freundin der Perpetua, Felicitas, wurde im Kerker eines Kindes entbunden. Man stellte ihr vor, daß die Schmerzen des Märtyrertodes noch weit ärger sein würden, als was sie jetzt zu leiden habe. Aber sie antwortete: „Jetzt leide ich, was ich leide; dann aber wird es ein Anderer sein, der für mich leidet, weil auch ich für ihn leiden werde." — Das grausame Urtheil wurde ausgeführt. Anfänglich wurde sogar, um das Schauspiel recht anziehend für die Heiden zu machen, verordnet, daß die Männer als Priester des Saturnus, die Weiber als Priesterinnen der Ceres bekleidet, den Thierkampf bestehen sollten. Als sie aber diese heidnische Vermummung mit Standhaftigkeit zurückwiesen, indem sie daran erinnerten, daß sie ja eben darum freiwillig sterben, um nichts Heidnisches thun zu müssen, erkannte man das Billige der For-

---

[7]) Er wurde vor ihren Augen gepeitscht. (Virga percussus est, et doluit mihi casus patris mei, quasi ego fuissem percussa.)

derung [8]) und die Vermummung wurde ihnen erlassen. Zum letztenmal ertheilten sich, die Verurtheilten gegenseitig den Bruderkuß, und ergaben sich in ihr Schicksal. Die weitere Schilderung des gräulichen Schauspieles werden Sie mir gerne erlassen.

Dem Severus folgten seine beiden Söhne, Caracalla und Geta, jener im höchsten Grade grausam, dieser weich und gutmüthig. Er ward von Caracalla meuchlerisch umgebracht, und so ward dieser Alleinherrscher; doch hat seine Grausamkeit sich nicht auf die Christen erstreckt. Ein Kirchenlehrer schreibt dieß dem Umstande zu, daß er eine christliche Amme gehabt habe [9]). Bald traf ihn jedoch dasselbe Schicksal, das er seinem Bruder bereitet hatte. Auch er ward durch Meuchelmord beseitigt durch den Obersten der Leibwache Macrinus, der nur vierzehn Monate als Kaiser regierte, und unter dem die Christen gleichfalls unbehelligt blieben. Macrin starb wie seine Vorgänger eines gewaltsamen Todes, und ein Syrer, El Gabal, (Heliogabalus, mit dem Beinamen Varus) bestieg, ein vierzehnjähriger Knabe, den Thron der Antonine, nach deren Namen er sich nannte. Er war der Urenkel eines Priesters des Sonnengottes, der noch immer im Orient verehrt wurde, und da er einige Aehnlichkeit mit Caracalla hatte, gaben ihn die Soldaten für dessen Sohn aus, und verschafften ihm so die Anerkennung des Volkes. — Heliogabalus war ganz von jenem ausschweifenden Wahnsinn ergriffen, von dem wir einen Caligula, Nero, Vitellius beherrscht sehen. Seine Ueppigkeit in Mahlzeiten, in Kleiderpracht und den tollsten Vergnügungen kannte keine Grenzen. Die unsinnigsten Einfälle seiner Phantasie brachte er zur Ausführung. So ließ er z. B. einen Senat von Damen errichten, in dem seine Mutter den Vorsitz führte und der sich mit Gesetzgebung der Mode und andern Frivolitäten beschäftigte. Bekannt ist, wie er sich ein Gericht von lauter Nachtigallzungen und ähnliche Seltenheiten aus allen Reichen der Natur bereiten ließ und seine Hunde mit Gänselebern fütterte, oder wie er — wenn wir der Sage trauen dürfen — alle Spinnweben in Rom zusammenraffen ließ und 10,000 Pfund erhielt, zum Beweis der Größe der Stadt. — Diese Narrheit

---

[8]) Agnovit injustia justitiam, sagen die Akten.

[9]) Tert. ad Scapulam c. 4: lacte christiano educatus.

brach aber auch gelegentlich in die furchtbarste Grausamkeit aus und eben so erfinderisch wie in Genüssen, war seine Phantasie in den Qualen, die er seinen Schlachtopfern zudachte. — Was hätten die Christen leiden müssen, wenn es diesem Wüthrich eingefallen wäre, an ihnen seinen schändlichen Muthwillen auszulassen! Zum Glück aber war seine religiöse Laune von der Art, daß sie die Christen unbehelligt ließ. Auch in Dingen des Cultus war er ein vollendeter Phantast. Er gefiel sich auch als Kaiser in der Rolle des Sonnenpriesters. Unter anderm ließ er den schwarzen Stein, in welchem der Sonnengott zu Emesa (in Syrien) verehrt wurde, nach Rom bringen, wo er ihm einen prachtvollen Tempel errichtete, dessen Einweihung selbst unter Menschenopfern vollzogen ward; ferner verheirathete er seinen syrischen Gott mit der phönicischen Mondgöttin, deren Bild von Karthago ebenfalls nach Rom gebracht werden mußte, um in dem gleichen Tempel neben ihrem Gemahl verehrt zu werden. Dieselbe Religionsmengerei glaubte er auch auf das Juden- und Christenthum übertragen zu können. Er wollte, sagt ein römischer Geschichtschreiber [10]), die jüdische, die samaritanische und christliche in eine verschmelzen, als deren Oberpriester er sich betrachtete; er, der den Tiberius an Grausamkeit, den Vitellius an roher, thierischer Genußsucht, den Sardanapal an Weichlichkeit zu übertreffen suchte. Ein würdiges Priesterthum! Und doch hat Heliogabalus wider seinen Willen dem Christenthum in die Hände gearbeitet, indem er mit dieser Religionsmengerei der altrömischen Staatsreligion den empfindlichsten Todesstoß versetzte. Hätte er längere Zeit gelebt, so würde er gewiß mit seinen Zumuthungen an die Christen auf großen Widerstand getroffen sein, und wer weiß, ob ihn dieß nicht zu den ärgsten Gewaltmaßregeln geführt hätte? Von einem Narren und Wüthrich ist unter allen Umständen das Schlimmste zu befürchten. Allein sein Ziel war ihm gesetzt. Heliogabal hatte das Schicksal so vieler Kaiser dieser Zeit. In einem Soldatenaufruhr ward der achtzehnjährige Jüngling nach einer vierjährigen Regierung (222) ermordet; seine Leiche ward enthauptet, schimpflich durch die Straßen geschleppt, und nachdem man sie vergeblich in eine Kloake hatte pressen wollen,

---

[10]) Aelius Lampridius, vita Heliogobali c. 3.

in die Tiber geworfen. — Auch seine Mutter und die Genossen seiner Schandthaten starben eines gewaltsamen Todes.

Vom 11. März 222 bis zum August 235 herrschte nun wieder einmal über das römische Reich eine edlere Persönlichkeit; es war ein Vetter Heliogabals, Alexander Severus, der mit einer gediegenen litterarischen Bildung menschliches Wohlwollen und Edelmuth der Gesinnung verband. Er war in Allem das Gegentheil seines Vorgängers. Ließ sich Heliogabalus als Gott verehren, so wollte Alexander nicht einmal Herr genannt werden. Stolzirte jener in Prachtgewändern, so befliß sich Alexander der größten Einfachheit, und verkehrte jener mit den schändlichsten Lüstlingen, so gesellte er sich nur die Weisesten und Besten als Freunde zu. Auch seine Mutter Mammäa war eine verständige Frau, die großen Einfluß auf ihn übte. — Der Kaiser begann seine Regierung mit einer heilsamen Reform am eigenen Hofe. Das schlechte Gesindel, das sich unter den frühern Kaisern da eingenistet, ward entfernt, der Senat in seine Rechte wieder eingesetzt und auch in dem Heere wieder die alte Zucht hergestellt. Neben der Staatsreligion, die er von den Zuthaten Heliogabals zu reinigen suchte, hatte der Kaiser seine eigene Hausreligion. Auch er zog, jedoch verständiger als Heliogabal, die verschiedenen Religionen, die damals im römischen Reich herrschten, in den Kreis seiner Verehrung. Alle Morgen verrichtete er in seiner Hauskapelle (Lararium) seine Andacht, und da fanden sich, wie ein Schriftsteller seiner Zeit sagt, nebst den Familiengöttern (den Laren) auch die Bilder des Apollonius von Tyana, so wie die Bilder von Christus, Abraham, Orpheus und anderer dergleichen [11]). Christus war ihm also ein heiliger Religionsstifter, den er freilich neben andern, die der heidnischen und der jüdischen Religion angehörten, der Verehrung werth hielt. Daß er ihn vor andern ausgezeichnet oder ihn gar zum einzigen Gegenstand seiner Verehrung gemacht, daß er überhaupt eine Ahnung von dem hatte, was Christus dem Christen ist, das wird uns nicht gesagt, und ist sogar nach dem Gesagten unwahrscheinlich, ja geradezu unglaublich. — Mag er auch, wie ebenfalls berichtet wird [12]),

[11]) Ael. Lamprid. vita Alex. Sev. c. 29.
[12]) Ebend. c. 43.

mit dem Gedanken umgegangen sein, Christo einen Tempel zu errichten (was auch schon von Hadrian gemeldet wurde), so würde auch dieser Christustempel nur neben andern Tempeln gestanden haben. Aber schon diese Gleichstellung Christi mit den Göttern und den Weisen des Alterthums, dieser religiöse Eklekticismus ist bedeutsam für die Religionsgeschichte. Wir sehen darin einen Uebergang, der angestrebt wurde, wenn er auch freilich auf diesem Wege nicht zu vollziehen war. Einzelne Bruchstücke aus der Lehre Jesu scheinen überdieß dem Kaiser bekannt gewesen zu sein und seinen Beifall erhalten zu haben. So ließ er den Spruch: „Was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut auch ihnen", an die Wände seines Palastes und auf öffentliche Denkmäler schreiben [13]) und führte ihn öfter im Munde. Ja, seine Mutter Mammäa ließ, als sie sich in Antiochien aufhielt, den großen Kirchenlehrer Origenes aus Alexandrien zu sich berufen, um sich mit ihm über das Christenthum zu besprechen [14]). Ueber den Inhalt dieses Gespräches und den Erfolg desselben wissen wir freilich nichts; doch begegnet uns auch hier wieder ein Suchen nach Wahrheit, das aus der unbefriedigten Stimmung hervorging, in welcher die herabgekommene Volksreligion die Gemüther ließ. — Endlich zeigte sich auch Alexander den Christen günstig bei einem Rechtsstreite, den dieselben mit den römischen Garköchen hatten. Diese Köche sprachen ein Grundstück an, das bisher den Christen gehört hatte. Der Kaiser entschied zu Gunsten der Christen, denn es sei besser, daß an diesem Orte Gott auf irgend eine Weise verehrt, als daß er den Garköchen überlassen werde [15]). — Nichts desto weniger scheute sich dieser für die Christen so günstig gestimmte Kaiser, das Christenthum förmlich unter die im Staate geduldeten Religionen aufzunehmen und die von seinen Vorgängern erlassenen Edicte gegen dasselbe förmlich zu widerrufen. Im Gegentheil wurden diese Edicte in die Gesetzessammlung aufgenommen, die der Kaiser durch seinen Freund, den gelehrten Ulpianus veranstalten ließ. Auch sein Lebensende war ein gewaltsames. Als er in der Gegend von

---

[13]) Ebend. c. 51.
[14]) Euseb Kircheng. VI, 22.
[15]) Ael. Lamp. c. 49.

Mainz die gallischen Legionen in Ordnung bringen wollte, ward er von Meuterern überfallen und sammt seiner Mutter umgebracht im 25. Jahr seines Lebens.

Der rohe Thracier Maximinus, in seiner Jugend ein Viehhirte, dann ein Soldat, durch riesenmäßige Stärke ausgezeichnet, schwang sich zum Kaiser auf, und verfolgte nun aus Rache und aus persönlichem Haß gegen seinen Vorfahren, die Christen ebenso, wie dieser sie geschützt hatte [16]). Er richtete dabei sein Augenmerk besonders auf die Bischöfe, denen er nachstellen ließ, weil er wohl wußte, daß wo die Häupter fielen, die Glieder bald würden zersprengt sein. Dazu kam, daß unter seiner Regierung verheerende Erdbeben in Kappadonien und im Pontus ausbrachen, bei welchen die alte Volkswuth auf's Neue wider die Christen erregt ward. Nach drei Jahren war auch Maximin wieder beseitigt, indem er 238 vor Aquileja ermordet wurde.

In diese Regierungszeit des Maximin verlegt auch die Legende die Märtyrgeschichte der heil. Ursula und ihrer zehntausend Jungfrauen. Eine englische Prinzessin, Ursula, so lautet die Erzählung, sollte einem Heiden, Holofernes, vermählt werden. Sie erbat sich die Erlaubniß, erst eine Wallfahrt nach Rom zu thun und nahm zehn ihrer Freundinnen mit sich; jede dieser zehn aber hatte wieder ein Gefolge von tausend Jungfrauen, die aus allen Gegenden der Welt herbeikamen, an dieser großartigen Pilgerreise theilzunehmen. In Rom gesellte sich sogar der Papst Cyriacus ihnen bei. Als sie auf der Heimreise in die Gegend von Köln gelangten, wurden sie sämmtlich von den Hunnen erschlagen, die sich vor der Stadt gelagert hatten. — Mit dieser Legende steht auch in Verbindung die des heil. Pantalus, der der erste Bischof von Basel gewesen sein soll, so wie auch die der heil. Chrischona, die auch eine der 11000 Jungfrauen war und in Augst starb. Ihre Leiche ward auf einen Wagen gesetzt und mit ein Paar jungen Ochsen bespannt, die noch kein Joch getragen. Man ließ ihnen freien Lauf; sie führten die Leiche bergan durch des Waldes Dickicht, das von selbst sich lichtete, und hielten endlich stille an dem Orte, wo jetzt das nach ihr benannte Kirchlein in die weite Gegend freundlich hinaus-

[16]) Euseb Kircheng. VI, 28.

ſchaut. — Wir kehren wieder von der Legende zur Geſchichte zurück. Nach Maximin gelangte Gordian III. auf den Thron, der ſich ſechs Jahre lang bis zum Jahr 244 wider innere und äußere Feinde behauptete, aber zuletzt den Ränken des Arabers Philippus erlag. Sowohl unter Gordian, als unter Philipp genoſſen die Chriſten Ruhe, etwa zehn Jahre lang. Ja, es geht die Sage, Philippus Arabs ſei ſelbſt Chriſt geweſen. Es wird ſogar ausdrücklich erzählt, er habe in der Nacht vor Oſtern an dem chriſtlichen Gottesdienſte theilnehmen wollen, der Biſchof der Gemeinde aber ſei ihm entgegen getreten und habe ihm erklärt, daß er wegen ſeiner Verbrechen (wahrſcheinlich wegen der Ermordung ſeines Vorgängers Gordianus) nicht an den Myſterien des Gottesdienſtes theilnehmen dürfe, bevor er Kirchenbuße gethan, und der Kaiſer habe ſich gutwillig dieſer Buße unterzogen. Allein dieſe Sage bedarf ſehr der Beſtätigung [17]). Nur ſo viel iſt gewiß, daß er ſich, trotz ſeines ſonſtigen eben nicht lobenswerthen Charakters, den Chriſten günſtig erwies, und ebenſo gewiß, daß überhaupt um dieſe Zeit die Zahl der zum Chriſtenthum Uebergetretenen immer bedeutender wurde, und daß jetzt auch ſchon Angeſehene, Mächtige und Reiche ſich unter ihnen befanden. Es war nicht mehr die verachtete jüdiſche Secte; es war eine Religionsgemeinſchaft, die ſchon als eine anſehnliche Genoſſenſchaft im Reiche auftreten konnte, aber eben als eine ſolche zog ſie nun auch den Haß der Feinde nur um ſo mehr auf ſich, und die mehrjährige Ruhe, deren die Chriſten mit wenigen Unterbrechungen von den Tagen des Septimius Severus an genoſſen hatten, glich dem heitern Himmel in der Sommerſchwüle, an dem oft plötzlich die Wolken ſich zuſammenziehen und in ein furchtbares Gewitter ausbrechen. Dieß geſchah unter der Regierung des Decius mit dem Beinamen Trajanus, der im Jahr 249 den Philippus Arabs beſiegte und bis 251 regierte. Die Chriſtenverfolgung unter Decius können wir als die erſte planmäßige Verfolgung betrachten, die recht eigentlich darauf ausging, das Chriſtenthum vom Erdboden zu vertilgen und die daher auch die meiſten Verſuchungen zum Abfall mit ſich führte, während auch aus ihr eine Anzahl ruhmvoller Märtyrer

17) Euſeb VI, 34.

hervorging. Vom römisch-heidnischen Standpunkt aus betrachtet, war die Erhebung des Decius zum Kaiser ein Gewinn für das Reich. Er gehörte unter die altrömischen Kraftnaturen, seine Verwaltung war ausgezeichnet und sein Ernst, womit er die altrömischen Sitten wieder einzuführen suchte, verdient alle Anerkennung. Eben sein Patriotismus war es, der ihn zur Herstellung der alten Staatsreligion hintrieb, und es ist mit Recht bemerkt worden, daß die gleiche Persönlichkeit dieses Kaisers, wäre sie ein halbes Jahrhundert später gekommen, mit eben so vieler Energie die Reste des Heidenthums würde verfolgt haben, wie sie jetzt dem Christenthum entgegentrat.

Im Jahr 250 erschien das verhängnißvolle Edict, das bei Todesstrafe die Christen verpflichtete, den Ceremonien der heidnischen Staatsreligion sich zu unterwerfen. Es wurde ein Termin öffentlich bekannt gemacht, bis zu welchem alle Christen bei den betreffenden Obrigkeiten sich zu melden hatten. Es blieb ihnen die einzige Wahl, Christum zu verleugnen und den Göttern ihre Opfer zu bringen oder als Verbrecher gegen den Staat zum Tode verurtheilt zu werden. Allgemeine Bestürzung erfolgte. Mehrere, namentlich von der Klasse der Reichern und Angesehenen, ließen sich wirklich zur Leistung dieser Opfer herbei, die Einen, nur mit Zittern und unter sichtbaren innern Kämpfen, die Andern mit leichterm Sinne, je nachdem das Christenthum tiefere Wurzel bei ihnen gefaßt hatte oder nicht. Da bewährte sich, sagt ein Kirchenlehrer, das Wort des Herrn: „Wie schwer werden die Reichen in das Himmelreich kommen.“ [18]) Die Einen begnügten sich, Weihrauch dem Bilde des Kaisers zu streuen, die Andern opferten den Göttern und fluchten Christo. Noch Andere ließen sich um Geld von den Statthaltern Scheine ausstellen, als ob sie das Edict befolgt hätten, obgleich es nicht der Fall war. Sie glaubten, so ihr Gewissen zu retten durch Bestechung und Nothlüge Man wird freilich über diese „Gefallenen“ — wie die Kirche sie nannte — milde urtheilen, wenn man vernimmt, welche ausgesuchte Marter ersonnen wurden, um durch sie die Christen vom Abfall zu bewegen. Um so mehr aber auch wird man die bewundern, die

[18]) Euseb VI, 41.

trotz der angedrohten und angewandten Marter, Christum bekannten und den Peinigungen ihrer Verfolger einen unerschütterlichen Glaubens- und Todesmuth entgegensetzten. — So wird uns von einem fünfzehnjährigen Knaben, Dioscoros, in Alexandrien erzählt, der durch seine treffenden Antworten mitten unter den Martern dem Statthalter Bewunderung abnöthigte, so daß er ihn mit der Erklärung frei ließ, er wolle des unmündigen Alters wegen ihm Zeit lassen, sich eines Bessern zu besinnen. Einer Jungfrau, Apollonia, wurden erst alle Zähne ausgerissen und dann erlitt sie den Feuertod [19]). Der spätere Aberglaube des Mittelalters hat sie zur Heiligen erhoben, und sie bei Zahnschmerzen um ihre Hülfe angerufen. Auch in Karthago, wo Cyprian Bischof war, wüthete die Verfolgung. Cyprian entzog sich ihr durch die Flucht; was ihm, wie wir später sehen werden, viele Verdrießlichkeiten verursachte. Zu Cäsarea in Syrien starb im Gefängniß der alte Bischof Alexander von Jerusalem und eben so schmachtete daselbst in Banden der Kirchenlehrer Origenes, der später wieder, nachdem er viele Marter ausgestanden, befreit wurde. Der Bischof Babylas von Antiochien starb im Kerker; seine Ketten, mit denen er beladen war, wurden, nach seinem Wunsche, mit ihm begraben. In Smyrna litt der Priester Pionius nach wiederholten, aber vergeblichen Versuchen, ihn zum Abfall zu bewegen, den Feuertod. Auch der Bischof von Rom, Fabianus, fiel als Opfer. — Es läßt sich erwarten, daß sich die Legende auch hier geschäftig gezeigt hat, sowohl die Zahl der Märtyrer, als ihre Todesart in's Wunderbare zu vergrößern; sowie auch rein dichterische Sagen an diese Verfolgung sich geknüpft haben. Ich will nur einer dieser Dichtungen erwähnen; es ist die Geschichte der sieben Schläfer, deren Andenken der christliche Kalender auf den 27. Juni gestellt hat. — Zur Zeit der Verfolgung des Decius, so lautet die Sage, hatten sich sieben Brüder in eine Höhle bei Ephesus geflüchtet, die von den Heiden zugemauert wurde. Hier schliefen sie ein und schliefen an einem fort 200 Jahre bis in die Zeit des jüngern Theodosius, im Jahr 447. Da erwachten sie erst, und spürten einigen Hunger. Sie glaubten nur einen Tag geschlafen zu haben. Nun sandten

[19]) Euseb a. a. O.

ſie einen der Ihrigen in die Stadt, um Speiſe zu kaufen. Dieſer fand alles auffallend verändert, chriſtliche Kirchen, wo früher heidniſche Tempel geſtanden, und er ſelbſt wurde von Allen als eine fremde Erſcheinung angeſtaunt. Der Biſchof der Stadt begab ſich dann mit einer großen Menge Volkes hinaus zu der Höhle, wo auch die übrigen Brüder ſich befanden und worüber männiglich erſtaunte. Nun aber ſanken die ſieben Schläfer in die Arme des Todes, um zu ihrer ewigen Ruhe einzugehen. — Offenbar will die Sage in dichteriſcher Einkleidung den Umſchwung beſchreiben, den die Lage der Chriſten während dieſer Zeit genommen. Vielleicht, daß auch wirklich bei der Deciſchen Verfolgung eine Anzahl Chriſten in einer Höhle, darein ſie ſich geflüchtet, des Todes entſchliefen und daß dieſes zur Sage Veranlaſſung gab, indem der Tod ſchon frühzeitig von den Chriſten als ein Schlaf betrachtet wurde.

Im December 251 kam Decius auf ſeinem Feldzug in Möſien um. Unter ſeinem Nachfolger Gallus fielen die Gothen in's Reich ein. Dazu kamen Hungersnoth und Peſt. Nach kurzer Unterbrechung wurden die Chriſtenverfolgungen auch unter dieſem Kaiſer fortgeſetzt. Die römiſchen Biſchöfe Cornelius und Lucius traf Verbannung und Tod; doch die häufigen Kriege und Empörungen hinderten den Kaiſer, ſeinen Verfolgungsplan durchzuſetzen, und nach ſeiner Ermordung (253) trat abermals eine Zeit der Ruhe für die Chriſten ein, unter Valerianus. Aber auch dieſe dauerte nicht lange. Zeigte ſich auch Valerianus anfänglich den Chriſten überaus günſtig (worüber er von den damaligen Kirchenvorſtehern auf's Aeußerſte belobt wurde)[20], ſo wußte ihn doch ſein Günſtling Macrianus umzuſtimmen, und im Jahr 257 erſchien ein Befehl, wonach die Verſammlungen der Chriſten geſchloſſen und ihre Biſchöfe des Landes verwieſen werden ſollten, wenn ſie den Göttern die Verehrung verweigerten. Anfänglich waren jedoch die Strafen, die gegen die Chriſten verhängt wurden, noch milde, im Vergleich mit den bisherigen Grauſamkeiten. Valerian begnügte ſich erſt mit Verbannung und Drohung; namentlich wurden auch mehrere Chriſten in die mauritaniſchen und numidiſchen Bergwerke

[20]) Euſeb VII, 10.

abgeführt, um dort zu arbeiten. Bald aber nahm die Verfolgung eine blutigere Gestalt an. Das Edict vom Jahr 258 lautete: „Bischöfe, Presbyter und Diaconen der Christen sollen sogleich mit dem Schwerte hingerichtet werden, Senatoren und Ritter sollen ihre Würde und Güter verlieren, und wenn sie dennoch Christen bleiben, soll auch sie die Todesstrafe treffen. Frauen von Stande sollen (nach Einziehung ihrer Güter) verbannt, Christen am kaiserlichen Hofe als Sklaven behandelt, gefesselt und zur Arbeit auf die verschiedenen kaiserlichen Güter vertheilt werden." — Die Ersten, die als Opfer dieser strengen Maßregel fielen, waren der römische Bischof Sixtus II. und seine vier Diaconen, unter ihnen auch der Diacon Laurentius. Sixtus und drei seiner Diaconen wurden auf der christlichen Begräbnißstätte, wo sie ergriffen wurden, an's Kreuz geschlagen. Laurentius aber ward zu einer noch grausamern Marter ausersehen. Der römische Statthalter hatte von den Kirchenschätzen der Christen gehört und war lüstern nach denselben geworden. Er verlangte von Laurentius, daß er ihm diese herbeischaffe. Laurentius zeigte sich bereit; er wurde freigelassen, um die Schätze zu holen. Bald sah man ihn wiederkehren im Gefolge von Lahmen und Krüppeln. „Das sind unsere Schätze", sprach er. Dieß Benehmen ward ihm als Hohn gedeutet, und zur Strafe dafür ward er auf dem eisernen Stuhle der Feuergluth ausgesetzt. — Auch der berühmte Bischof Cyprian von Karthago kam in dieser Verfolgung um. Wir werden später auf ihn und sein Benehmen während der ganzen Zeit der Verfolgung, so wie auf seinen Tod zurückkommen. Für jetzt bemerken wir nur noch, daß Kaiser Valerian, von dem die Verfolgung ausgegangen, in seinem unglücklichen Kriege gegen die Perser gefangen wurde (259) und daß sein ihm unähnlicher Sohn, Gallienus, ein Toleranzedict erließ, wonach die christliche Kirche nach langen Leiden und Drangsalen zum erstenmal als eine gesetzmäßig bestehende Corporation im Reiche anerkannt wurde. Zwar hatte sich in den morgenländischen Gegenden Macrianus als Gegenkaiser aufgeworfen, aber im Jahr 261 unterlag er, und so trat auch dort das Edict in Kraft[21]). Der Zustand des römischen Reiches war aber um diese

[21]) Vgl. Euseb VII, 23.

Zeit ein überaus verwirrter. Bei seiner Trägheit vermochte Gallienus dem Andringen der fremden Völkerschaaren, der Perser, der Gothen, der Scythen, der Deutschen, nicht zu wehren. Dazu wiederholten sich die alten Landesplagen der Theurung und der Pest. Auch innere Unruhen brachen aus. Gallienus selbst hauchte sein Leben vor Mailand aus, wohin ihn der Bürgerkrieg gerufen (268); nun verdrängte wieder ein Gegenkaiser den andern, bis endlich unter Aurelianus (270) die Herrschaft sich wieder befestigte. — Wir brechen hier ab, um uns in der nächsten Stunde wieder dem innern Leben der Kirche zuzuwenden, und besonders die Männer näher zu betrachten, die während dieser Zeit als Lichter der Kirche geleuchtet und als ihre Säulen sich bewährt haben. — Clemens von Alexandrien, Origenes, Tertullian, Cyprian werden wohl mehr als eine Stunde unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Dreizehnte Vorlesung.

Die innere Geschichte des dritten Jahrhunderts. — Die alexandrinische Schule. — Clemens von Alexandrien. — Christlicher Hymnus. — Origenes.

Das dritte Jahrhundert der christlichen Kirche, das wir (bis auf die drei letzten Jahrzehnte desselben) in der vorigen Stunde durchgangen haben, war, wie wir gesehen, ein sehr wechselvolles in Absicht auf die äußern Schicksale der Kirche. Man kann nicht sagen, daß es eine Zeit andauernder Verfolgungen, aber eben so wenig, daß es eine Zeit der Erquickung und der Ruhe gewesen sei, und jedenfalls gehörten die Verfolgungen, die in diese Zeit fallen, wie namentlich die unter Septimius Severus und die unter Decius, zu den blutigsten und gefahrvollsten, welche die Kirchengeschichte kennt. Wir wenden uns nun der innern Seite zu. Da werden wir finden, daß das dritte Jahrhundert im Vergleich mit dem zweiten und dem darauf folgenden vierten Jahrhundert weniger von dogmatischen Streitigkeiten bewegt war. Die rohern Formen des ebionitischen und gnostischen Christenthums waren, wo nicht überwunden, doch zurückgedrängt, und auch der Montanismus, der an Tertullian seinen Vertreter fand, wurde gerade durch diese ausgezeichnete Persönlichkeit gewissermaßen veredelt und nahm in ihm eine würdigere Gestalt an. Es war nicht etwa eine äußere Kirchengewalt, welche die häretischen Richtungen zum Schweigen brachte (obgleich die Einmischung des römischen Stuhles sich schon sehr bemerklich machte), sondern in der Kirche selbst fand sich ein Gegengewicht gegen den Irrthum. Es fehlte auch ihr nicht an scharfsinnigen Köpfen, an geistreichen Denkern, an kräftigen Na-

turen, die mehr durch die Autorität ihres Geistes, als durch äußeres und amtliches Ansehen die Theologie der Kirche in die rechte Bahn lenkten und ihr durch ihre eigenen Werke vorleuchteten. Nicht als ob diese Männer im vollen Besitz der reinen und absoluten Wahrheit gestanden hätten. Auch sie waren Kinder ihrer Zeit und berührt von den Einflüssen derselben. Die Irrthümer, die sie an den Häretikern bekämpften, schlichen sich oft nur unter anderer, sei es unter entgegengesetzter oder unter gemilderter Gestalt, bei ihnen selbst ein, oft ohne daß sie es wußten. Diese Irrthümer wurden aber bei ihnen weniger gefährlich, da sie von einer gläubigen Gesammtanschauung beherrscht waren, die eine eigentliche Ketzerei, ein antichristliches Bekenntniß nicht aufkommen ließ. — Wir würden auch sehr irren, wenn wir glaubten, die Väter, die wir als die Vertreter der Rechtgläubigkeit ihrer Zeit betrachten, hätten Alle bis auf's Wort miteinander übereingestimmt. Nichts weniger als dieß. Wir finden gerade in dieser Zeit die verschiedensten Geistes- und Glaubensrichtungen hervortreten, und weit entfernt, daß ein Kirchenlehrer nur das Echo des andern gewesen, ergänzen sie einander vielmehr auf die überraschendste Weise. In den Hauptpunkten freilich des christlichen Glaubens, in der Anerkennung der Thatsachen des Christenthums und der Grundlehren stimmten sie überein. Die sogenannte Glaubensregel (regula fidei) lautete überall gleich, in der alexandrinischen, wie in der nordafrikanischen, in der kleinasiatischen, wie in der römischen und gallischen Kirche. Es waren dieß jene Haupt- und Grundsätze, wie wir sie in unserm apostolischen Glaubensbekenntniß haben, das freilich nicht von den Aposteln selbst verfaßt ist, ja, das in seiner jetzigen Gestalt nicht einmal bei den ältesten Gemeinden gefunden wird, aber das seinem Hauptinhalt nach gleichwohl vorhanden war, in Gestalt der Glaubensregel. — Glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde; Glaube an Jesum Christum als den Sohn Gottes, der von Maria der Jungfrau geboren, gelitten hat, der gestorben, auferstanden und in den Himmel erhöht ist und der wieder kommen wird zum Gericht; Glaube an einen heiligen, die Kirche leitenden und erfüllenden Geist; Glaube an Sündenvergebung, an Auferstehung des Leibes und an ein ewiges Leben, — das sind die Grundzüge, an denen die ganze katho-

liſche, d. i. die allgemeine Kirche, im Gegenſatze gegen die Häretiker feſthielt. Die Auffaſſung dieſer Lehren aber, die Verknüpfung derſelben unter einander, die Gedankenvermittlung war eine durchaus freie, die der Eigenthümlichkeit des Denkers allen Spielraum ließ, und von einer engherzigen Buchſtabenorthodoxie war keine Zeit ferner, als eben dieſe. Für einen todten Buchſtaben, für eine theologiſch-juridiſche Formel hätten ſich auch wahrlich die Menſchen nicht foltern und verbrennen laſſen; aber ſie wußten zu ſterben für den Glauben und für die Freiheit des Glaubens.

Es dürfte unſerer Betrachtung förderlich ſein, wenn wir das Geſagte veranſchaulichen durch die genauere Schilderung zweier Hauptrichtungen, die ſich beide in der afrikaniſchen Kirche dieſer Zeit aufthaten, die eine nach der Oſt-, die andere nach der Weſtgrenze des mittelländiſchen Meeres zu, die eine alſo in der orientaliſchen, die andere in der occidentaliſchen Kirche; in Alexandrien, die eine, in Karthago und deſſen Umgegend die andere. — Nicht ohne wehmüthige Empfindungen können wir dieſen Betrachtungen uns hingeben, wenn wir bedenken, daß gerade dieſe Gegenden, in denen einſt das Chriſtenthum zur ſchönſten, kräftigſten Blüthe ſich erſchloß, nun öde und wüſte liegen, bedeckt von der Nacht des religiöſen Irrthums. An dem einen Orte nur ſpärliche, todte Ueberreſte früherer kirchlicher Zuſtände, an dem andern die erſten Anfänge einer neuen chriſtlichen Cultur!

Beginnen wir mit der alexandriniſchen Richtung. — Alexandrien, dieſe von Alexander dem Großen (332 vor Chr.) gebaute, ihm zu Ehren benannte Stadt, hatte eine eigene Stellung in der Weltgeſchichte erhalten. Durch ihre glückliche Lage auf der ſchmalen Landzunge, welche den See Mareotis vom mittelländiſchen Meere ſcheidet, mit ihren geräumigen Seehäfen, ihrem weltberühmten Leuchtthurm auf der Inſel Pharus, ihrem belebten Handel, ſollte ſie unter dem Beinamen der „Großen“ die natürliche Vermittlerin werden der morgen- und abendländiſchen Bildung. Die Nachfolger Alexanders, die Ptolemäer, beſonders Ptolemäus Soter (der Sohn des Lagus) und Philadelphus hatten Alexandrien zu einem ausgezeichneten Sitz der Gelehrſamkeit erhoben. Nicht nur zogen ſie berühmte Männer, Dichter, Redner, Sprachforſcher und Philoſophen dahin, ſondern die ungeheure Bibliothek mit ihren 400,000 Bänden,

deren größerer Theil jedoch ſpäter unter Cäſar ein Raub der Flammen wurde, das prachtvolle Muſeum, in dem ſchönſten Theile der Stadt gelegen, in welchem Hunderte von Gelehrten freie Wohnung und Unterhalt hatten, wo ſie zuſammen arbeiteten und ſtudirten, machten Alexandrien zur Bildungsſtätte der Wiſſenſchaft und Kunſt, die einzig in ihrer Art war. Nachdem mit Kleopatra der ägyptiſche Königsſtamm untergegangen, ſetzten die römiſchen Herrſcher, unter ihnen namentlich Hadrian und die Antonine, ihre Ehre darein, der Stadt dieſen Ruhm zu erhalten und zu mehren. Und ſo ging denn von dieſem Alexandrien vielfach geiſtige Anregung und ein geiſtiges Leben aus, das unter dem Namen der alexandriniſchen Wiſſenſchaft, der alexandriniſchen Bildung und Gelehrſamkeit bekannt iſt. Das Verdienſt dieſer alexandriniſchen Bildung beſtand allerdings zunächſt nicht in dem Reichthum und der Originalität neuer geiſtiger Schöpfungen; auf die Zeit der Production war in der griechiſchen Litteratur die Zeit des Sammelns, des Sichtens, des Ordnens gekommen. Das alexandriniſche Zeitalter war mehr ein kritiſches, philologiſches, grammatiſches, als ein poetiſches und wahrhaft philoſophiſches zu nennen. Der Schulwitz konnte nur allzu leicht in Pedantismus, die Correctheit in proſaiſche Nüchternheit, die Kunſtkritik in Kleinmeiſterei, die Vielwiſſerei in Oberflächlichkeit ausarten, und vor lauter Commentiren und Excerpiren der dichteriſchen Schönheiten lief der Geiſt Gefahr, unter dieſen Operationen zu verfliegen und zu verdunſten; ſo daß, mit dem Dichter zu reden, nur das Phlegma zurückblieb. Es wäre aber ungerecht, die Leiſtungen dieſer Alexandriner zu geringe anzuſchlagen. Ihrem Fleiße und ihrer Genauigkeit haben wir ſo vieles zu verdanken, was uns jetzt das Studium der Klaſſiker ermöglicht und erleichtert. — Doch von dieſen Leiſtungen der griechiſch-alexandriniſchen Gelehrſamkeit im Allgemeinen haben wir hier zunächſt nicht zu reden. Wir haben es mit einem eigenthümlichen Zweige der Philoſophie, mit der Religionsphiloſophie zu thun, welche die alexandriniſche Bildung nicht aus ſich ſelbſt ſondern aus dem Stamme des Judenthums ſowohl als des Heidenthums hervortrieb und an welchen dann wieder die chriſtlich-theologiſche Bildung des dritten Jahrhunderts ſich anſchloß. — Wir haben ſchon früher bemerkt, daß nach dem Untergang des jüdiſchen

Staates ſich eine bedeutende Anzahl Juden in Alexandrien niedergelaſſen hatten. Sie genoſſen daſelbſt freie Religionsübung, wurden aber dabei auch mit der griechiſchen Wiſſenſchaft bekannt. Sie ſuchten nun ihren altteſtamentlichen Glauben mit der Weisheit der Hellenen wo möglich in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Was in der Bibel Menſchliches, oder beſſer geſagt, Jüdiſches, den feinen Griechen und ihrem Geſchmacke Anſtößiges von Gott geſagt wurde, das lösten ſie in allgemeine, wie ſie glaubten, mehr geiſtige, dem philoſophiſchen Denken angemeſſene Begriffe auf; dadurch verwiſchten ſie das eigenthümliche Gepräge der bibliſchen Vorſtellungsweiſe und brachten ſo ein gräciſirtes, ein nach der damaligen Zeitbildung aufgeſtutztes Judenthum zu Stande. Der Hauptvertreter dieſer jüdiſch-alexandriniſchen Religionsphiloſophie iſt der Jude Philo, der ungefähr zur Zeit Chriſti lebte [1]) und in hohem Anſehen ſtand. Er war ein tiefer und feiner Denker, ein frommer und gebildeter Mann; aber ſeine Bibelerklärung war im höchſten Grade willkürlich, indem er das Geſchichtliche derſelben mehrentheils in Allegorie auflöste und überhaupt die religiöſen Vorſtellungen ſeines Volkes in die platoniſirende Philoſophie umzuſetzen ſich bemühte. — Gleich wie das dahinſterbende Judenthum, ſo ſuchte auch das verkommene Heidenthum ſich mit Hülfe der Philoſophie zu reſtituiren. So war, ebenfalls in Alexandrien am Ende des zweiten Jahrhunderts die ſogenannte neuplatoniſche Schule entſtanden, welche durch den Beiſatz orientaliſcher Myſtik die alte Volksreligion wieder zu heben ſuchte, indem ſie gerade, wie Philo die bibliſchen Geſchichten, ſo die heidniſchen Mythen allegoriſch deutete und die tiefern, religiöſen Ideen, die unter ihrer Hülle verborgen ſein ſollten, an's Licht hob. Vertreter dieſer neuplatoniſchen, heidniſchen Myſtik war der gelehrte Plotinus, ein Gegner des Chriſtenthums. Aber wie die abſterbenden Religionen an dieſen Stab der alexandriniſchen Philoſophie ſich anlehnten, ſo ſehen wir auch das jugendlich aufblühende Chriſtenthum an eben dieſem Stab empor ranken. Die Gnoſtiker,

[1]) Er iſt etliche Jahre vor Chriſto geboren; zur Zeit des Caligula ward er noch als Greis an der Spitze einer jüdiſchen Geſandtſchaft nach Rom geſendet, um ſich bei dem Kaiſer über die ſeinem Volke wiederfahrenen Bedrückungen zu beklagen. Vgl. über ihn J. G. Müller, des Juden Philo Buch von der Weltſchöpfung. Berlin 1841.

deren wir früher gedacht haben, hingen ja genau mit dieſer Richtung zuſammen, und gerade in Alexandrien blühten ihre vorzüglichſten Schulen. — Nun aber ſehen wir in demſelben Alexandrien auch wieder ſolche Männer auftreten, welche dem pſeudochriſtlichen Gnoſticismus eine wahre chriſtliche Gnoſis, eine theologiſch-philoſophiſche Speculation, auf Grundlage der chriſtlichen Offenbarung, entgegenſetzten. Und von dieſen chriſtlichen Alexandrinern und ihrer Schule haben wir nun zu reden. Um jedoch ihr Streben und Wirken ganz zu begreifen, müſſen wir noch ein Weiteres vorausſchicken.

Jemehr das Chriſtenthum an äußerer, wie an innerer Selbſtſtändigkeit gewann, deſto nöthiger war es, auf eigene Unterrichtsanſtalten, auf eigene Pflanzſchulen theologiſcher Wiſſenſchaft bedacht zu ſein. Die erſten Verbreiter des Chriſtenthums waren keine Gelehrten geweſen. Die unmittelbare Verkündung des göttlichen Wortes, wie ſie den Apoſteln und Evangeliſten obgelegen, bedurfte keiner Nachhülfe menſchlicher Wiſſenſchaft. Der Geiſt Gottes, der Geiſt der Wahrheit von oben, erwies ſich mächtig in ihrer Predigt, und auch die erſten Gläubigen, die von der Macht dieſer apoſtoliſchen Predigt ergriffen wurden, brauchten nicht viel zu lernen, d. h. nicht viel in ihren Kopf aufzunehmen, um Chriſten zu werden. Hatten ſie nur Chriſtum in ihr Herz aufgenommen, hatten ſie nur die Abſcheulichkeit der Sünde erkannt und ſich entſchloſſen, ein neues Leben zu führen nach den Vorſchriften Chriſti, ſo war auch kein Hinderniß da, ſie ſofort durch die Taufe in den Bund der Chriſten aufzunehmen. So ſprach jener Kämmerer zu Philippus: Siehe da iſt Waſſer, was hindert's, daß ich mich taufen laſſe? und Philippus taufte ihn (Apoſtelg. 8, 36—38). — Anders wurde es in der ſpätern Zeit. Die praktiſchen Wahrheiten des Chriſtenthums blieben zwar nach wie vor dieſelben, und daß dieſe mit dem Herzen und nicht nur mit dem Kopfe mußten aufgenommen werden, das blieb evangeliſches Grundgeſetz bis auf dieſen Tag. Aber jemehr das Chriſtenthum nun einmal auch verflochten war in die Bildung der Welt, je verwickelter der Kampf geworden war mit der Welt und ihrer Anſchauungsweiſe, deſto nothwendiger wurde eine wiſſenſchaftliche Befähigung von Seiten der Lehrer und auch eine gewiſſe Vorbereitung von Seiten

Staates sich eine bedeutende Anzahl Juden in Alexandrien niedergelassen hatten. Sie genossen daselbst freie Religionsübung, wurden aber dabei auch mit der griechischen Wissenschaft bekannt. Sie suchten nun ihren alttestamentlichen Glauben mit der Weisheit der Hellenen wo möglich in Uebereinstimmung zu setzen. Was in der Bibel Menschliches, oder besser gesagt, Jüdisches, den feinen Griechen und ihrem Geschmacke Anstößiges von Gott gesagt wurde, das lösten sie in allgemeine, wie sie glaubten, mehr geistige, dem philosophischen Denken angemessene Begriffe auf; dadurch verwischten sie das eigenthümliche Gepräge der biblischen Vorstellungsweise und brachten so ein gräcisirtes, ein nach der damaligen Zeitbildung aufgestutztes Judenthum zu Stande. Der Hauptvertreter dieser jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie ist der Jude Philo, der ungefähr zur Zeit Christi lebte [1]) und in hohem Ansehen stand. Er war ein tiefer und feiner Denker, ein frommer und gebildeter Mann; aber seine Bibelerklärung war im höchsten Grade willkürlich, indem er das Geschichtliche derselben mehrentheils in Allegorie auflöste und überhaupt die religiösen Vorstellungen seines Volkes in die platonisirende Philosophie umzusetzen sich bemühte. — Gleich wie das dahinsterbende Judenthum, so suchte auch das verkommene Heidenthum sich mit Hülfe der Philosophie zu restituiren. So war, ebenfalls in Alexandrien am Ende des zweiten Jahrhunderts die sogenannte neuplatonische Schule entstanden, welche durch den Beisatz orientalischer Mystik die alte Volksreligion wieder zu heben suchte, indem sie gerade, wie Philo die biblischen Geschichten, so die heidnischen Mythen allegorisch deutete und die tiefern, religiösen Ideen, die unter ihrer Hülle verborgen sein sollten, an's Licht hob. Vertreter dieser neuplatonischen, heidnischen Mystik war der gelehrte Plotinus, ein Gegner des Christenthums. Aber wie die absterbenden Religionen an diesen Stab der alexandrinischen Philosophie sich anlehnten, so sehen wir auch das jugendlich aufblühende Christenthum an eben diesem Stab empor ranken. Die Gnostiker,

[1]) Er ist etliche Jahre vor Christo geboren; zur Zeit des Caligula ward er noch als Greis an der Spitze einer jüdischen Gesandtschaft nach Rom gesendet, um sich bei dem Kaiser über die seinem Volke wiederfahrenen Bedrückungen zu beklagen. Vgl. über ihn J. G. Müller, des Juden Philo Buch von der Weltschöpfung. Berlin 1841.

deren wir früher gedacht haben, hingen ja genau mit dieſer Richtung zuſammen, und gerade in Alexandrien blühten ihre vorzüglichſten Schulen. — Nun aber ſehen wir in demſelben Alexandrien auch wieder ſolche Männer auftreten, welche dem pſeudochriſtlichen Gnoſticismus eine wahre chriſtliche Gnoſis, eine theologiſch-philoſophiſche Speculation, auf Grundlage der chriſtlichen Offenbarung, entgegenſetzten. Und von dieſen chriſtlichen Alexandrinern und ihrer Schule haben wir nun zu reden. Um jedoch ihr Streben und Wirken ganz zu begreifen, müſſen wir noch ein Weiteres vorausſchicken.

Jemehr das Chriſtenthum an äußerer, wie an innerer Selbſtſtändigkeit gewann, deſto nöthiger war es, auf eigene Unterrichtsanſtalten, auf eigene Pflanzſchulen theologiſcher Wiſſenſchaft bedacht zu ſein. Die erſten Verbreiter des Chriſtenthums waren keine Gelehrten geweſen. Die unmittelbare Verkündung des göttlichen Wortes, wie ſie den Apoſteln und Evangeliſten obgelegen, bedurfte keiner Nachhülfe menſchlicher Wiſſenſchaft. Der Geiſt Gottes, der Geiſt der Wahrheit von oben, erwies ſich mächtig in ihrer Predigt, und auch die erſten Gläubigen, die von der Macht dieſer apoſtoliſchen Predigt ergriffen wurden, brauchten nicht viel zu lernen, d. h. nicht viel in ihren Kopf aufzunehmen, um Chriſten zu werden. Hatten ſie nur Chriſtum in ihr Herz aufgenommen, hatten ſie nur die Abſcheulichkeit der Sünde erkannt und ſich entſchloſſen, ein neues Leben zu führen nach den Vorſchriften Chriſti, ſo war auch kein Hinderniß da, ſie ſofort durch die Taufe in den Bund der Chriſten aufzunehmen. So ſprach jener Kämmerer zu Philippus: Siehe da iſt Waſſer, was hindert's, daß ich mich taufen laſſe? und Philippus taufte ihn (Apoſtelg. 8, 36—38). — Anders wurde es in der ſpätern Zeit. Die praktiſchen Wahrheiten des Chriſtenthums blieben zwar nach wie vor dieſelben, und daß dieſe mit dem Herzen und nicht nur mit dem Kopfe mußten aufgenommen werden, das blieb evangeliſches Grundgeſetz bis auf dieſen Tag. Aber jemehr das Chriſtenthum nun einmal auch verflochten war in die Bildung der Welt, je verwickelter der Kampf geworden war mit der Welt und ihrer Anſchauungsweiſe, deſto nothwendiger wurde eine wiſſenſchaftliche Befähigung von Seiten der Lehrer und auch eine gewiſſe Vorbereitung von Seiten

hin bemerkten, in Absicht auf die frühere apostolische Lehrweise und ihren Unterschied von der, die später nothwendig wurde, das war auch ihm ganz klar geworden. „Die Apostel und Propheten", sagt er, „waren allerdings vom heil. Geist erleuchtet: wir aber dürfen, wenn wir den Sinn ihrer Werke verstehen wollen, nicht auf eine ähnliche Inspiration rechnen; an ihre Stelle tritt für uns die wissenschaftliche Geistesbildung." — Zwölf Jahre hatte Clemens im Segen gewirkt, als die Verfolgung unter Septimius Severus ausbrach, die, wie wir gesehen haben, sich auch über Aegypten und die alexandrinische Kirche verbreitete. Clemens war genöthigt zu fliehen; er hielt eine solche Flucht für erlaubt und gerechtfertigt durch das Beispiel des Herrn selbst. Er kam nach Jerusalem, wo er eine christliche Schule anlegte, und nach Antiochien. Ob er wieder nach Alexandrien zurückkehrte, wissen wir nicht; auch das Jahr seines Todes ist nicht genau bekannt; er muß um's J. 217 gestorben sein. — Von den christlichen Schriften dieses Mannes nur so viel. In seiner Ermahnungsrede an die Hellenen sucht er die Vorzüge des Christenthums vor der griechischen Philosophie darzuthun und bekämpft darin das Unsittliche des Heidenthums. In einer zweiten Schrift, dem Erzieher (Pädagogen), zeigt er, wie der Logos, der göttliche Menschenerzieher, die Menschheit erzogen habe und sie noch erzieht. Das Werk enthält zugleich eine christliche Sittenlehre, worin Clemens treffliche Vorschriften über das Verhalten der Christen giebt und wobei er sich bis in alle Einzelheiten des christlichen Lebens einläßt. Sein größtes und bedeutendstes Werk führt den Namen Stromata, d. i. Teppiche, Tapeten, worin er in bunter Mischung (daher der Name) philosophische Probleme aufwirft und beantwortet und worin er namentlich die Gnostiker bekämpft. Endlich hat er noch eine kleine Schrift über den Spruch des Herrn verfaßt: Es sei leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Reich Gottes komme.

Ohne Sie hier in die Tiefen seiner Speculation einzuführen, begnüge ich mich, Einiges aus den praktischen Lehren des Clemens hervorzuheben; denn so sehr auch dieser treffliche Mann bemüht war, die christlichen Lehren auch dem philosophischen Gedanken zugänglich zu machen, so weit war er von jenem Wissenshochmuthe

entfernt, der nur mit Verachtung und Bedauern auf die unphilosophische Menge der Gläubigen herabsieht. So viel ihm auch daran lag, daß der Glaube zur klaren, bewußten Erkenntniß sich ausbilde und zur theologischen Wissenschaft sich entfalte, so war und blieb ihm doch der Glaube selbst die Grundlage alles Erkennens und die nothwendige Bedingung alles Wissens in göttlichen Dingen. Was der Athem für das leibliche Leben, das ist ihm der Glaube für das Leben der Seele. Wo aber der rechte Glaube ist, da ist auch die Liebe, und auch sie ist es erst, die den Menschen in die rechte Erkenntniß einführt, und zugleich ist sie die Quelle aller christlichen Tugenden, das eigentliche Princip der christlichen Moral. Darum stellt auch Clemens das Gebet so hoch. Es ist ihm nicht ein äußeres Werk, sondern fortwährender Umgang der Seele mit Gott. „Wenn wir auch nur lispeln, wenn wir, ohne die Lippen zu regen, schweigend mit Gott reden, so schreien wir zu ihm in unserm Inwendigen; denn die ganze inwendige Richtung zu ihm hin, erhört Gott immerdar." „An jedem Orte betet der wahre Christ. Auch wenn er luſtwandelt, auch wenn er mit Andern verkehrt, in der Stille, bei'm Lesen und was er Vernünftiges thut und treibt, immerhin betet er auf alle Weise. Und wenn er auch in seinem Kämmerlein nur an Gott denkt und mit stillen Seufzern den Vater anruft, so ist dieser nahe und ist bei ihm, während er noch mit ihm redet."

In Clemens verbindet sich der christliche Denker auf's Schönste mit dem edlern Gemüthsmenschen; es drückt sich in ihm das Leben der Frömmigkeit aus, wie es in den ächten Mystikern der spätern Zeit, wie es namentlich in einem Gerson, in einem Joh. Wessel, in einem Fénélon zu Tage tritt. Auch als christlicher Dichter verdient Clemens beachtet zu werden. Er hat christliche Hymnen verfaßt, von denen noch einer auf uns gekommen ist, den ich Ihnen in deutscher Uebersetzung mittheilen will [2]).

---

[2]) Ich habe die Form des Reimes gewählt, um diesen Hymnus unserer Zeit näher zu bringen. Dieselbe Uebersetzung habe ich schon früher mitgetheilt; in ihrem ersten Entwurfe in meinem Aufsatz über altchristliche Hymnen, Basler wiss. Zeitschr. 4. Jahrg. 3. Heft, dann verbessert in einer Anzeige „Pipers Ausgabe dieses Hymnus, in Rheinwalds Repertorium Bd. XIV. S. 114." Hier erscheint er in einer dritten Ueberarbeitung.

Hymnus.

Ungelenker Füllen Zügel,
Nie verirrter Vöglein Flügel,
Steuerruder, ohn' Gefährde,
Hirt der königlichen Heerde,
Sammle, sammle in der Runde
Um dich her der Kinder Kreis,
Daß sie aus der Unschuld Munde
Singen ihres Führers Preis.

Großer König der Geweihten,
Du des hochgebenedeiten
Vaters allbezwingend Wort,
Quell der Weisheit, starker Hort
Der Bedrängten fort und fort;
Der da ist und der da war,
Der da sein wird immerdar,
Jesu, aller Welt Befreier,
Heger, Pfleger, Zügel, Steuer,
Himmelsfittig, o du treuer
Hüter der allheil'gen Schaar.

Fischer, der mit süßem Leben
Fischlein lockt, geweiht dem Guten,
Aus der Bosheit argen Fluthen,
Rettend sie an's Land zu heben,
Führe du, o Herr der Reinen,
Hirte, führe du die Deinen
Deine Pfade, Christi Pfade,
Deinen Weg, den Weg der Gnade.
Wort aus Gott von Anbeginn,
Unbegrenzter Gottessinn,
Der Barmherzigkeiten Quelle,
Ewigklare Lichtershelle,
Der du unsre Tugend bist,
Tugendspender, Jesu Christ!
Himmelsmilch, der Weisheit Gabe,
Die als eine süße Labe
Aus dem Schooß der Gnadenbraut
Mild auf uns herniederthaut.
Die wir mit des Säuglings Lust
Hängen an der Mutter Brust,
Uns in diesem Thau der Gnaden
Uns im Geiste rein zu baden:

Laß in Einfalt wahr und rein
Unſer frommes Loblied ſein;
Daß wir für die Lebensſpeiſe
Deiner Worte, dir zum Preiſe
Singen, dir, dem ſtarken Sohn,
Im vereinten Liedeston.
Auf denn, auf, ihr Chriſtgebornen,
Auf du Volk der Auserkor'nen,
Schwinge dich, o Friedenschor,
Zu des Friedens Gott empor.

Die Sprache hat allerdings für uns etwas Schwülſtiges; der raſche Wechſel der Bilder etwas Störendes; wir werden dabei noch erinnert an die Lobgeſänge auf griechiſche Gottheiten; aber gerade dieſe Eigenthümlichkeit muß in geſchichtlicher Beziehung uns anſprechen, wenn wir ſie auch nicht zum Muſter nehmen wollen für unſere Zeit. — So viel von Clemens.

Jetzt wenden wir uns zu ſeinem berühmteren Schüler **Origenes.**

Origenes, dieſer größte der Kirchenväter aus der Zeit der drei erſten Jahrhunderte, iſt geboren im Jahr 185 [3]). Sein Vater **Leonides** ſah in dem Knaben, deſſen Geiſtesgaben ſich frühzeitig auf's Herrlichſte entwickelten, ein Geſchenk des Himmels. Oft, wird erzählt, wenn der Knabe ſchlief, ſchlich ſich der beglückte Vater an ſein Lager und entblößte ſeine Bruſt, um ſie zu küſſen, als einen Tempel, darin der Geiſt Gottes wohne. Aber darum machte er das Kind nicht zu ſeinem Götzen; er hielt es unter ſtrenger Zucht; vor allem aber ſuchte er es einzuführen, nicht nur in die Tiefen der menſchlichen Wiſſenſchaft, ſondern vor allem in die Tiefen der Erkenntniß Gottes. Er ſelbſt unterrichtete ſeinen Sohn in der Grammatik, Logik, Rhetorik und Mathematik, vornehmlich aber in der chriſtlichen Heilslehre. Kein Tag verging, da nicht der Knabe in den heiligen Schriften zu leſen angehalten wurde, und frühzeitig erwachte bei dieſem Leſen in ihm die Begierde nach tieferer Schrifterkenntniß. Oft ſetzten ſeine Fragen den Vater in Erſtaunen; aber er ließ ſich nichts merken, ſondern verwies dem Knaben vielmehr ſeinen Fürwitz und ermahnte ihn, bei dem nächſten praktiſchen

[3]) Euſeb VI, 2 ff.

Sinne der Bibel stehen zu bleiben, statt über den in ihr verborgenen Geheimnissen zu grübeln. Nachdem so der Vater den ersten Grund zu seiner Frömmigkeit wie zu seiner Gelehrsamkeit gelegt hatte, kam Origenes in die Katechetenschule, der Clemens vorstand. Siebzehn Jahre alt war er, als die Verfolgung unter Septimius Severus ausbrach, in der sein Vater, wie wir früher erwähnt haben, den Märtyrtod fand. O wie gerne hätte der Sohn das Loos des Vaters getheilt! Nichts schien ihm wünschenswerther, als sein junges Leben für die Sache Christi hinzuopfern. Als er durch die List seiner Mutter, die ihm seine Kleider verbarg, abgehalten wurde, dem Vater in's Gefängniß zu folgen, da schrieb er ihm wenigstens einen Brief, in dem er ihn auf's Rührendste zur Standhaftigkeit ermunterte. — Nach dem Tode des Vaters ward er mit seiner Mutter und seinen sechs Geschwistern in das Haus einer reichen Dame in Alexandrien aufgenommen; doch bald suchte er eine selbstständige Stellung zu erringen, indem er sich seinen Unterhalt durch Ertheilung von Lehrstunden gewann. Ja, bald sah er sich durch die Umstände genöthigt, an der verwaisten Katechetenschule (denn auch Clemens war geflohen) als einstweiliger Lehrer aufzutreten. Seine freiwillige Leistung fand bald Anerkennung und der Bischof von Alexandrien, Demetrius, übertrug dem achtzehnjährigen Jüngling förmlich die erledigte Lehrstelle im J. 203. Nun widmete er Zeit und Kräfte ganz dem wichtigen Amte, und verband mit den unablässlichen Studien die strengste Zucht des Leibes und des Geistes. Dieser Abhärtung wegen hat man ihn den Stählernen, den Demantenen genannt. Auch in den erneueten Verfolgungen, die über die Kirche ausbrachen, bewahrte er den alten Glaubensmuth und leuchtete Allen durch sein Beispiel vor. Er tröstete die Märtyrer, er begleitete sie zur Richtstätte, er setzte sich selbst jeder Gefahr aus; doch sollte er nicht selbst den Zeugentod sterben, sondern noch länger wirken für die Zwecke des göttlichen Reiches. — Seine Lehrthätigkeit wurde eine immer ausgedehntere, und er selbst scheute sich nicht, auch von heidnischen Philosophen sich noch weiter in das Studium der Weltweisheit einführen zu lassen, damit er auf diesem Wege um so leichter die Weisen und Gebildeten für das Christenthum gewinnen könne. Mit dem philosophischen Studium ging aber das Bibelstudium Hand in Hand, und noch

in reifern Jahren lernte er das Hebräiſche, um das alte Teſtament aus der Grundſprache erklären zu können. — Bald verbreitete ſich der Ruf des berühmten Lehrers und Gelehrten im Morgenlande. Ein arabiſcher Fürſt ließ ihn zu einer Unterredung einladen, über deren Erfolg wir übrigens nichts Näheres wiſſen. Unter der Regierung Caracalla's, der zwar nicht die Chriſten verfolgte, aber gegen Alexandrien und deſſen Schulen wüthete, zog ſich Origenes nach Cäſarea in Paläſtina zurück; auch da widerfuhr ihm von allen Seiten die größte Ehre, und obgleich er keine geiſtliche Weihe als Prieſter erlangt hatte, predigte er gleichwohl vor der Gemeinde. Daß er von der Mutter des Alexander Severus, Julia Mammäa, nach Antiochien berufen worden ſei, um mit ihr über das Chriſtenthum ſich zu unterreden, haben wir das letztemal bemerkt. Dieſe vielfachen Auszeichnungen erregten freilich auch den Neid Anderer. Der Biſchof Demetrius von Alexandrien, ein früherer Gönner unſers Origenes, hatte es nur ungerne geſehen, daß dieſer in Cäſarea gepredigt, ohne eine geiſtliche Würde zu haben. Noch übler empfand er es, daß er die Presbyterwürde nicht aus ſeinen Händen empfing, ſondern von den paläſtinenſiſchen Biſchöfen in Jeruſalem und Cäſarea ſich hatte weihen laſſen. Er nahm nun ſeine Zuflucht zu Verdächtigungen; die freiſinnige Lehrart des Origenes gab ihm dazu den beſten Vorwand. Wie oft hat ſich doch hinter den Eifer für Orthodoxie ein kleinlicher Neid verſteckt, leider auch bei ſolchen, denen man eine beſſere Geſinnung zutrauen ſollte! Nachdem Origenes freiwillig Alexandrien verlaſſen, regte Demetrius auch hinterher noch die ägyptiſchen Geiſtlichen wider ihn auf; um ſo freundlicher ward der gelehrte Mann zum zweitenmal in Cäſarea empfangen. Da eröffnete er eine gelehrte chriſtliche Schule, welche in kurzer Zeit zu einer außerordentlichen Blüthe gelangte und ſogar mit der von Alexandrien wetteiferte. Aber ein neuer Sturm erhob ſich, der die eben aufgegangenen Blüthen wieder zu zernichten drohte. Wir haben ſchon der Drangſale erwähnt, die über die Chriſtenheit unter Maximin, dem Thracier, hereinbrachen. Origenes wurde abermals zur Flucht genöthigt; er begab ſich nach Cäſarea in Kappadocien, und erſt als der Sturm ſich gelegt hatte, kehrte er wieder nach Paläſtina zurück. Da luden ihn die chriſtlichen Biſchöfe von Arabien zu ſich ein, um einen

ihrer Amtsgenoſſen, den Beryll von Boſtra, wieder auf den rechten Weg der Lehre zu leiten, nachdem er ſich von demſelben eine Zeitlang entfernt und ſich den früher erwähnten Patripaſſianern angeſchloſſen hatte. Ebenſo mußte er andere arabiſche Lehrer widerlegen, welche die ſeltſame Behauptung aufſtellten, die Seele ſterbe im Tode mit dem Leibe zugleich und werde erſt am jüngſten Tage wieder mit ihm auferweckt. Auch dieſe brachte Origenes von ihrem Irrthum zurück, indem er die Unſterblichkeit der Seele gegen ſie vertheidigte. So bewies derſelbe Mann ſich als eine Stütze der Rechtgläubigkeit, der in ſeinem eigenen Vaterlande als Irrlehrer verſchrieen war. Daß er aber nicht nur mit dem Kopfe den Chriſtenglauben gegen irrthümliche Faſſungen zu vertheidigen, ſondern auch das Leben für Chriſtum einzuſetzen bereit war, davon hat er in der Deciſchen Verfolgung, die, wie wir geſehen haben, im Jahre 250 ausbrach, die glänzendſte Probe abgelegt. Er wurde ergriffen und in's Gefängniß geworfen; ſein Hals ward mit eiſernen Ketten belaſtet, ſeine Füße wurden in den Block geſpannt; auch die Folter hielt er mannhaft aus. Schon drohte ihm der Tod durch's Feuer, als der Tod des Kaiſers den Verfolgungen ein Ende machte und Origenes wieder auf freien Fuß geſetzt ward, allein die Mißhandlungen, die er erduldet, ließen unaustilgliche Spuren zurück; er ſtarb, wahrſcheinlich in Folge derſelben, im Jahre 254 zu Tyrus im 69. Jahre ſeines Alters.

Origenes war ein überaus fruchtbarer Schriftſteller. Er war nicht nur chriſtlicher Denker und Philoſoph; er war Gelehrter im ganzen Umfang des Wortes. Von den Lehrern der drei erſten Jahrhunderte hat keiner wie er das theologiſche Wiſſen nach allen verſchiedenen Richtungen hin gefördert, keiner verhältnißmäßig ſo viel geſchrieben. Das Bibelſtudium verdankt ihm die mühſamſten Vorarbeiten. Mit großen Koſten, die ſein Freund Ambroſius, ein reicher Mann in Alexandrien, aufwendete, hatte er die verſchiedenen griechiſchen Ueberſetzungen des alten Teſtamentes zuſammengebracht und ſie mit dem hebräiſchen Grundtexte vergleichend zuſammengeſtellt in einem Werke, das noch jetzt von den Gelehrten geſchätzt wird [3]). Ueber alle Bücher der heil. Schrift hat er theils gelehrte

[3]) Unter dem Namen der Hexapla.

Commentare geſchrieben, theils praktiſche Vorträge (Homilien) gehalten, die von den kunſtgeübten Händen chriſtlicher Jungfrauen nachgeſchrieben worden ſind und die wir, Dank ſei es ihnen, noch beſitzen. Das Ganze der chriſtlichen Glaubenslehre hat er zuerſt in eine Art von Syſtem gebracht und den Grund zu dem gelegt, was wir chriſtliche Dogmatik nennen [4]). Gegen den Celſus, von dem wir früher geſprochen, hat er die Wahrheit des Chriſtenthums mit Scharfſinn und Beredſamkeit vertheidigt [5]), und überdieß noch in mehrern einzelnen Abhandlungen einzelne Gegenſtände des chriſtlichen Glaubens und Lebens beleuchtet. Auch in der Geſchichte der chriſtlichen Predigt bilden die vorhin erwähnten Homilien des Origenes das erſte namhafte Glied. Sie zeichnen ſich durch große Einfachheit, aber durch Reichthum der Gedanken aus. Mehrere ſeiner Schriften ſind untergegangen, manche von ihm haben wir auch nur in der lateiniſchen Ueberſetzung und zum Theil entſtellt. Noch in neueſter Zeit iſt ein bisher unbekanntes Werk von ihm entdeckt und veröffentlicht worden, eine Beſtreitung der Gnoſtiker [6]). Nun kann es unſeres Ortes nicht ſein, die gelehrten Verdienſte des Mannes von hier aus zu würdigen. Wohl aber müſſen wir uns von ſeiner Theologie im Ganzen und von ſeiner eigenthümlichen Schriftauslegung eine Vorſtellung zu bilden ſuchen. Das ſoll die Aufgabe unſerer nächſten Stunde ſein.

---

[4]) In dem Werke de principiis (περὶ ἀρχῶν).

[5]) Contra Celsum VIII Bücher.

[6]) Doch iſt die origeneiſche Abſtammung dieſes in England herausgegebenen Werkes noch nicht erwieſen; nach neuern Vermuthungen wäre es ein Werk ſeines Schülers Hippolyt.

Vierzehnte Vorlesung.

Idealismus und Realismus. — Origenes und Tertullian.

Die Theologie des Origenes, mit der wir uns in dieser Stunde vorerst beschäftigen sollen, hat für uns darum eine so große und allgemeine Bedeutung, weil sie uns nicht nur mit den persönlichen Ansichten dieses bedeutenden Kirchenlehrers bekannt macht, sondern weil sich in ihr eine Richtung ausprägt, die bis auf diesen Tag ihre Vertreter in der Kirche hat, gegenüber einer andern Richtung, die gleichfalls ihre Berechtigung hat und die zu ihr die Ergänzung bildet. Man hat die eine dieser Richtungen die idealistische, die andere die realistische genannt, — Worte, mit denen man allerdings etwas sagen will, die man aber auch oft nur als Schlagworte gebraucht, ohne über ihren Sinn sich gehörige Rechenschaft gegeben zu haben. Lassen Sie uns daher der Sache selbst etwas näher treten. Alle Religion, das wird man uns zugeben, und so auch das Christenthum beschäftigt sich mit dem Uebersinnlichen, mit dem Geistigen. Die göttlichen Dinge, das sagt uns unsere natürliche Vernunft, liegen hoch hinaus über uns, über unserm Fühlen und Denken. „Was kein Auge gesehen", so sagt ja auch die Schrift, „was kein Ohr gehört, was in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben." — „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." — Es ist daher auch sehr natürlich, daß wo wir von göttlichen Dingen reden, wir unserm Geiste die Zumuthung machen, über das Irdische und

Sichtbare ſich zu erheben, und ſich — wie wir das ja auch bildlich ausdrücken — aufzuſchwingen über die Formen unſerer irdiſchen Erkenntniß, über Zeit und Raum. Wie weit wir dieß wirklich vermögen, iſt freilich eine andere Frage. Aber ſchon das Geſtändniß, daß unſere menſchliche Sprache nicht zureicht, das Göttliche auszudrücken, wie es in Wahrheit iſt, und daß alſo das Bild, das wir gebrauchen, nicht dürfe ſchon genommen werden für die Sache ſelbſt, die es bezeichnet, ſchon dieß Geſtändniß iſt von großem Werthe. Es iſt damit anerkannt die heilige Schranke, die, ſo lange wir in dieſer Zeitlichkeit wandeln, ſich zwiſchen den Himmel und die Erde ſtellt, und die wir nicht ohne Frevel überſpringen dürfen. — So gewiß nun aber einerſeits die Religion etwas Ueberſinnliches, ſo gewiß Gott ein dem beſchränkten Geiſte des Menſchen unerreichbares Weſen iſt, dieweil er in einem Lichte wohnet, dahin kein ſterbliches Auge dringt, ſo gewiß iſt auch wieder nur da Religion und ein religiöſes Verhältniß möglich, wo eine Gemeinſchaft zwiſchen Gott und dem Menſchen geſetzt wird, wo Gott in irgend einer Weiſe dem Menſchen nahe tritt, ſich ihm als den Wahrhaftigen zu ſchauen, zu fühlen, zu genießen giebt in menſchlicher Weiſe, und wenn in einer Religion dieſe Menſchlichkeit Gottes hervortritt, ſo iſt es in der Religion der Bibel, da Gott ſchon im alten Teſtament ſich zu den Menſchen herabläßt und vollends im neuen Teſtament ſich offenbart in der Geſtalt des Menſchenſohnes, der von ſich ſagen konnte: wer mich ſieht, der ſiehet den Vater. Es muß alſo — das werden wir zugeben — immer beides beachtet werden. Das Unendliche, das Ueberſinnliche und Geiſtige in der Religion, das iſt ihre ideale — das Weſenhafte, das dem Menſchen ſich Darbietende ihre reale Seite. Wer nur das Unendliche und Unerreichbare im Auge hat, der wird nie dazu kommen, das Göttliche ſich anzueignen; es bleibt ewig über ihm als ein fernes, nimmer zu erreichendes Ideal; wer dagegen das Göttliche in den ſinnlichen Erſcheinungsformen feſthalten will, ohne ſich daran zu erinnern, daß er es nicht mit zeitlichen und räumlichen, ſondern mit geiſtigen Verhältniſſen zu thun hat, der läuft Gefahr, mit ſeinen religiöſen Vorſtellungen im Materiellen zu verſinken und in jeder Beziehung unwürdig und profan von der Gottheit zu denken. — Der falſche Idealismus, der die gött-

lichen Wahrheiten verflüchtigt, ist daher eben so unrichtig, als der falsche Realismus, der sie verdichtet und versleischlicht; während nur da das religiöse Bewußtsein vollkommen befriedigt ist, wo sich beides durchdringt, wo die Geistigkeit der Religion ihrer Wahrheit und Wesenhaftigkeit und wo diese wieder ihrer Geistigkeit keinen Eintrag thut. Da nun aber kein menschliches System die absolute Wahrheit enthält, so werden wir finden, daß eben immer bei allen menschlichen Vorstellungsweisen das Eine oder Andere vorwaltet, daß die Einen mehr sich anstrengen, das Erhabene, das Unerreichbare des göttlichen Wesens uns zum Bewußtsein zu bringen und daher alles abweisen, was Gott in die Endlichkeit herabzieht, während Andere hierin weniger bedenklich sind, und mit kühner Zuversicht die göttliche Realität in kecker Bildersprache herausheben, auch auf die Gefahr hin, Gott zu vermenschlichen. Vertreter der vergeistigenden (idealisirenden) Richtung ist uns nun eben Origenes, während uns die verleiblichende (realisirende) Richtung hauptsächlich in dem Afrikaner Tertullian entgegentritt. Wir haben, indem wir den Faden der vorigen Stunde nun wieder aufnehmen, zuerst von Origenes zu reden, mit dessen äußern Lebensschicksalen wir uns dort bekannt gemacht haben. In seinem Werk über die Grundlehren der Glaubenswissenschaft sucht nun Origenes gleich von vorneherein alles das ferne zu halten, was Gottes Wesen in das Endliche und Menschliche herabzieht; denn welche Vorstellung wir auch immer von Gott haben mögen, wir müssen immer annehmen, daß er weit über diese Vorstellung erhaben ist. So wenig einem Auge, das nur ein schwaches Laternenlicht verträgt, die Klarheit der Sonne könnte anschaulich gemacht werden, eben so wenig kann unserer menschlichen Vernunft ein zureichender Begriff von Gott gegeben werden. Nun redet zwar allerdings die heil. Schrift von Gott überall in menschlicher Weise; aber diesen Anthropomorphismus der Schrift sucht Origenes dadurch zu beseitigen, daß er den Stellen, die von Gott menschlich reden, einen andern als den nächsten buchstäblichen Sinn unterlegt, wie wir bei seiner Schrifterklärung sehen werden. So kann auch Origenes die biblische Schöpfungsgeschichte nicht wörtlich nehmen; er findet darin nur den bildlichen Ausdruck höherer kosmischer Verhältnisse. Ja, selbst eine Schöpfung, in der Zeit vollzogen, konnte den philo-

ſophiſchen Gedanken des Origenes nicht befriedigen. Er fragte ſich: war Gott jemals müßig? und indem er ſich dieß verneinte, kam er auf eine unendliche Reihe von Schöpfungen Gottes, die unſerer gegenwärtigen Schöpfung vorangegangen. Auch mochte er nicht das geiſtige Leben allein auf den Menſchen beſchränken; auch die Geſtirne ſind ihm beſeelte Weſen; dennoch denkt ſich Origenes Gott nicht etwa als eine bloße abſtracte Größe, die über der Welt ſchwebt, ohne ſich mit ihr in Berührung zu ſetzen; er vertheidigt vielmehr gegen den Celſus die Lehre von einer göttlichen Vorſehung, die in Allem nach höhern Zwecken handelt und die auch die Uebel der Welt als Erziehungsmittel gebraucht, um den Menſchen zu einem gotteswürdigen Weſen heranzubilden. Die menſchliche Seele denkt ſich Origenes (nach dem Vorgange Plato's) als eine von Gott geſchaffene, mit eigenthümlichen Kräften ausgeſtattete geiſtige Perſönlichkeit, die ſchon vor ihrer Verbindung mit dem Körper in andern Welten exiſtirt hat und die einſt auch wieder aus dem Kerker dieſes Leibes erlöst werden wird. Von der Seele unterſchied er (wie noch viele andere Kirchenlehrer dieſer Zeit), den Geiſt im Menſchen, durch den die Seele erſt ihre höhere Vollendung erhält. Wohl iſt der Menſch nach dem Bilde Gottes geſchaffen, aber erſt durch den Gebrauch ſeiner Freiheit, ſeiner Vernunft, reift er zur effectiven Aehnlichkeit mit Gott heran. Der Menſch iſt von ſeiner Geburt an mit Sünde behaftet; denn die Seele hat ſchon in ihrem frühern Zuſtande geſündigt und zudem iſt die Leiblichkeit, wenn auch nicht die einzige Quelle der Sünde, doch ein fruchtbarer Boden für ſie. Es kommt alſo darauf an, daß wir durch Chriſtus, den im Fleiſch gekommenen Sohn Gottes, erlöst und in die Gemeinſchaft ſeines Geiſtes eingeführt werden. Den Sohn Gottes denkt ſich Origenes als die ewige Weisheit und zwar nicht als bloße Eigenſchaft, ſondern als eine vom Vater verſchiedene, ihm untergeordnete göttliche Perſönlichkeit, die darum menſchliche Seele und menſchlichen Körper angenommen hat, um die Menſchen zu erlöſen. Den Tod Jeſu denkt er ſich am liebſten unter dem Bilde eines Opfers, auf das auch die altteſtamentlichen Opfer vorbildlich hinweiſen. Nicht nur für dieſe Welt, ſondern für das ganze Weltall, für alle Weſen im Himmel und auf Erden iſt die ewige Erlöſung geſchehen. Was auf Golgatha an dem

Gekreuzigten geschaut wurde, das ist gleichsam nur der sinnliche Abdruck dessen, was, unsichtbar dem menschlichen Auge, als eine in alle Himmel hineinreichende Gottesthat sich vollzogen hat — das große Geheimniß der Versöhnung. — Und nun das Ende aller Dinge? Das kann nach Origenes nur darin bestehen, daß alles, was von Gott abgefallen, wieder zu ihm zurückgeführt wird, damit Gott sei Alles in Allem. Origenes ist der Urheber der unter verschiedenen Wendungen wieder in die Kirche eingeführten, aber auch vielfach angefochtenen Lehre von einer sogenannten Wiederbringung aller Dinge. Die Sünde ist ihm nur ein zwischen Gott und den Menschen, auch in der Geisterwelt wieder tönender Mißklang, der aber einst sich vollkommen lösen muß. Nur mit großer Vorsicht, aber doch so, daß man's zwischen den Zeilen lesen kann, hat Origenes auch ein endliches Aufhören der Höllenstrafen und selbst eine Rückkehr des Satans zu Gott gelehrt. Das Böse hat ihm keine Selbstständigkeit an sich, darum kann es nicht ewig dauern, und so hat er gelehrt, was ein moderner Dichter gesungen:

„Allen Sündern soll vergeben
und die Hölle nicht mehr sein."

Origenes hat zwar eine einstige Auferstehung des Leibes mit der Kirche gelehrt. Aber diese Lehre findet in seinem System keinen rechten Halt. Da er ein selbstständiges Leben der Seele schon vor ihrer Verbindung mit dem Körper lehrte, so konnte er sich auch ein selbstständiges und ein seliges Leben der Seele denken, auch ohne Körper. Ja, consequenter Weise mußte ihm der Körper eher als eine, den Menschen zur Erde herabziehende Last erscheinen, von der ihn der Tod befreie. Und wirklich kommen bei ihm solche Aeußerungen vor, wonach die Seele im Tod ihre Hülle abstreift und sich frei zu Gott aufschwingt, und wonach einst in der Vollendung der Dinge auch alles Körperliche aufhören und in ein geistiges Sein sich auflösen soll. Wenn Origenes dann gleichwohl eine Auferstehung des Körpers lehrte, und dieses Dogma sogar gegen die Angriffe eines Celsus u. A. vertheidigte, so konnte er es nur thun, indem er auch diese Lehre vergeistigte oder wenigstens sie von all den materiellen und grobsinnlichen Vorstellungen entkleidete, die sich ihr angehängt hatten. Und da konnte er denn wohl mit Recht darauf hinweisen, daß schon Paulus von einem

verklärten Leibe gesprochen habe, der dem verklärten Leibe Christi ähnlich sein werde, und diese geistige Seite der pauliniſchen Auferſtehungslehre hob er denn auch mit aller Macht heraus, und bezeichnete die als einfältig und kindiſch, welche ſich der Hoffnung hingaben, daß eben derſelbe Leib, den ſie auf Erden gehabt, mit eben den Gliedmaßen wieder auferſtehen werde, deren er ſich hienieden bediente. Er machte darauf aufmerkſam, wie unſer leiblicher Organismus genau zuſammenhängt mit ſeinem gegenwärtigen Wohnplatze und wie in andern Welten auch andere Körper ſein müſſen, die der Natur derſelben entſprechen. So wenig ein Fiſch außer dem Waſſer, ſo wenig könnte ein irdiſcher Leib wo anders leben als auf der Erde. Für den Himmel ziemen ſich himmliſche Körper. Eben ſo bekämpfte er die zu ſeiner Zeit noch ſehr im Schwange gehende Lehre von einem tauſendjährigen Reich Chriſti auf Erden, den ſogenannten Chiliasmus. Man kann ſagen, daß er ihn eigentlich auf eine Zeit lang darniedergekämpft hat.

Daß der Menſch während ſeines irdiſchen Lebens auch äußere Gnadenmittel bedürfe, die ſeine Gemeinſchaft mit Gott unterhalten und beleben, das ſah auch Origenes trotz ſeines Idealismus ein; aber unmöglich konnte er nach ſeiner Denkweiſe die Wirkung der Sacramente als eine unmittelbare oder gar als eine magiſche Wirkung faſſen, die ohne Zuthun des Menſchen ihm das Göttliche mittheile. Ihm war die Wirkung des Sacramentes durch den Glauben vermittelt, und wohl keiner der Kirchenlehrer hat ſo beſtimmt als er, Bild und Sache von einander getrennt; namentlich können wir ihn in der Lehre vom Abendmahl als einen Vorgänger Zwinglis und Oekolampads betrachten, indem er Brot und Wein Zeichen des Leibes und Blutes Chriſti nennt und gegen die eifert, welche einen leiblichen Genuß ſtatuiren.

Beſonders wichtig iſt uns aber noch die Lehre des Origenes von der heil. Schrift, und ſeine eigenthümliche Art, die Schrift zu erklären. — Origenes hielt die heil. Schrift des alten und des neuen Teſtamentes (ſo weit dieſe zu ſeiner Zeit ſchon zu einer Sammlung abgeſchloſſen war) mit der ganzen Kirche ſeiner Zeit für ein Werk des heil. Geiſtes. Er ſah in ihr nicht nur eine Sammlung von Schriften aus verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen Verfaſſern, ſondern die ganze Schrift war ihm ein leben-

diger, vom Geiſte Gottes durchdrungener Organismus. Wie nun der menſchliche Organismus beſteht aus Leib, Seele und Geiſt, ſo läßt ſich auch in der heil. Schrift dreierlei unterſcheiden, ihr Leib, d. i. der buchſtäbliche, der Wortſinn, — ihre Seele, d. i. der moraliſche, und ihr Geiſt, d. i. der myſtiſche Sinn. Die Aufgabe des Schrifterklärers beſteht alſo nach Origenes darin, durch den Leib zur Seele, durch die Seele zum Geiſt hindurch zu dringen. Wir ſollen die Bibel allerdings zuvorderſt nach ihrem Wortlaute grammatiſch erklären; aber dabei ſollen wir nicht ſtehen bleiben, das iſt nur die Hülle, wir müſſen uns des innerſten Kernes bemächtigen. Ja, bisweilen iſt die Hülle von der Art, daß ſie uns den Kern verbirgt und daß wir ſie nothwendig erſt abſtreifen und durchbrechen müſſen, wenn uns der Kern nicht verloren gehen ſoll. Oft giebt ſchon der Buchſtabe der Schrift einen guten Sinn; aber aber öfter verdeckt uns der Buchſtabe den Geiſt, ſo daß eine buchſtäbliche Auffaſſung der Schriftſtelle geradezu falſch und irrelettend wäre. In dieſem Falle muß der Buchſtabe in den Geiſt umgedeutet, die betreffende Stelle muß allegoriſch erklärt werden. Darin ging nun Origenes ſehr weit. Wo ihm etwas in der Bibel entgegentrat, das ſeinen geiſtigen Begriffen von Gott zu widerſprechen ſchien, das verwarf er nach ſeinem Wortlaute und nahm es erſt dann als göttliche Wahrheit auf, wenn er es ſich geiſtig zurecht gelegt und umgedeutet hatte. Daß Gott die Welt in ſechs Tagen ſchaffe, daß er mit den Menſchen menſchlich verkehre, unter ihnen wandle und dergleichen, das dürfe man, meint er, nicht buchſtäblich nehmen; eben ſo ſei das, was von den Patriarchen erzählt wird, nicht als baare Geſchichte, ſondern als Allegorie zu faſſen; desgleichen können die geſetzlichen Vorſchriften des alten Teſtamentes unmöglich von Gott gegeben ſein, wenn die buchſtäbliche Erfüllung derſelben ihr Zweck ſein ſoll; denn in dieſem Falle hätten Solon und Lykurg vernünftigere Geſetze gegeben, als Moſes. Nur im Blick auf den geiſtigen, verborgenen Sinn müſſen ſie ausgelegt werden. Ja, meint Origenes, Gott habe abſichtlich ſolche Steine des Anſtoßes dem Leſer in den Weg geworfen, damit er dadurch zu gründlicherm Forſchen angeregt werde. So haben denn auch die bibliſchen Wunder, ſowohl des alten als des neuen Teſtamentes, nicht ſowohl ihre Bedeutung für uns als einmal geſchehene

Geſchichten, ſondern ihre Hauptbedeutung beſteht dem Origenes darin, daß ſie uns geiſtige und ewige Verhältniſſe in einer geſchichtlichen Thatſache vor Augen ſtellen. So iſt z. B. für den Chriſtenglauben nicht das das Wichtigſte, daß Chriſtus einmal Blinde und Lahme geheilt, einmal Todte auferweckt hat, ſondern das iſt für uns die Hauptſache, daß er noch immer den geiſtig Blinden das Auge öffnet, noch immer die ſittlich Lahmen aufrichtet, daß ſie ſpringen gleich dem Hirſch; daß er die geiſtig Todten belebt und ſie aufweckt aus dem Schlaf der Sünde. — Wir würden Origenes mißverſtehen, wenn wir glaubten, er habe durch ſeine allegoriſche Auslegung den bibliſchen Wahrheiten entlaufen, er habe die Schrift rationaliſtiſch ausdeuten wollen. Es mag ihm dieß bisweilen begegnet ſein, wo ſich ſein Geiſt nicht in die Vorſtellungsweiſe der Schrift zu ſchicken vermochte; aber noch weit öfter hat er auch in die Schrift hineingedeutet und ihr gleichſam aus dem Seinigen aufgeladen, was ihr nicht angehört. Er ging von dem oberſten Grundſatz aus, daß nicht eine einzelne Stelle ſich in der heil. Schrift finde, die nicht voll ſei des göttlichen Geiſtes; denn der zu den Menſchen geſprochen hat: „du ſollſt vor mir nicht leer erſcheinen," wie ſollte der etwas Leeres ſagen? — Nun war Origenes für ſeine Perſon ſo erfüllt von dem Geſammtinhalt der Schrift, welcher iſt Chriſtus, daß er eben dieſen Geſammtinhalt wieder in jeder einzelnen Stelle ſuchte. Er hatte ſich ſelbſt ſo feſtgelebt in dem Herzen der Schrift, daß er dieſes Herz auch in den äußerſten Spitzen des Schrift-Organismus wollte pulſiren fühlen, und da hat er denn allerdings oft Mißgriffe gethan; aber auch Tiefblicke, wie ſie ein proſaiſcher oder gar ein profaner Sinn bei aller Sprachkenntniß nicht thun wird. — Wir haben das letztemal geſehen, wie Origenes ſchon zu ſeinen Lebzeiten von Leuten verketzert wurde, die ihm an geiſtiger und ſittlich-religiöſer Bildung weit nachſtanden, und auch ſpäter ſind manche ſeiner Lehren mit dem Anathem der Kirche belegt worden. Auch wir wollen nicht alles gut heißen, was er über Chriſtenthum und Bibel oft mehr geiſtreich, als wahr gelehrt haben mag. Aber bewundern werden wir dieſen ſeltenen Geiſt immerhin, und einem Manne, der ſo wie Origenes im Dienſte des Chriſtenthums ſeine beſte Kraft verzehrt, der ſich mehr als einmal als Märtyrer hingegeben hat, wenn er auch gleich

nicht den Tod des Märtyrers ſtarb, werden wir wohl auch einige Eigenthümlichkeiten zu gute halten, die, wenn auch mit Irrthum behaftet, doch ſeinem chriſtlichen Leben keinen Eintrag thaten. Wie Gott in der Natur einer jeden Kraft, die ſich ſelbſt überlaſſen und in's Ungemeſſene fortgehend, ſchädlich wirken würde, immer auch wieder eine Gegenkraft geordnet, wie er der Centrifugalkraft im Weltall die Centripetalkraft entgegengeſetzt hat, ſo hat er auch im Reich der Geiſter dafür geſorgt, daß, wie das Sprüchwort ſagt, die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Dem aufwärts ſtrebenden Idealismus hat er den an das Gegebene, das Poſitive, ſich haltenden Realismus als heilſame Schranke geordnet, und ſo finden wir denn auch der Kirche der alexandriniſch idealiſtiſchen Denkweiſe eines Clemens und Origenes die realiſtiſche eines Irenäus und Tertullian entgegengeſetzt. Von Irenäus, dem Kleinaſiaten in Gallien, haben wir bereits in einer frühern Stunde geredet. Reden wir jetzt von dem Afrikaner Tertullian. — Er fällt der Zeit nach etwas früher als Origenes. Ein Zeitgenoſſe des Clemens von Alexandrien, war er ſchon in den reifern Mannesjahren, als Origenes ſeine jugendlichen Kräfte erſt zu üben begann. Wir haben ihn aber bis dahin aufgeſpart, theils um ihn durch den Gegenſatz zu Origenes noch mehr in ſeiner Eigenthümlichkeit hervortreten zu laſſen, theils auch, um an ihn ſofort den zweiten Repräſentanten der afrikaniſchen Kirche, Cyprian anknüpfen zu können.

Quintus Septimius Florens Tertullianus war in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts als Heide zu Karthago geboren. Dieſes Karthago, welch eine ganz andere Geſchichte hat es, als Alexandrien. Wir wollen nicht auf den Mythus ſeiner Gründung zurückgehen; aber erinnern müſſen wir an die mächtige That- und Willenskraft, die dieſer Staat ſchon in den früheſten Zeiten entwickelt, an die eiſerne Feſtigkeit, die er der zur Weltherrſchaft aufſtrebenden Macht Roms in einem mehr als hundertjährigen Kampf (264—146 vor Chr.) entgegengeſetzt hat; ein Kampf, worin das alte Karthago erlag; aber die Zähheit des Charakters und den männlichen Trotz haben ſich die puniſchen Naturen bewahrt, und zu ihnen gehörte auch Tertullian. Er war nicht ohne gelehrte Bildung; aber dieſe Bildung nahm bei ihm nicht jene ſpeculative Richtung der Alexandriner; ſie war die prak-

tische Richtung des Sachwalters und Redners, denn dieses Amt hatte Tertullian schon als Heide geübt. Erst in seinem männlichen Alter trat er zum Christenthum über; er hatte das Leben des Heidenthums in sich durchgelebt und kannte es aus Erfahrung. Auch auf ihn scheint das standhafte Bekenntniß der Märtyrer bestimmend gewirkt zu haben. Auch er brachte es übrigens, so wenig als Origenes, zu einem höhern Kirchenamte. Er wurde, wie jener, Presbyter, wahrscheinlich zu Karthago selbst. Von seinem äußern Leben und Wirken ist uns wenig aufbehalten; desto reicheres Zeugniß geben seine zahlreichen Schriften von seinem innern Leben. Ein nicht unbedeutendes Ereigniß, das auch mehr sein inneres, als sein äußeres Leben berührt, ist sein Uebertritt zum Montanismus, von dem wir früher (in unserer eilften Vorl.) gehandelt haben. Uebrigens brachte dieser Uebertritt keine totale Veränderung in ihm hervor; vielmehr fand er in dieser Verbindung mit den Montanisten das, was seinem strengen und fast möchte man sagen, düstern Geiste entsprach. Wir finden bei Tertullian nicht die Beweglichkeit des Gedankens, nicht den idealen Aufschwung, wie bei den Alexandrinern; aber eine Tüchtigkeit der Gesinnung, einen Ernst, einen Tiefsinn, der bei allem Stoßenden und Eckigen, das seine Denkweise mit sich führt, uns in Erstaunen setzt. — Tertullian ist ein erklärter Gegner der Schulphilosophie, der er das Recht abspricht, in theologischen Dingen mitzureden; „denn was hat", fragt er, „die Akademie mit der Kirche, was hat Christus mit Plato, was Jerusalem mit Athen zu thun?" Er nennt die griechischen Philosophen die Erzväter aller Ketzereien. Und doch war er selbst nicht der schlechteste Philosoph, und ein Selbstdenker wie Wenige. Es ging ihm, wie Vielen, die gegen den Vernunftgebrauch in der Religion deklamiren, und immer nur auf das Positive dringen, die sich aber gleichwohl genöthigt sehen, dieses Positive selbst wieder durch Vernunftgründe zu stützen, weil es auch ihnen unmöglich ist, es nur als ein Aeußerliches hinzunehmen, sondern weil es sie drängt, auch die geoffenbarte Wahrheit bis auf ihren innersten Lebensgrund zu verfolgen und sich verständige Rechenschaft darüber zu geben.

Sehen wir daher Tertullian auch nicht wandeln auf den gebahnten Wegen der Philosophie, so sehen wir ihn durch das

Dickicht, wir möchten ſagen, durch den Urwald eines naturwüchſigen Denkens ſich ſeinen eigenen Weg bahnen, ſich ſeine eigene Sprache, ſeine eigene Logik ſchaffen. Da ihm das Weſen der Dinge, wie er ſich ſchön ausdrückt, nicht auf der Oberfläche, ſondern im Marke liegt, ſo bohrt er auch auf dieſes Mark durch die härteſten Rinden hindurch, wobei er allerdings auch manches zärtere Gewebe zerreißt, das für ihn keine Bedeutung hat. — Eleganz des Styls und des Ausdrucks iſt ſeine Sache nicht; er liebt die Schroffheiten des Ausdrucks, wie die Paradoxien des Gedankens, hinter die ſich oft eine bittere Ironie verſteckt. So, wenn er ſagt, gerade das Abſurde ſei das Glaubwürdige, und er glaube ein Dogma gerade, weil es abſurd ſei, ſo wollte er damit doch wohl nur die Flachheit derer züchtigen, die das am liebſten für wahr halten, was ſich leicht begreift und obenauf ſchwimmt und die ein tieferes Nachgraben ſcheuen. Dem ſeichten, alles glatt und ebenmachenden Rationalismus hat Tertullian einen über alle Vernunftbedenken ſich hinwegſetzenden Glaubenstrotz entgegengeſetzt, etwa in der Weiſe, wie es ſpäter auch wieder Luther im Kampfe gegen die Sophiſten ſeiner Zeit gethan hat, und wie früher ſchon Paulus, wenn er von einer Thorheit des Chriſtenthums redete, die ihm höher ſtehe, als die Weisheit der Weiſen dieſer Welt. — Tertullian war, um mich eines modernen Ausdrucks zu bedienen, entſchiedener Supranaturaliſt. Das Chriſtenthum war ihm ein von oben Gegebenes, göttlich Geoffenbartes. „Die Chriſten," ſagt er, „werden nicht geboren, ſie müſſen es werden." Gleichwohl aber ſuchte auch Tertullian einen innern Vermittlungsgrund für das Chriſtenthum; einen Anſchlußpunkt für dasſelbe in der menſchlichen Seele. Iſt auch der natürliche Menſch noch kein Chriſt, ſondern erſt nachdem er wiedergeboren worden, ſo iſt doch die menſchliche Seele von Natur eine Chriſtin, ſie iſt auf das Chriſtenthum angelegt und angewieſen, und wenn die Alexandriner davon reden, daß der göttliche Logos, noch ehe er in Chriſto Menſch geworden, in der Menſchheit keimartig wirkſam geweſen, ſo drückt zwar Tertullian ſich anders aus, aber im Weſentlichen meint er dasſelbe, wenn er ſagt, Gott bezeuge ſich in jeder menſchlichen Seele. Wie dieſe auch immer entartet, von Leidenſchaften umnachtet und gleichſam in einen wilden Rauſch verſunken ſei, ſo erwache ſie doch immer

wieder aus dieſem Rauſche, und ſchon die üblichen Redensarten und Betheurungen: bei Gott! ſo wahr Gott lebt, ſo Gott will, ſind ihm ein Beweis hiefür. Zum vollen Bewußtſein des Göttlichen kommt aber die Seele erſt durch Chriſtum, und nur die Kirche, die Gemeinſchaft der Gläubigen, die auf dem von den Apoſteln gelegten Grunde ruht und ihre Ueberlieferung rein bewahrt, iſt auch im Beſitz der Wahrheit. Was außer dieſer Kirche iſt, das hat keinen Theil an den Gnadengütern des Evangeliums. Darum führt Tertullian eine ſo ſcharfe Sprache gegen die Ketzer, die von der Kirche ſich abſondern; ſie vergleicht er dem Schlangen- und Otterngezüchte, das in trüben Sümpfen ſein unheimliches Weſen treibt; die Chriſten dagegen vergleicht er den Fiſchen, die im friſchen Waſſer ſich wohl befinden, oder den Bewohnern der Arche, die geborgen ſind vor den Gewäſſern der Fluth, welche die Gottloſen verſchlingen. Er ſchneidet den Ketzern von vorneherein alles Recht ab, über Glaubensſachen mit den Rechtgläubigen ſich aus einander zu ſetzen. Selbſt wenn ſie aus der Bibel diſputiren wollen, ſo ſteht ihnen dieß Recht nicht zu; denn nur die Kirche iſt im Beſitz apoſtoliſcher Ueberlieferung und ſomit der rechten Auslegung. Wer nicht die gläubigen Vorausſetzungen theilt, wollte Tertullian ſagen, mit dem iſt keine Verſtändigung möglich — dem ſind wir auch keine Rechenſchaft ſchuldig. Man könnte freilich ſagen, Tertullian habe ſich ſelbſt durch ſeinen Anſchluß an den Montanismus von der Kirche getrennt. Allein wir dürfen nicht vergeſſen, daß der Montanismus rückſichtlich der Lehre mit der allgemeinen Kirche auf demſelben Boden ſtand; auch ſtammt das eben Geſagte wahrſcheinlich aus der Zeit vor ſeinem Uebertritte zu dieſer Partei. — Treten wir nun den Glaubensanſichten Tertullians näher, ſo wird uns auffallen, wie verſchieden ſeine Grundanſchauung der göttlichen Dinge von der der Alexandriner und namentlich des Origenes iſt. Wenn Origenes nicht geiſtig genug von Gott und ſeinen Eigenſchaften reden kann, ſo daß ihm jeder menſchlich beſchränkte Ausdruck der ſtillſchweigenden Verbeſſerung bedarf, ſo nimmt Tertullian keinen Anſtand, Gott ſogar einen Körper zuzuſchreiben. Das meint er freilich nicht ſo gröblich, als es lautet. Ihm heißt, wie den ſtoiſchen Philoſophen, Körper alles, was den Dingen ihr Weſen giebt; ohne Körper iſt das Leben hal-

und gestaltlos, verschwimmt es im leeren Gedankenraum, und so kann ja auch die Gottesidee so verfeinert und verflüchtigt werden, daß nichts als ein Unendliches, Unfaßbares zurückbleibt. Die Beispiele sind ja nicht so selten, daß der Idealismus zum Atheismus, die Verfeinerung der Gottesidee zur gänzlichen Leugnung eines wesenhaften Gottes geführt hat. Darum will Tertullian einen leibhaftigen, einen persönlich lebendigen, — allerdings einen menschlichen Gott, der ein Auge hat, den Menschen zu bewachen, eine Hand, ihn zu schützen, einen Mund, ihn zu belehren, ein Ohr, das auf seine Gebete hört, ein Herz, das ihn zu lieben vermag. Er glaubt Gott damit nicht zu beschränken, daß er ihn vermenschlicht; sondern der Gottesgedanke hat ihm dadurch erst Wirklichkeit. Und so wenig Tertullian mit einem körperlosen Gott sich befreunden kann, eben so wenig will er von einer Menschenseele wissen, die ohne Körper oder doch wenigstens ohne eine dem Körper ähnliche Gestalt zu existiren vermöchte. Wenn daher Origenes die Seelen vorher existiren läßt, ehe sie in das Gehäuse des menschlichen Leibes eingehen, so nimmt Tertullian einfach eine Fortpflanzung der Seele mit dem Leibe an, worauf sich bei ihm auch die Lehre der Erbsünde gründet, für die wir bei ihm zuerst den Namen finden. Seele und Leib sind nach ihm zusammengebunden wie Geschwister. Eins läßt sich ohne das Andere nicht denken. Was dem Einen Liebes oder Leides geschieht, das geschieht auch dem Andern. Ihm ist auch das Christenthum nicht bloße Geistesreligion, sondern eine menschliche Religion für Leib und Seele. So empfängt ja der Leib zunächst die Taufe, und doch geht ihr Segen auf die Seele über; so genießt der Leib die heiligen Pfänder der Liebe Christi im Abendmahl, und doch wird durch dieses leibliche Essen und Trinken die Seele gespeist und getränkt zum ewigen Leben. Darum ist auch die Auferstehung des Leibes dem Tertullian so wichtig, und bei ihm bildet sie nicht nur eine untergeordnete Lehrvorstellung, die dem Christenthum unbeschadet auch wegfallen könnte, sondern ist gerade ein wesentliches Moment seiner ganzen Lehre; denn wie der Leib der Märtyrer sich hat peinigen lassen für Christus, so soll auch der Leib erquickt werden in jenem Leben, und eben so was der Leib gesündigt hat, das soll auch der Leib wieder büßen. Auch die Idee von einem tausend-

jährigen Reich Christi auf Erden hatte für den Montanisten Tertullian nichts Anstößiges, obgleich er diese Lehre nicht so grob sinnlich faßte, wie manche Andere. Mit Einem Wort, für Tertullian's Denken mußte alles eine plastische Gestalt gewinnen was er in dasselbe aufnehmen sollte, mußte, um mich so auszudrücken, Hand und Fuß haben; die abstracte Idee genügte ihm nicht, er liebte das Concrete, das Faßbare und Compacte. Hören wir über ihn das Urtheil eines Mannes, der das Verdienst hat, diesen großen Kirchenlehrer seiner Zeit auf würdige Weise vorgeführt zu haben. „Tertullian," sagt der treffliche Neander in seiner Monographie, „hatte Scharf- und Tiefsinn, dialektische Gewandtheit, aber keine theologische Klarheit, Ruhe und Ordnung; einen tiefen, fruchtbaren, aber nicht harmonisch gebildeten Geist; es fehlte ihm die Zucht der besonnenen Selbstbeherrschung .... Gefühl und Anschauungsvermögen herrschten bei ihm über das Begriffsvermögen vor. Ein von dem Christenthum erfülltes inneres Leben war hier der Verstandesentwicklung vorgeeilt. Tertullian hatte mehr und etwas Höheres im innern Leben, im Gefühl, in der Anschauung, als er im Begriff zu entwickeln im Stande war. Eine neue innere Welt war ihm durch das Christenthum eröffnet: Gefühle und Ideen drängten sich in seiner lebendigen und feurigen Seele, und es fehlten ihm die angemessenen Worte sie auszudrücken. Der neue überschwängliche Geist mußte sich erst seine Sprache bilden. [1])

Wir kennen Tertullian nur halb, wenn wir bloß seine Glaubensansichten kennen; auch seine sittlichen Grundsätze sind von großer Wichtigkeit; sie hangen großentheils mit dem schon früher von uns betrachteten Montanismus zusammen. Wir haben dort gesehen, wie die Montanisten zu den strengen Christen gehörten, und so ist auch die Sittenlehre Tertullians eine durchaus rigoristische, der freiern hellenischen Lebensansicht gänzlich entgegengesetzte. Wenn das Leben der Griechen sich in der Kunst bewegte, und wenn das Schöne nicht nur mit dem Wahren und Guten stets verbunden erscheinen mußte, sondern oft sogar voranstand, so war bei Tertullian gerade das Umgekehrte der Fall. Ja, er nimmt sogar mit den Montanisten eine feindselige Stellung gegen die Kunst ein.

[1]) Neander, Antignostikus. S. 13.

Schon ſein eigener Styl iſt nichts weniger als elegant; er iſt rauh, herbe, oft ſchwülſtig und dunkel. Alles Geſchmückte, Gezierte iſt ihm zuwider. So tadelt er es an den Heiden als Unſinn, bei Feſten und Gaſtmählern ſich zu bekränzen, weil ja die Blumen zum Riechen geſchaffen ſeien und nicht um in den Haaren zu prangen; ſo verbietet er den Frauen allen Putz und verlangt eine durchaus einfache Kleidung; für Jungfrauen den Schleier. Aus allen Kräften eifert Tertullian gegen das Schauſpiel, in dem er bloß Täuſchung und Lüge ſieht. Daß auch in der Poeſie eine Wahrheit liege, davon ſchien er bei ſeinem Realismus keine Ahnung zu haben. Mit größerm Rechte dagegen verurtheilte er das Schauſpiel wegen der Aufregung der Leidenſchaften, die es mit ſich führt und wegen ſeines Zuſammenhanges mit der heidniſchen Götterfabel. Darum nannte er ſogar das Theater ein Haus des Teufels. Auch über andere Vergnügungen und Ergötzlichkeiten des Lebens urtheilte er ſtrenge; der Chriſt ſoll ſich an nichts ergötzen als an Gott und ſeinem Worte. — Wir werden dieſe Strenge begreifen, wenn wir an die Sitten der alten Welt denken, die durch und durch vom Heidenthum inficirt waren. Wie ſollte da ein Chriſt, ohne Verletzung ſeines Gewiſſens, an dieſen heidniſchen Dingen theilnehmen oder gar Gefallen darin finden könne? Nun aber kam die montaniſtiſche Moral häufig in's Gedränge mit dem, was das öffentliche Leben, was der Staat forderte. Wenn z. B. bei einem Triumphzuge eines römiſchen Imperators befohlen wurde, die Häuſer zu bekränzen und zu illuminiren, ſo folgten manche Chriſten willig dieſem Befehl; aber die ſtrengern, zu denen Tertullian gehörte, weigerten ſich auch deſſen, und gaben dadurch auch eher Veranlaſſung zu den Verfolgungen. So verwarf auch Tertullian den Kriegsdienſt, weil er ihn für unchriſtlich hielt und weil mit ihm auch heidniſche Ceremonien verbunden waren, denen ſich ein Chriſt nicht unterziehen ſollte. Der Chriſt, ſo argumentirte er, hat nur einen Herrn, deſſen Dienſtmann er iſt. Dem ſoll er gehorchen und keine andern Waffen führen, als die ſein Herr und Meiſter geführt hat; zu keiner andern Fahne ſchwören, als zu der ſeinigen. — Mit Recht kann man in dieſer und anderer Beziehung die Geſinnung Tertullians mit der vergleichen, welche ſpäter die Wiedertäufer und die Quäker vertreten haben. — Beſonders ſtrenge waren endlich auch

Tertullians Anſichten von der Ehe. Er ging von dem Begriff der Heiligkeit und Unauflöslichkeit derſelben aus. Deßhalb verwarf er, ſich ſtreng an das Gebot des Herrn haltend, jede Scheidung derſelben. Aber auch ſelbſt der Tod ſcheidet nicht, nach ſeiner Anſicht. Die Verbindung dauert auch nach dem Tode als eine eheliche Verbindung fort, deßhalb verwarf Tertullian (und mit ihm die Montaniſten) die zweite Ehe. Aber ſo hoch auch Tertullian die Ehe ſtellte, noch höher ſtand ihm das freiwillig erwählte eheloſe Leben, das Cölibat, und obgleich in unſerer Periode die Kirche noch weit davon entfernt war, die Eheloſigkeit von ihren Prieſtern oder Biſchöfen zu verlangen (Tertullian ſelbſt war verehlicht), ſo trugen doch dieſe überſpannten Anſichten von der beſondern Heiligkeit des eheloſen Standes dazu bei, dem ſpätern Cölibatsgeſetze Eingang in die katholiſche Kirche zu verſchaffen.

Fünfzehnte Vorlesung.

Die nordafrikanische Kirche. — Cyprian. — Die novatianischen Händel. — Streit mit Stephanus über die Ketzertaufe. — Märtyrertod Cyprians. — Seine Ansichten über Kirche und Kirchenzucht.

Origenes und Tertullian sind uns in der letzten Stunde als die Vertreter zweier Geistesrichtungen vorgeführt worden, wovon wir die eine, welche vorwiegend der alexandrinischen Kirche des Morgenlandes angehörte, die idealistische, die andere, die in dem nordafrikanischen Boden Wurzel faßte, die realistische genannt haben. Solche Benennungen sind immer nur Nothbehelfe, und wir müssen uns wohl hüten, das in mannigfaltigen Abstufungen und Schattierungen sich kundgebende Leben der Geschichte in diesen Kategorien beschlossen zu sehen. Aber einmal diese Benennungen zugelassen, so ist schwer zu sagen, welcher von beiden Auffassungsweisen unbedingt der Vorzug gebührt, ob der idealistischen oder der realistischen? Je nach der eigenen Stimmung unseres Wesens und der vorwiegenden Richtung, die unser religiöses Denken genommen hat, werden wir geneigt sein, der einen oder andern unsern Beifall zu schenken. Jede hat ihr Gutes und Wahres, das Anerkennung verdient, jede auch wieder ihre Mängel und Einseitigkeiten, die wir uns können zur Warnung dienen lassen. In Origenes mußten wir das schöne Streben ehren, eine Vermittlung zu suchen zwischen dem Christenthum und der hellenisch-platonischen Philosophie, welche gewiß der edelste Ausdruck des philosophirenden Geistes im Alterthum war, während uns in Tertullian nicht weniger der großartige Versuch freuen mußte, mit Hintansetzung

aller frembartigen Philoſophie, ſich des chriſtlichen Lebensprincips unmittelbar zu bemächtigen und ſich mit Hülfe der ihm zunächſtliegenden römiſch-puniſchen Sprache eine eigene chriſtliche Terminologie zu ſchaffen. An beiden Orten begegnet uns ein Ringen des chriſtlichen, ſeinen Ausdruck ſuchenden Geiſtes mit der Sprache und den Denkformen, wie ſie die Zeit darbot; an beiden Orten das Zugeſtändniß eines überſchwänglichen Inhaltes, für den eben die angemeſſene Form noch nicht gefunden war. Wo nun bei dieſem Ringen und Suchen die eine Richtung ſich bei ihrem Aufſchwung in dem lichten Aether des Idealen zu verlieren drohte, da lief die andere, bei ihrem Graben nach der Tiefe Gefahr, in den dunkeln Gängen ſich zu verirren, oder gar von ihrem eigenen Bau verſchüttet zu werden, wenn das Grubenlicht, dem ſie traute, ihr ausging. Wo die eine mit einer willkürlichen Exegeſe von dem Buchſtaben ſich losſagte, da klammerte ſich die andere nicht weniger willkürlich ſo feſt an denſelben, daß der Geiſt darüber zu erſtarren und die evangeliſche Freiheit in die Schroffheit des Geſetzes umzuſchlagen drohte. Wo die eine dem Gnoſticismus ſich annäherte, ohne jedoch ſich von ihm bis zum Aeußerſten fortreißen zu laſſen, da ging die andere mit dem ſchwärmeriſchen Montanismus ein bedenkliches Bündniß ein. Und doch müſſen wir ſagen: Beide Richtungen haben, bei all ihren Fehlern, etwas Gewaltiges und Impoſantes, und bildeten eine jede in ihrer Weiſe den beſten Damm gegen die Uebergriffe des Häretiſchen, indem ſie das, was Gutes und Brauchbares an jenen häretiſchen Erſcheinungen war, in das kirchliche Bewußtſein verarbeiteten, ſo gut es ihnen gelang.

Nicht nur aber in der Stellung zu ihrer Zeit mußten uns Origenes und Tertullian als die Träger von zwei gleichberechtigten Richtungen erſcheinen, ſondern, wie ich ſchon das letztemal andeutete, ſie reichen gewiſſermaßen auch noch in unſere Zeit hinein. Auch die Gegenwart iſt ja noch immer im Ringen und Kämpfen begriffen nach dem rechten Ausdruck deſſen, was chriſtlich heißen und was als chriſtlich im Leben gelten ſoll. Noch jetzt ſagen die Einen: Faſſet das Chriſtenthum nur einmal geiſtig auf, entkleidet es der allzumenſchlichen Hülle, laſſet ab von der ſtrengen buchſtäblichen Faſſung eurer Dogmen, ſo wollen wir gerne uns anſchließen an dieſe humaniſirte und vergeiſtigte Religion, wie ſie

unſerm modernen Bewußtſein ſich empfiehlt. Dagegen legen die Andern ihren Proteſt ein, indem ſie daran erinnern, wie bei dem Vergeiſtigungsprozeſſe die eigentliche Kraft des Chriſtenthums, die gerade in ſeinen Geheimniſſen und Wundern liege, verloren gehe. Nur in der unbedingten Rückkehr zum poſitiven Wortlaute der Bibel und der kirchlichen Bekenntniſſe, in der heilſamen Beſchränkung der ſubjectiven Vernunft, in der rückſichtloſen Zucht des Geiſtes, auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft, verbunden mit der äußerſten Sittenſtrenge, auch in den ſocialen und perſönlichen Verhältniſſen ſehen ſie das Mittel, dem Chriſtenthum wieder aufzuhelfen mitten in einer verweichlichten und geiſtig-verwöhnten Zeit.

An redlichem Willen und Streben gebricht es weder den Einen, noch den Andern (ich rede von den beſſern unter ihnen, denen es ernſt iſt mit ihrer Ueberzeugung), aber von Einſeitigkeiten ſind die Einen ſo wenig frei als die Andern. Eine totale Vereinigung und Verſchmelzung der beiden Standpunkte wird ſobald nicht möglich ſein. Je nach der geiſtigen Eigenthümlichkeit, die ein Menſch nicht ſich ſelbſt giebt, ſondern die er von Gott empfangen hat, wird der Eine mehr dieſer, der Andere mehr jener Richtung ſich zuneigen. Es iſt ſchon viel gewonnen, wenn nur Jeder der andern Anſicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß er in ihr ein Bruchſtück der Wahrheit erkennt und achtet, und daß er ſtrebt, das *ihm* noch Mangelnde aus dem Guten und Richtigen zu ergänzen, das er an der entgegengeſetzten Anſicht wahrnimmt. Für den Idealiſten iſt es gut und heilſam, vor hochmüthigem Gedankenſchwindel bewahrt zu werden durch die beſtändige Hinweiſung auf die Macht der Thatſachen und der Wirklichkeit, die ſich nicht ſo leicht durch den Zauberſpruch einer philoſophiſchen Formel beſeitigen laſſen; während es den poſitiven Geiſtern auch wieder wohl thut, von Zeit zu Zeit eine geiſtige Anregung zu empfangen, die aus der trägen Sicherheit ihres Beſitzſtandes ſie aufrüttelt und ihnen die Arbeit eines prüfenden Denkens zumuthet, das ſie gegen Verdumpfung und Erſtarrung des Geiſtes ſchützt. — Nicht in *dieſem*, nicht in *jenem* Syſteme, wohl aber im *Chriſtenthum*, das *über* den Syſtemen ſteht, liegt die *ganze*, die *volle* Wahrheit. Das Chriſtenthum iſt weder haltloſer Idealismus, noch geiſtleerer,

bloß am ſogenannten Poſitiven ſich haltender Realismus. Es iſt Geiſt und Leben. — Geiſtiges und Leibliches, Sinn und Wort und That durchdringt ſich in ihm zu lebendiger Einheit einer allſeitigen Gottesoffenbarung. Je mehr wir aus ſeinen Lebensquellen, zu denen wir immer wieder zurückkehren, die ganze Wahrheit zu ſchöpfen und an ſeiner ewigen Norm die Einſeitigkeiten unſeres Weſens auszugleichen bemüht ſind, deſto leichter werden wir zum Ziel gelangen. Der Geiſt allein thut's nicht, wenn nicht das Geiſtige ſich auch in That und Wahrheit bewährt und bekundet. Der Buchſtabe thut's eben ſo wenig, wenn er nicht immer wieder auf's Neue vom Geiſte belebt wird. Selbſt das, was wir das Wirkliche nennen, iſt nur dann ein Wirkliches und ein Wahres, wenn es in den Geiſt aufgenommen, in das Weſen des Geiſtes verwandelt und verklärt und aus ihm wiedergeboren iſt. — Es giebt nicht nur ein Schein- und Traumleben des Idealismus, dem es an aller Realität gebricht, es giebt auch ein Scheinleben des Realismus, der ſich einbildet, die Wirklichkeit zu beſitzen, wo er nur ein todtes Erbe feſthält, wo er die bloße Form ſchon für die Sache und den Leichnam für den lebendigen Leib nimmt, und dieſes Scheinleben iſt oft noch gefährlicher und trügeriſcher als jenes. — Davon iſt eben die Kirche Chriſti und ihre Geſchichte ein ſprechendes Zeugniß.

Auch das Thema der heutigen Stunde, zu dem wir nun übergehen, wird uns zeigen, wie nothwendig es iſt, daß die Kirche ſich fort und fort erbaue auf dem einen feſten Grund, der für alle Zeiten gelegt iſt, wenn ſie nicht haltlos in der Luft ſchweben ſoll; wie ſie aber auch immer wieder ſich erneuern muß im Geiſte, wenn ſie nicht trotz ihrer feſten poſitiven Grundlage im Sumpf der Gewohnheit verſinken oder zur lebloſen Ruine erſtarren ſoll.

Wir dürfen den Boden der nordafrikaniſchen Kirche, den wir mit Tertullian betreten haben, noch nicht verlaſſen. Die heutige Stunde wird uns noch auf demſelben feſthalten, und zwar wenden wir uns jetzt einem andern Gebiete der Kirche zu, als dem der Lehrbeſtimmungen, nämlich dem Gebiete der Kirchenverfaſſung und Kirchenzucht. Auf dieſem Gebiete tritt uns ebenfalls eine große Perſönlichkeit entgegen, die ſich unmittelbar an Tertullian (der um's Jahr 220 ſtarb) anreiht und in manchen Stücken in

seine Fußstapfen tritt; es ist dieß der Afrikaner Cyprian. Wir sehen ihn in eine kampfreiche Zeit hineingestellt. Abgesehen von den Verfolgungen, von denen die Kirche seiner Zeit bedrängt wurde, und von denen wir früher schon gesprochen haben, sehen wir in der nordafrikanischen Kirche selbst einen Kampf der kirchlichen Gegensätze sich entwickeln, der für uns ein nicht geringeres Interesse darbietet, als die Glaubenskämpfe. Es ist einerseits der Kampf des demokratischen Princips gegen das sich in den Bischöfen concentrirende aristokratische Kirchenregiment, als auch wieder der Kampf des volksthümlichen (nationalen) Kirchenbewußtseins gegen die Uebergriffe Roms, was uns hier entgegentritt. Nach beiden Seiten hin hatte Cyprian zu wehren. Gegen den von unter her sich aufringenden Demokratismus hat er das Ansehen der bischöflichen Würde eben so aufrecht zu halten gesucht, als er noch obenhin die Selbstständigkeit seines eigenen Episcopats gegen die Ansprüche Roms auf die Suprematie der Kirche zu vertheidigen suchte. Mit andern Worten, es ist die kirchliche Aristokratie, welche Cyprian sowohl gegen demokratische als monarchische Bestrebungen zu vertreten berufen schien. Machen wir erst mit seiner Person Bekanntschaft.

Thascius Cäcilius Cyprianus, wahrscheinlich in Karthago selbst geboren zu Anfang des dritten Jahrhunderts, stammte aus einer angesehenen Familie und erhielt eine gute wissenschaftliche Bildung. Seine väterliche Religion war die heidnische; aber durch einen christlichen Presbyter Cäcilius wurde er zuerst für das Christenthum gewonnen und im Jahr 246 ließ er sich taufen. Tief ergreifend ist die Schilderung, die er uns selbst von den Wirkungen der Taufe macht, die er an sich erfuhr. „Ich schmachtete," sagt er, „zuvor in Finsterniß und in tiefer Nacht und trieb mich auf dem wogenden Weltmeer schwankend und unschlüssig, auf Irrwegen umher, unsicher über mein Lebensziel, ferne von Wahrheit und Licht; .... aber nachdem ich das heilbringende Bad zum neuen Leben erhalten, da war es mir, als ob alle Befleckung des frühern Lebens abgewaschen wäre, da strömte von obenher heiteres und reines Licht an die versöhnte Brust; und als ich vom Himmel her den Geist geschöpft und durch die Wiedergeburt zu einem neuen Menschen umgeschaffen war, da gewann wundersam der schwankende

Geiſt Kraft, da öffnete ſich das Verſchloſſene, da lichtete ſich das Dunkel; was vordem ſchwierig ſchien, wurde leicht; was mir unmöglich dünkte, ausführbar. Nun erkannte ich, daß was vorher im Fleiſche geboren und im Dienſt der Sünde lebte, irdiſch geweſen, daß aber, was nunmehr der göttliche Geiſt belebte, auch ein göttliches Daſein beginne." — Schon vor der Taufe, im Zuſtande des Katechumenen, hatte ſich Cyprian vielfach mit der heiligen Schrift beſchäftigt. Dieſe heilſame Beſchäftigung ſetzte er nun mit allem Ernſte fort und verband damit das Studium der Kirchenlehrer, beſonders des Tertullian, der für ihn eine Autorität wurde; nicht nur im theoretiſchen, auch im praktiſchen Chriſtenthum. Auch Cyprian nahm es ſtrenge mit ſich ſelbſt. Den größten Theil ſeiner Güter ſchenkte er den Armen und auferlegte ſich ſtrenge Bußübungen. Schon zwei Jahre nach ſeiner Taufe ſehen wir ihn zum Biſchof von Karthago erwählt, nachdem er kurz zuvor die Weihe zum Presbyter erlangt hatte. Die Wahl geſchah durch das Volk. Cyprian glaubte ſich des hohen Amtes unwürdig und lehnte die Wahl ab. Allein das Volk, auf ſeinem Sinn beharrend, umzingelte das Haus und beſtürmte ihn ſo lange mit ſeinen Bitten, bis er nachgab. Aber mit ſeiner Erhebung auf den biſchöflichen Stuhl begann auch für den in ſeiner Größe ſich fühlenden Mann eine Reihe von Mißhelligkeiten, denen nur ein Charakter wie der ſeinige, die Spitze zu bieten im Stande war. Ein Theil der Presbyter, und namentlich der älteren, die ſich durch die Erhebung eines jüngern Mannes auf den Biſchofſtuhl zurückgeſetzt ſahen, zeigte ſich mit dem ganzen Vorgang unzufrieden; es bedurfte eines hohen Maaßes von Klugheit des Benehmens, um dieſe Gegner, wenigſtens auf eine Zeitlang zu gewinnen, und eines entſchiedenen Auftretens, um ihnen zu imponiren. Was Cyprian mit gutem Gewiſſen ihnen einräumen konnte, das räumte er ihnen ein. Er zog ſie in allen Dingen zu Rath und nahm nichts vor, ohne ihre Zuſtimmung. Gleichwohl hatte er wieder zu beſtimmt ausgeprägte Begriffe von der eminenten Würde eines Biſchofs, als daß er dieſelbe nicht da geltend gemacht hätte, wo er das Recht und die Pflicht dazu zu haben glaubte. Cyprian war eine durchaus energiſche Natur; ein Kirchenfürſt im vollen Sinn des Wortes. Als ſolcher übte er auch eine ſtrenge Kirchenzucht. Der Sittenverfall in Kar-

thago forderte ihn doppelt zu dieſer Strenge auf. Er hatte in dieſer, in Ueppigkeit und Zuchtloſigkeit verſunkenen Stadt eine ähnliche Stellung zu behaupten, wie 1200 Jahre nach ihm Calvin zu Genf. Die äußere Ruhe vor Verfolgungen, welche die Chriſten längere Zeit genoſſen, war ein günſtiger Boden für das aufſchießende Unkraut. Ein dreißigjähriger Friede hatte die Gemüther in Sicherheit gewiegt und auch das ſittliche Leben der Beſſern erſchlafft; nicht nur die Laien, auch die Geiſtlichen, ſelbſt Biſchöfe hatten ſich in zeitlichen und weltlichen Sorgen eingelaſſen; bei Frauen und Jungfrauen war die chriſtliche Zucht gewichen, bei einigen ſogar auf's Tiefſte geſunken. Cyprian glaubte mit einer ſtrengen Cenſur durchgreifen zu ſollen. Er unterſagte ganz im Geiſte ſeines Lehrers Tertullian, den Frauen alle Kleiderpracht, durch die ſie nur das Werk des Schöpfers verunſtalten; er eiferte gegen die Schauſpiele, und wollte nicht einmal einem frühern Schauſpieler, der Chriſt geworden war und ſeinen vorigen Beruf aufgab, geſtatten, jungen Leuten Unterricht in der Deklamation und Mimik zu geben. Lieber wollte er, daß der Mann dem Almoſen der Kirche anheimfalle, als daß er auf dieſe Weiſe ſein Brod verdiene. — Mitten in dieſe cenſoriniſche Strenge kam nun aber die Verfolgung unter Decius. Wir wiſſen, wie es in dieſer Verfolgung beſonders auf die Biſchöfe abgeſehen war; wiſſen auch ſchon, daß eben in dieſer Verfolgung Cyprian die Flucht ergriff. Einem Andern hätte man dieß vielleicht verziehen, und vom allgemein chriſtlichen Standpunkte aus ließ ſich ja wohl auch eine Flucht rechtfertigen. So war ja auch Clemens von Alexandrien, ſo waren Andere geflohen. Aber dem ſtrengen Cyprian beurtheilte man auch wieder ſtrenge; ſelbſt eine göttliche Viſion, in welcher ihm dieſe Flucht geboten worden, und auf die ſich Cyprian berief, ſchützte ihn nicht vor dem Vorwurfe der Feigheit. Er mochte nun immerhin, um den übeln Eindruck möglichſt auszulöſchen, aus der Ferne als ein treuer Hirte für die zurückgelaſſene Heerde ſorgen und ſchriftliche Ermunterungen zur Geduld erlaſſen; er mochte ſich in aller Treue der Armen annehmen, und die um des Bekenntniſſes willen Gefangenen der Sorgfalt chriſtlicher Brüder empfehlen (er ſelbſt legte eine milde Gabe bei), ſeine Stellung blieb eine ſchwierige, und was ſie doppelt ſchwierig

machte, das war das Verhalten der Kirche gegen die während der Verfolgung Abgefallenen.

Wir haben früher erwähnt, daß es deren in der Deciſchen Verfolgung viele gab und von verſchiedenen Stufen (Opfernde, Weihrauchſtreuende und ſolche, die ſich durch erkaufte ſchriftliche Zeugniſſe der heidniſchen Obrigkeiten gegen die Verfolgung ſchützten) [1]). Solche Gefallene wurden als unwürdige Glieder von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen, und nur unter ſchweren Bedingungen wurde ihnen der Wiedereintritt geſtattet. Allein die Strenge gegen ſie mußte offenbar nachlaſſen, wenn gerade die ſtandhafteſten Bekenner, die bei der Gemeinde in hohem Anſehen ſtanden, ein gutes Wort für dieſe gefallenen Brüder einlegten. Sie, die Kerker und Bande und Folter ausgeſtanden, hätten ja am eheſten auf Beſtrafung und Beſchämung der Gefallenen dringen können. Wenn ſie nun aber ſelbſt mit dem Beiſpiel der Milde vorangingen, wenn ſie, die Starken, ein Wort der Fürbitte einlegten für die ſchwachen Brüder, wer durfte ihnen widerſtehen? — Einer widerſtand ihnen, und das war gerade Cyprian. Obgleich er ſich der Verfolgung durch die Flucht entzogen hatte, ſo glaubte er ſich dadurch nicht gehindert, die Strenge der Kirchengeſetze auf die Gefallenen anzuwenden; denn zu fliehen war erlaubt, nicht aber den Glauben zu verleugnen. Gleichwohl mußte es einen übeln Eindruck machen, wenn der flüchtig gewordene Biſchof über die gefallenen Brüder ſtrenger urtheilte, als die Männer, die im Feuer geſtanden und ihr Leben einzuſetzen jeden Augenblick bereit waren, und mag es immerhin unter dieſen auch Solche gegeben haben, die auf den bewieſenen Muth ſich etwas zu gut thaten und darauf übertriebene Anſprüche gründeten; man wird es begreifen, daß ihre Fürſprache bei der Menge beſſer aufgenommen wurde, als das ſtrenge Gebot des Biſchofs. — Das aber wird man nicht weniger begreifen, daß dadurch die Kirchenzucht auf's Tiefſte erſchüttert wurde. Die Bekenner, die zwar perſönlichen Muth und Todesverachtung bewieſen hatten, gehörten eben keineswegs immer zu den Erleuchtetſten und und Tugendhafteſten in der Gemeinde; es gab auch rohere Naturen unter ihnen, die phyſiſche Schmerzen gering achteten, während ſie

[1]) Sacrificati, Thurificati, Libellatici.

es in sittlichen Dingen nicht so genau nahmen, und wie gefährlich war es dann für die Kirche, wenn diese in den einmal ausgestandenen Leiden einen Freibrief erblickten, theils für sich selbst, theils für Andere. Und das geschah wirklich. Der Mißbrauch ging so weit, daß die sogenannten Bekenner (confessores) nicht nur einzelne Gefallene zur Wiederaufnahme empfahlen, sondern ihnen für sich und ihre Hausgenossen Ablaßscheine ausstellten, und dadurch die Handhabung der Ordnung unmöglich machten. Diesem unordentlichen Wesen konnte Cyprian nicht gleichgültig zusehen. Er richtete sich zunächst in Briefen an die Bekenner selbst und machte sie auf das Ungeziemende ihres Betragens aufmerksam. Er ließ ihrem in den Verfolgungen bewiesenen Muthe alle Gerechtigkeit widerfahren, rügte aber die Unordnungen, die sie durch ihre willkürlichen Abläße beförderten. Doch, was geschah? Nach und nach ließ sich Cyprian selbst zu mildern Grundsätzen, hinsichtlich der in der Verfolgung Gefallenen, bewegen, und erließ darüber einige mit der frühern Strenge allerdings nicht zusammenstimmende Verordnungen. Das aber machte seine Stellung zur Opposition um nichts besser. Im Gegentheil. Wie früher seine Strenge, so gereichte ihm nun wieder seine Milde zum Vorwurf bei denen, die ihm einmal übel wollten. Man sieht, es ist durchaus nicht das Princip an sich, weder der Strenge noch der Milde, was hier in Betracht kam; es ist die Person des Bischofs, es ist seine hervorragende Stellung, die von der Mehrzahl der demokratisch gesinnten Geistlichen nun einmal nicht ertragen wurde, und man weiß ja nur zu gut, wie der Parteihaß an einer unbeliebigen Persönlichkeit immer wieder etwas auszusetzen hat, auch wenn sie ihre persönlichen Ansichten und Grundsätze (vielleicht der Partei zu lieb), was wir bei Cyprian nicht behaupten wollen, geändert hätte. Genug, die gegnerische Faction trieb es bis zum offenen Bruche mit ihrem rechtmäßigen Bischof. An ihrer Spitze stand ein kirchlicher Demagoge, der Presbyter Novatus, von dessen sittlicher Verworfenheit Cyprian uns eine abschreckende Schilderung macht, wobei die Vermuthung nahe liegt, daß Cyprian in seiner Leidenschaft die Farben stärker aufgetragen habe, als die Wahrheit es erheischte. Dieser Novatus gesellte sich einem Diaconus Felicissimus bei, den er auf seine eigene Hand hin ordinirte. Diese

Beiden widersetzten sich nun den Abgeordneten des Bischofs, welche die kirchlichen Dinge in Karthago untersuchen und ordnen sollten, und wurden dieser Widersetzlichkeit wegen von Cyprian aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. — Nach Ostern 251 kehrte Cyprian selbst nach Karthago zurück, nach einer vierzehnmonatlichen Abwesenheit. Sofort veranstaltete er eine Kirchenversammlung der ihm treu gebliebenen Bischöfe, und das erste Geschäft war, die Grundsätze wegen der Gefallenen festzustellen. Die Synode suchte die Mitte zu halten zwischen allzugroßer Strenge und allzugroßer Nachgiebigkeit. — Aber unterdessen hatte sich der Streit noch mehr verwickelt. Auch in Rom war es zu ernsten Bewegungen gekommen. Dort zeigte sich erst das umgekehrte Verhältniß. Dort war der Bischof Cornelius von Anfang an milde gegen die Gefallenen verfahren; gegen ihn erhob sich der Presbyter Novatianus, der allen Gefallenen die Wiederaufnahme in die Kirche auf's Strengste verweigerte, während der Presbyter Novatus in Karthago anfänglich zu jenen Milden gehört hatte, die sie mit Leichtigkeit wieder aufnahmen. Als nun aber Novatus nach Rom gekommen, machte er mit Novatianus gemeinsame Sache, und wie er früher die mildere Maxime gegen die strengere Cyprians vertheidigt hatte, so vertheidigte er jetzt umgekehrt die strengere Ansicht gegen den milder gewordenen Cyprian sowohl als gegen den römischen Bischof Cornelius. Es liegt auf der Hand, daß es ihm durchaus nicht um die Principien zu thun war, die er nur vorschützte; er suchte einen Bundesgenossen, um gegen die Aristokratie der Bischöfe zu operiren, und das gelang ihm. Er und seine Partei brachten es nun auch in Afrika dahin, daß dem Cyprian ein Gegenbischof gesetzt wurde in der Person eines gewissen Fortunatus, der auch mit zur rebellischen Priesterfaction gehört hatte. Allein Cyprians Ansehen bei dem bessern Theil der Gemeinde wurde durch solch unwürdiges Parteigetriebe nicht erschüttert; im Gegentheil hob sich dasselbe immer mehr, besonders als er in der über Karthago ausgebrochenen Pest (von der er uns selbst eine lebhafte Beschreibung gegeben hat) sich durch seine christliche Hingebung und seine Glaubenstreue die allgemeine Liebe und Achtung auch derer zu erwerben wußte, die ihm früher gegrollt hatten. Die Novatianer, wie nun die Partei entweder nach dem römischen Novatianus oder nach

dem afrikanischen Novatus genannt wurde, hoben dagegen ihrerseits alle Gemeinschaft mit der katholischen Kirche auf, weil ihnen diese in ihren Grundsätzen der Kirchenzucht viel zu lax erschien; sie schlossen die, welche gröbere Sünden oder sogenannte Todsünden begangen, für immer aus der Kirche aus, und die, welche von der katholischen Kirche zu ihr übertraten, tauften sie noch einmal. In ihrer Strenge trafen sie vielfach mit der der Montanisten überein, mit denen sie sich zum Theil auch äußerlich vermischten, bis sie endlich von der herrschenden Kirche überwältigt, von dem Schauplatz der Geschichte verschwanden.

Hatte Cyprian in diesem Streite mit seinem römischen Collegen, Cornelius, zusammengehalten gegen die widerstrebende demokratische Partei in der Kirche, wie sie sich anfänglich als die laxe und dann als die überstrenge sich erwies, so sehen wir ihn dagegen mit dem Nachfolger des Cornelius, dem römischen Bischof Stephanus in eine heftige Fehde gerathen, wobei er gegen die Uebergriffe des römischen Stuhles seine bischöfliche Selbstherrlichkeit zu bewahren suchte.

Von den ältesten Zeiten an hatte die Kirche das Bewußtsein, daß nur in ihr das Heil und außer ihr keines zu finden sei. Es ist dieser Satz nulla salus extra ecclesiam, freilich in der Folge zu einer todten und harten Formel geworden, in so fern man eben die äußere, in die Sichtbarkeit tretende Kirche mit der wahren Gemeinschaft der Gläubigen verwechselte. An sich aber war der Satz: kein Heil außer der Kirche, ein ganz richtiger, wenn er so viel sagen wollte, als außer Christus und der geistigen Verbindung mit ihm sei kein wahres Heil für den Menschen zu finden. Es hieß dann nur so viel, als was Christus selbst sagt: Jede Rebe, die nicht am Weinstock bleibet, die verdorret. — „Wer die Kirche", so hieß es, „nicht zur Mutter hat, der hat Gott auch nicht zum Vater." So hieß es bei Cyprian, so hieß es bei allen katholischen Christen der ersten und der folgenden Jahrhunderte. Mit diesem obersten Grundsatze, daß nur in der Kirche das Heil zu finden, stand auch der andere in genauer Verbindung, daß nur die Kirche und zwar die rechtmäßige, die katholische, im Besitz sei des heiligen Geistes und der von Christo geordneten Gnadenmittel, daß mithin auch allein in ihr die rechte Taufe zu finden sei. Wenn daher

ſolche, die bisher nicht zu dieſer Kirche gehört hatten, zu ihr übertraten, ſo wurden ſie getauft mit der chriſtlichen Taufe, und dadurch in die Kirche aufgenommen. Nun fragte ſich's, wie ſteht es mit denen, die bei einer häretiſchen Partei, die von Ketzern getauft worden ſind? Iſt dieſe Taufe gültig oder nicht? Die afrikaniſche Kirche verneinte es. Die Ketzer bilden keine Kirche und folglich haben ſie auch keine Taufe. Was ſie ſo nennen, verdient dieſen Namen nicht, und folglich müſſen die von den Ketzern Getauften, wenn ſie zur einen und allgemeinen Kirche übertreten, noch einmal getauft, oder richtiger ausgedrückt, ſie müſſen jetzt erſt wahrhaft getauft werden; denn nicht eine Wiedertaufe ſoll an ihnen vollzogen werden, ſondern ſchlechthin die Taufe, die ſie nach dem Sinne der Kirche noch gar nicht hatten. Wir haben vorhin bemerkt, daß die Novatianer alle die wieder tauften, die zu ihnen übertraten, weil ſie glaubten, die rechte, die reine und unverdorbene Kirche zu ſein, während ſie in der katholiſchen Kirche eine Abtrünnige erkannten. Sie handelten nach dem gleichen Grundſatz wie die Katholiken; daß nur in der wahren Kirche die wahre Taufe ſei. Sie aber hielten ſich für die wahre Kirche.

Entgegen dieſem Grundſatze und wohl aus Oppoſition gegen die Novatianer behauptete aber der römiſche Biſchof Stephanus, die Taufe iſt eine an ſich gültige, in ſich abgeſchloſſene Heilsthat Gottes an den Menſchen, die unabhängig von dem Glauben des ſie vollziehenden Prieſters, das wirket, was ſie nach ihrer Natur wirken ſoll. Auch von einem Ungläubigen, von einem Ketzer vollzogen, iſt ſie gültig, wenn ſie nach der Vorſchrift Chriſti auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geiſtes vollzogen iſt. Wie ja auch ein Siegel Gültigkeit hat, abgeſehen von der Beſchaffenheit deſſen, der es aufdrückt, bewahrt auch die Taufe ihren von der Perſon des Täufers unabhängigen Charakter. So ungefähr ließ ſich des Stephanus Anſicht rechtfertigen, ſo iſt ſie wenigſtens ſpäter gefaßt und weiter ausgeführt worden, während ſeine eigenen Ausſprüche darüber noch verſchiedene Auslegungen zulaſſen. Immerhin war das ſeine Meinung, es genüge, die von den Ketzern Getauften durch bloße Handauflegung in die katholiſche Kirchengemeinſchaft aufzunehmen, und dieß, behauptete er, ſei apoſtoliſche Tradition und römiſche Obſervanz. Das letztere geſtanden

ihm seine Gegner, zu denen Cyprian gehörte, zu; nur hatte das für sie kein Gewicht; das erstere hingegen leugneten sie, und wenn Stephanus sich darauf berief, daß auch die von dem Diaconus Philippus getauften Samariter von Petrus und Johannes nicht noch einmal getauft worden seien, sondern daß ihnen die Apostel bloß die Hände aufgelegt hätten (Apostelg. 8, 17), so erwiederte Cyprian wohl mit Recht, daß dieser Fall hieher nicht passe, da Philippus kein Ketzer, sondern ein rechtgläubiger Christ gewesen.

Uebrigens meinte Cyprian, daß in solchen Dingen die „Gewohnheit" allein nicht entscheiden soll; es gäbe auch alte, verrostete Irrthümer; unser Gott heiße nicht Gewohnheit, sondern Wahrheit, und nach dieser sei in allen Dingen zu handeln. — Als Stephanus den Abgeordneten der afrikanischen Kirche kein Gehör schenkte, wandte sich Cyprian an die Bischöfe Asiens, und diese gaben ihm ihren Beifall. Ja, der Bischof von Cäsarea, Firmilianus, mißbilligte auf's Höchste die Anmaßung Roms, womit es andern Kirchen seine Weise als die allein gültige aufdringen wolle, und die Folge war, daß auf einer Synode in Karthago (261) sich die afrikanischen Bischöfe einstimmig gegen Rom erklärten. Allein was half es? — Rom beharrte bei seinem diktatorischen Worte, und wie früher im Osterstreite, so trug es auch hier den Sieg davon. Und so blieb es denn römische Observanz, die von Ketzern verrichtete Taufe als gültig anzuerkennen, wenn sie in den richtigen Formen vollzogen ist. Dieser Observanz ist die römische Kirche auch nach der Reformation in so weit treu geblieben, als sie auch die in der protestantischen Kirche getauften Christen nicht wieder taust, wenn sie zu ihr übertreten, obgleich es auch Beispiele vom Gegentheil giebt, die uns zeigen, wie die gerühmte Consequenz dieser Kirche auch ihre bedenklichen Ausnahmen hat.

Nun nahete auch die Zeit, da der vielgeprüfte Mann jene Krone des Märtyrthums erlangen sollte, von der er selbst in einer seiner Schriften mit Begeisterung geredet hat; die Zeit, da er auch den Mund der Lästerer stopfen sollte durch das blutige Zeugniß, das keine Lüge zu verwischen, kein Neid zu verkleinern vermochte. Schon unter Kaiser Gallus waren, wie wir früher gesehen haben, neue Verfolgungen ausgebrochen. Cyprian floh nicht, wurde aber auch nicht von der Verfolgung erreicht. Anders unter Kaiser

Valerian. Schien auch im Anfange die Verfolgung in Afrika nicht ſehr blutig ſich anzulaſſen, ſo war es doch auch hier vor allen Dingen auf die Biſchöfe abgeſehen. Es war den 30. Auguſt 257, kurz nachdem Cyprian in einer Schrift zum Märtyrtod ermahnt hatte, als der römiſche Proconſul Aſpaſius Paternus ihn vor ſich beſchied und ihm den kaiſerlichen Befehl eröffnete, wonach Jeder ohne Ausnahme den Göttern opfern ſollte. Cyprian erklärte, er ſei ein chriſtlicher Biſchof, ein Verehrer des allmächtigen Gottes, Schöpfers aller Dinge, zu dem er ſtets für das Wohl der Imperatoren bete; zu opfern ſei ihm unmöglich. Als er auf dieſer Erklärung beharrte, wurde ihm die Stadt Curubis zum Verbannungsorte angewieſen. Die Stadt war eine Tagreiſe von Karthago entfernt, in einer öden, flachen Gegend, der Sonnenhitze ausgeſetzt, höchſt ungeſund. Von da aus leitete Cyprian, ſo gut er's vermochte, die Angelegenheiten der Kirche; auch tröſtete er in einem Sendſchreiben die in die mauritaniſchen und numidiſchen Bergwerke verurtheilten Chriſten; es waren neun Biſchöfe mit ihren Presbytern und Diakonen. Sein eigenes Schickſal ſoll ihm ein nächtliches Traumgeſicht offenbart haben. Es träumte ihm, er ſtehe vor dem Blutgericht, das Urtheil wurde ihm geſprochen; ein Jüngling deutete ihm durch Geberden an, er werde enthauptet werden. Er ſtellte die Bitte, man möge ihm zur Anordnung ſeiner Geſchäfte, einen Tag Aufſchub ſchenken. Dieſer Tag bedeutete (nach der Auslegung ſeines Biographen Pontius) ein Jahr, und wirklich verzögerte ſich die Hinrichtung noch ſo lange. Nach Verfluß dieſes Jahres ließ der Proconſul den Verbannten wieder vor ſich laden und befahl ihm, ſich auf ſeine Güter zu begeben, damit er ihm zur Hand ſei, wenn das ſchärfere Edict von Rom, von dem er vorläufige Kunde hatte, würde eingetroffen ſein. Das ſchärfere Edict erſchien; es lautete auf Todesſtrafe für Jeden, namentlich für jeden Geiſtlichen, der ſich weigern ſollte, an den vaterländiſchen Religionsübungen theilzunehmen. Cyprian war auf Alles gefaßt, um ſo mehr, als er auch den ſchon erfolgten Märtyrtod des römiſchen Biſchofs Sixtus erfahren hatte. Vergebens forderten ihn ſeine Freunde auf, auch dießmal durch die Flucht ſich zu retten; für dießmal glaubte Cyprian den Willen Gottes erkannt zu haben, daß er ſterben müſſe, ebenſo wie er

früher seine Flucht auf einen göttlichen Wink hin veranstaltet hatte. Einzig lag ihm daran, in Karthago selbst, und nicht an einem andern Orte, sein Zeugniß abzulegen. Als ihn daher der Proconsul, der sich gerade zu Utika befand, durch die Lictoren dahin wollte holen lassen, zog er sich auf seine Güter zurück und erließ von daher den letzten Brief an die Gemeinde. Er ermunterte sie zur Standhaftigkeit und zu ruhigem Verhalten. Sobald der Proconsul Galerius Maximus, der auf den Aspasius Paternus gefolgt, wieder nach Karthago zurückgekehrt war, fand sich auch Cyprian bereit, sich zum Verhör zu stellen. Zwei Häscher holten ihn von seinen Gütern ab. Sie setzten ihn zwischen sich auf einen Wagen und führten ihn in's Verhör. Er wurde in Arrest gelegt. Eine mächtige Bewegung entstand in ganz Karthago, als die Nachricht von der Ankunft des Bischofs und von seiner Verhaftung sich verbreitete. Eine Menge Volks brachte die Nacht vor seinem Gefängniß zu. Der Bischof that Alles, um Unordnungen zu verhüten. Des andern Morgens, es war am 14. September 258, ließ der Proconsul ihn vor sich bringen. Cyprian gestand offen, er sei christlicher Bischof und fest entschlossen, dem Befehl des Kaisers in Absicht auf die Opfer, keine Folge zu leisten. Das Urtheil ward gesprochen. Es lautete: Thascius Cyprianus soll mit dem Schwert hingerichtet werden. Cyprian erwiederte: „Gott sei gedankt." Unter Begleitung einer großen Volksmenge ward er zur Stadt hinausgeführt auf einen ebenen, mit Bäumen bepflanzten Platz. Hier entkleidete er sich, kniete nieder, betete. Dem Scharfrichter befahl er 25 Goldstücke auszuzahlen. Die Augen verbanden ihm zwei seiner Geistlichen. Nur mit zitternder Hand führte der Scharfrichter den tödlichen Schlag. Der Leichnam ward in der Nähe des Richtplatzes von den Christen begraben. — Bald erhoben sich zu seinen Ehren zwei Kirchen in Karthago, die eine an der Stelle, wo er hingerichtet, die andere, wo er begraben war. Beide wurden späterhin bei den Einfällen der Vandalen unter Geiserich zerstört. Die katholische Kirche hat den Cyprian als Heiligen verehrt und nach der Legende soll Karl der Große seine Gebeine nach Frankreich gebracht haben, wo sie, zuerst in Lyon, dann zu Arles aufbewahrt wurden. Auch andere Kirchen der spätern Zeit, wie die zu Venedig, das Kloster von Compiègne, die Kirche von Rosnay

in Flandern ſtreiten ſich um die Ehre, ſeine heiligen Ueberreſte zu beſitzen. — Höher als dieſe irdiſchen Ueberreſte ſtehen uns die Zeugniſſe ſeines Geiſtes, ſeine Schriften. Von dieſen laſſen Sie uns noch ein Wort reden.

Cyprian gehört nicht zu den großen Theologen und Kirchenlehrern der Kirche. Er hat weder den ſpeculativen Geiſt der Alexandriner, eines Clemens und Origenes, noch den genialen, auf's Mark der chriſtlichen Wahrheiten eindringenden Tief- und Scharfſinn ſeines Lehrers Tertullian. Er war mehr Kirchenfürſt, als Kirchenlehrer; mehr Hierarch, als Dogmatiker. In ihm ſieht die engliche Hochkirche das Vorbild der Männer, die wider den Puritanismus des 17. Jahrhunderts eine feſte Mauer gebildet haben. Auf ſeine Grundſätze weist die Oxforderſchule hin als auf die Grundſätze des ächten, vom römiſchen unterſchiedenen Katholicismus. So ſind auch Cyprians Schriften nicht ſowohl lehrhafter, als kirchenregimentlicher und praktiſcher Natur, oder wo ſie dogmatiſiren, da gilt es dem Dogma der Kirche, das den Mittelpunkt der Cyprianiſchen Theologie bildete. Das Meiſte, was wir von ihm haben, ſind Briefe, die mit ſeiner Amtsführung und mit den wechſelvollen Schickſalen ſeines Bisthums ſelbſt zuſammenhängen, freilich Briefe, die ſich mitunter zu Abhandlungen erweitern, wie ſeine Schrift von der Einheit der Kirche. Dieß iſt eine ſeiner Hauptſchriften; man hat ſie nicht unpaſſend die magna charta der kirchlichen Hierarchie genannt. Sie erwuchs ihm unter ſeinen Händen mitten unter den novatianiſchen Streitigkeiten. Eben den traurigen Spaltungen gegenüber, wie ſie ein Novatus und Felicissimus in Afrika, wie ſie ein Navatianus in Rom anrichteten, hob Cyprian den großen Gedanken der Einheit und Allgemeinheit der Kirche hervor. Er bedient ſich dazu der Bilder, wie ſie die Natur und die heilige Geſchichte an die Hand geben. So wie mehrere Strahlen aus der einen Sonne ausſtrahlen, ſo wie viele Aeſte aus dem einen Stamme ſich verbreiten, ſo wie viele Bäche aus der einen Quelle ſich ergießen, ſo müſſen alle Chriſten mit der Kirche, als ihrer gemeinſchaftlichen Sonne, Wurzel und Quelle verbunden ſein. Reiß den Strahl aus der Sonne und dahin iſt die Mannigfaltigkeit des Lichtes mit der geſtörten Einheit; brich den Aſt vom Stamme und er ver-

trocknet; ſchneide den Bach von ſeiner Quelle ab und er verſiegt. So iſt ihm auch das Oſterlamm, das in einem Hauſe gegeſſen werden mußte, ſo iſt ihm das eine Haus der Rahab, das verſchonet wurde, ein Bild des einen Hauſes der Kirche; ſo der ungenähte Rock Chriſti ein Bild der einen, unzertrennlichen Kirche, und wenn es im hohen Liede heißt: eine iſt meine Taube, wer kann dieſe Taube anders ſein, als die Braut Chriſti, die Kirche? Aber eben darum muß auch die Kirche die Taubenunſchuld bewahren. Wer die nicht hat, der mag ſich von der Kirche trennen, an ihm iſt nichts verloren, im Gegentheil, die Kirche muß ſich Glück wünſchen über ſein Ausſcheiden. Den Waizen treibt der Wind nicht weg, wohl aber die Spreu. Feſtgewurzelte Bäume werden nicht ausgeriſſen, nur die kraftloſen. Solche mögen dann immer ihre eigenen Kirchlein ſich bilden; aber vergebens berufen ſie ſich auf das Wort des Herrn: „wo zwei oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen;“ wie ſoll Chriſtus unter ihnen ſein, da ſie ſich muthwillig von ihm und ſeiner Kirche getrennt haben? Selbſt der Märtyrtod kann ſolchen Abtrünnigen nichts frommen; denn wo bleibt die Liebe, die allein nach des Apoſtels Lehre den guten Werken ihren Werth giebt? denn wenn ſich auch Einer ſengen und brennen ließe und hätte die Liebe nicht, ſo wäre er nichts. Cyprian kann nicht Ausdrücke finden, die ihm ſtark genug wären, das Verwerfliche der Sectirerei und des Separatismus zu bezeichnen. Er vergleicht in gewaltigem Pathos, das ihm ſo viele Päpſte und Päpſtlein nachgemacht haben, die Abtrünnigen mit der Rotte Korah, die ſich dem Prieſter Gottes zu wiederſetzen wagt und in ihr eigenes Verderben ſtürzt; er verdammt ſie weit mehr, als die Gefallenen, die doch ihr Unrecht einſehen und zur Kirche zurückkehren. — Dieſe Schrift nun über die Einheit der Kirche macht einen eigenen Eindruck auf uns, je nachdem wir die höhere Idee, die ihrem Verfaſſer vorſchwebt, in's Auge faſſen oder uns in die leidenſchaftliche Stimmung hinein verſetzen, die offenbar an der Abfaſſung auch ihren Theil hatte. — Es iſt gewiß etwas Großes um dieſe Einheit und Ungetheiltheit der Kirche, um dieſe Katholicität im wahren Sinne des Wortes, und wir Proteſtanten thun ſehr unrecht, wenn wir dieſen Katholicismus als dem proteſtantiſchen Princip wider-

ſtrebend bezeichnen; denn es heißt die Kirche aufgeben, wenn man den Gedanken an ihre höhere Einheit aufgiebt. Aber dieſe Einheit läßt ſich nun einmal nicht durch äußere Formen erzwingen; ſie darf nicht erzwungen werden auf Koſten des Lebens, auf Koſten der innern Reinheit und Heiligkeit. Gewiß iſt alle Spaltung vom Uebel, und jeder, der von der Kirche ſich trennt, giebt Aergerniß. Aber hat der Herr nicht geſagt: es müſſen wohl Aergerniſſe kommen? — Und hat nicht oft die Kirche ſelbſt durch ihre Lauheit, durch ihre Fleiſchlichkeit, durch ihr Hängen am Aeußerlichen dieſe Aergerniſſe verſchuldet? — Ein Cyprian konnte wohl noch mit gutem Gewiſſen den Vorwürfen ſeiner Gegner Rede ſtehen, die ihm ſeine Flucht, zu der er berechtigt war, zum Verbrechen anrechneten; aber wenn dieſelbe Sprache, die er den Separatiſten ſeiner Zeit gegenüber führte, von den ſpätern Päpſten des Mittelalters geführt wurde, etwa den Waldenſern gegenüber, oder wenn ſie das neue Rom führt im Angeſicht des evangeliſchen Proteſtantismus, oder wenn ſie auch die proteſtantiſche Orthodoxie bisweilen geführt hat gegenüber denen, die ein lebendiges Chriſtenthum anſtrebten — ſo kann man wohl bedenklich werden. Das iſt ja eben ſo lange die Kirche ſteht, das Schwierige geweſen, die beiden Prädicate der Kirche, ihre Einheit und Allgemeinheit auf der einen, aber auch ihre Reinheit und Heiligkeit auf der andern Seite feſtzuhalten. Wo man einſeitig nur das eine in's Auge faßte und das andere darüber vergaß, da wurde das Ideal der Kirche getrübt. Das Erzwingen einer abſoluten Reinheit und Heiligkeit durch eine ſtrenge Kirchenzucht, wie die Montaniſten und Novatianer und nach ihnen die Donatiſten, die Katharen des Mittelalters, die Puritaner im 16. Jahrhundert es wollten, und ſo viele in unſerer Zeit es wieder wollen, führt eben zur Spaltung und zur Auflöſung, und leicht wird über der alles verdammenden Strenge, die alles gewinnende Liebe vergeſſen. Das Erzwingen aber der äußern Einheit, mit Hintanſetzung der geiſtigen Güter des Lebens, hat auch wieder entweder zur inquiſitoriſchen Härte oder zum laxen Indifferentismus geführt, der ſich auch über das Aergſte zu tröſten weiß, wenn nur der Schein der Einheit gerettet wird, und der mit dem einen großen Kirchenmantel einer weitherzigen Liebe auch die fatalſten Gebrechen zudeckt. Wie unendlich ſchwer

es ist, hier die rechte Mitte zu finden — wer hat das nicht schon gefühlt, auch in unserer Zeit? Da mag denn eben die Geschichte uns vor einem voreiligen Urtheil bewahren, wenn bald in der einen, bald in der andern Weise zu viel geschieht, und auch da, wo wir genöthigt sein werden, unser Urtheil zurückzuhalten, werden wir eben mit dem Gedanken uns trösten, daß nicht wir es sind, die die Kirche zu machen, zu führen, sie in ihrer Gesammtheit zu verantworten haben, sondern daß der sie schützt und durch alle Kämpfe ihrem Ziele sie entgegenführt, der sie auf Felsen seines Wortes gegründet und der den Tag sich vorbehalten hat, die Spreu vom Waizen zu sondern.

Mit diesem Gedanken tröstete sich am Ende auch Cyprian. Von der sichtbaren und streitenden Kirche auf Erden richtete er auch je und je die sehnsüchtigen Blicke nach der triumphirenden Kirche im Himmel. Sei es, daß Verfolgungen wütheten, sei es, daß die Seuche ihre Verheerungen unter den Sterblichen anrichtete, — immer wies er die Kämpfenden hin nach der obern Gemeinde und dem himmlischen Jerusalem, das er sich mit der Gluth einer an der morgenländischen Bildersprache genährten Phantasie ausmalte. So in der Schrift über die Sterblichkeit, die er zur Zeit der großen Seuche schrieb. Da schreibt er unter anderm, nachdem er die Hinfälligkeit der dießseitigen Welt geschildert: „Nur droben ist wahrer Friede, zuverlässige Ruhe, beständige, feste und ewige Sicherheit; dort ist unsere Wohnung, dort unsere Heimath; wer sollte nicht gern eilen, dahin zu gelangen? Dort erwartet uns eine große Menge Geliebter, die zahlreiche und große Schaar der Väter, der Brüder und Kinder. Dort ist der herrliche Chor der Apostel, dort die Zahl der frohlockenden Propheten; dort die zahllose Menge der Märtyrer, nach Kampf und Leiden mit Sieg gekrönt; dort die triumphirenden Jungfrauen; dort die belohnten Barmherzigen. Dahin laßt uns eilen mit sehnlichem Verlangen; laßt uns wünschen, bald bei ihnen, bald bei Christo zu sein. — Auf das Irdische folgt das Himmlische, auf Kleines folgt Großes, auf die Vergänglichkeit die Ewigkeit."

Sechszehnte Vorlesung.

Weitere Schicksale des Christenthums unter Aurelian. — Paul von Samosat. — Die Sabellianische Lehre von der Dreieinigkeit. — Die erste Regierungszeit Diokletians. — Fortschritte des Christenthums. — Mani und der Manichäismus im Orient.

Nachdem wir nunmehr die Hauptgestalten der alexandrinischen und der nordafrikanischen Kirche, die Gestalten eines Clemens, Origenes, Tertullian, Cyprian an uns haben vorübergehen sehen, und auch in der letzten Stunde einen Blick gethan haben in die Kämpfe über Kirchenzucht und Kirchenverfassung, in die namentlich Cyprian verflochten erscheint, und die nur ein Vorspiel sind zu dem großen Kampf der Hierarchie, der Jahrhunderte lang die Kirche bewegte, — treten wir jetzt wieder heraus auf den Schauplatz des politischen Lebens, und knüpfen unsere Erzählung von den äußern Schicksalen der Kirche wieder an, wo wir sie (12. Vorl.) abgebrochen haben. Wir haben dort bemerkt, daß Gallienus, der Sohn Valerians (im Jahr 259) ein Toleranzedict zu Gunsten der Christen erlassen hatte, und daß bald darauf die Unruhen im römischen Reich die Aufmerksamkeit auf andere Dinge, als auf die Christen hin lenkte, bis endlich Aurelian die Zügel der Regierung an sich riß, und unter ihm ein festerer Zustand eintrat.

Domitius Aurelianus aus Sirmium in Pannonien, der vom Jahr 270—75 regierte, wird von der Geschichte als der Wiederhersteller des römischen Reiches, als der zweite Cäsar bezeichnet. Er war nicht sowohl eine edle, als eine rauhe, entschlossene, durch das Soldatenleben gekräftigte Natur [1]). Die

[1]) Natura vesanus et praeceps. Lact. de mort. pers. c. 6. Vgl. Flav. Vopisc. Aur. c. 6. Eutrop. IX. 13. Kortüm, röm. Geschichte. S. 386.

„Hand am Schwert“ [2]), galt es bei ihm, zuzuſchlagen, ſtatt lange zu erwägen, und das Kriegsglück begünſtigte den Kriegesmuthigen. Er hat nicht nur die Macht der Markomannen in Italien gebrochen, er hat auch das große Reich der berühmten Zenobia, der Königin von Palmyra zerſtört, und Syrien, Aegypten, Meſopotamien und einen Theil Vorderaſiens wieder an's Reich gebracht; eben ſo Gallien, Spanien, Britannien zum Gehorſam zurückgeführt. Auch nach Perſien gedachte er ſeine Waffen zu tragen; allein mitten unter den Zurüſtungen ereilte ihn der Tod. Er ward in Cänophrurium, in der Nähe von Byzanz, auf Anſtiften ſeines Geheimſchreibers Meneſthus ermordet. Die chriſtlichen Kirchengeſchichtſchreiber ſehen in dieſem plötzlichen Tode des Kaiſers eine gnädige Fügung des Himmels; denn er ſoll gerade ein Verfolgungsedict wider die Chriſten bereitet haben, als dieſer plötzliche Tod die Ausführung vereitelte [3]). — Statt die Chriſten mit dem Schwerte zu verfolgen, kam vielmehr Aurelian, deſſen Gerechtigkeitsliebe rühmlich bekannt war, während ſeiner Regierung in den Fall, ſich als Schiedsrichter in die innern Angelegenheiten der Chriſten zu miſchen.

In Antiochien gab ein Biſchof, Namens Paulus, aus Samoſat gebürtig, der dortigen Gemeinde großes Aergerniß, theils durch ſeine Lehre, theils durch ſeinen Wandel. Ein Günſtling der mächtigen und klugen Zenobia, benahm er ſich durchaus als Weltmann: eitel, hoffärtig, gewaltthätig. Er verband mit ſeiner Biſchofswürde ein weltliches Amt [4]) und miſchte ſich gern in weltliche Händel. Er verlangte weltliche Ehrenbezeugungen. Seine Predigten waren mehr rhetoriſche Kunſtſtücke, als chriſtliche Reden,

---

[2]) Manu ad ferrum, nannten ihn die Soldaten und ſangen ihm zu Ehren bei ihren Waffentänzen das rohe Lied:

Tauſend, tauſend, abertauſend
Leben brachten wir um's Leben,
Tauſend, tauſendmal ſoll leben,
Der da ſchlug die Tauſendtauſend,
Der des Blutes mehr vergoß,
Als je Wein auf Erden floß!

[3]) „Da er eben im Begriff ſtand, Edicte wider die Chriſten zu erlaſſen, ergriff ihn die göttliche Rache und hielt ihn gleichſam bei den Ellenbogen (ἐξ ἀγκώνων) von ſeinem Vorhaben zurück.“ Euſeb Kirchengeſch. VII, 30.

[4]) Das Amt eines „Ducenarius,“ bei welchem Titel er ſich am liebſten nennen hörte. Vgl. über ſein ganzes Benehmen den Brief der über ihn in Antiochien verſammelten Biſchöfe an den römiſchen Biſchof Dionyſius und den Alexandriner Maximus, bei Euſeb Kirchengeſch. V, 30.

und er nahm willig den Beifall der Menge auf, wenn ſich dieſer in der Kirche, wie im Theater durch Händeklatſchen und Stampfen mit den Füßen (κρότος) kundgab. Er ſoll auch Lieder zu ſeiner eigenen Verherrlichung gedichtet und in der Kirche haben abſingen laſſen, ſtatt der Lobgeſänge auf Chriſtum; doch wird dieß von andern widerſprochen; vielmehr ſoll er ſtatt der Lieder auf Chriſtum, die er für eine Neuerung erklärte, die altteſtamentlichen Pſalmen eingeführt haben; ob aus Deferenz gegen die Juden, die bei der Königin Zenobia in großem Anſehen ſtanden, oder aus dogmatiſchen Gründen, laſſen wir dahin geſtellt. Das Letztere zu vermuthen, liegt indeſſen nahe, wenn man weiß, wie Paulus darauf ausging, die Lehre von der Gottheit Chriſti zu verringern, und das iſt es eben, was in Verbindung mit ſeinem ungeiſtlichen Benehmen, die Gemeinde wider ihn aufbrachte. Paul nannte zwar Chriſtum den Sohn Gottes, aber nur in einem ſehr vagen Sinne. Wie ſein Charakter, ſo war ſeine Lehre zweideutig; er wußte ſeine Irrlehre klug zu verhüllen und zu bemänteln; er bediente ſich der kirchlichen Terminologie, legte aber den Ausdrücken einen andern Sinn unter, als der ſchlichte Chriſtenſinn mit verband. Das merkten die tiefer Blickenden und ſuchten ihn endlich zu einem offenen Bekenntniß zu drängen. Es wurden verſchiedene Synoden gehalten; Paul wußte immer durch geſchickte Wendungen zu entſchlüpfen; aber endlich fand er ſeinen Meiſter. Auf einer Synode zu Antiochien (265) gelang es dem Presbyter Malchion, einem gewandten Dialektiker, den Paul der Irrlehre zu überführen, und ſofort wurde die Abſetzung des Biſchofs beſchloſſen. Das war noch vor der Regierung Aurelians geſchehen. Paulus wollte von ſeinem Biſchofſitze nicht weichen, er verließ ſich auf ſeine Gönnerin Zenobia und auf eine nicht geringe Zahl antiocheniſcher Gemeindeglieder, die ſich auf ſeine Seite ſchlugen. Mit der Regierung Aurelians und dem Sturz der Zenobia war aber auch ſein Sturz gekommen. Die Antiochener wandten ſich an den Kaiſer und baten ihn um ſeinen Entſcheid. Allerdings ſeltſam genug! Ein heidniſcher Kaiſer und noch dazu ein Kaiſer wie Aurelian, der ſich beſſer auf das Kriegsweſen als auf Theologie verſtand, ſollte in einer ſolchen rein chriſtlichen Streitſache Schiedsrichter ſein. Aurelian zog ſich gut aus der Sache; er ſprach dem das Bisthum von Antiochien zu,

dem es der römiſche Biſchof zuſprechen würde. Und dieſer beſtätigte die Abſetzung des Paul. — Darin lag ſtillſchweigend eine fernere Conceſſion an den römiſchen Stuhl, der, wie wir geſehen, immermehr über die übrigen Biſchofſtühle der Chriſtenheit ſich emporhob.

Wenige Jahre vor Paul von Samoſat hatte zu Ptolemais in der Pentapolis (in der Gegend des heutigen Tripolis) ein Presbyter, Namens Sabellius, eine Lehre aufgeſtellt, die man gewöhnlich mit der des Paul von Samoſat zuſammengeſtellt findet, obgleich ſie ſich von ihr weſentlich unterſcheidet. Sabellius leugnete nicht, wie Paul von Samoſat, die Menſchwerdung Gottes in Chriſto. Er ſchloß ſich vielmehr mit ſeiner Lehre an die ſchon früher erwähnte Richtung eines Praxeas, Beryll, Noët an, die wir als die patripaſſianiſche bezeichnet haben. Er leugnete nicht, daß Chriſtus Gott geweſen ſei, geoffenbaret im Fleiſch; nur wollte er nicht, daß im Weſen Gottes ſelbſt drei Perſonen als wirkliche Perſonen unterſchieden würden, weil dieß leicht auf die Vorſtellung von drei Göttern führe. Um aber nicht den Vorwurf hinnehmen zu müſſen, er laſſe den Vater Menſch werden und ſterben, machte er allerdings einen Unterſchied zwiſchen Vater, Sohn und Geiſt in der Benennung des göttlichen Weſens. Er ſprach ſich darüber offen und ehrlich aus. Vater, Sohn und Geiſt, lehrte er, ſind durchaus eins; und die Verſchiedenheit iſt nicht eine innere, im Weſen Gottes ſelbſt begründete Verſchiedenheit; ſondern je nach der Art, ſich den Menſchen zu offenbaren, heißt Gott das einemal Vater, das anderemal Sohn, das drittemal Geiſt. Als Vater hat er den Juden das Geſetz gegeben, als Sohn hat er die Welt erlöst, als Geiſt wirkt er in den Herzen der Gläubigen. Sabellius bediente ſich, um ſeine Lehre anſchaulich zu machen, gewiſſer Bilder. Wie der Leib, die Seele und der Geiſt des Menſchen eins ſind, ſo, ſagt er, ſind Vater, Sohn und Geiſt eins in Gott; wie die Sonne wärmt und leuchtet und zugleich ein runder Körper iſt, ſo verhält es ſich auch mit der Gottheit, die als Sohn die Welt erleuchtet, als Geiſt ſie erwärmt und ſich wieder als Vater zuſammenfaßt in beſtimmter Perſönlichkeit. Gott hat gleichſam ſeinen Arm ausgeſtreckt in die Welt hinein, als er ſich ihr in Chriſto offenbarte, und hat ihn wieder an ſich gezogen mit der Erhöhung Chriſti in den Himmel.

Man ſieht, die Lehre des Sabellius ruhte nicht, wie die des Paulus von Samoſat, auf einer unfrommen, frivolen Geſinnung; ſie konnte beſtehen mit der feurigſten Liebe zu Chriſto, als dem in der Menſchheit erſchienenen, in der Menſchheit geoffenbarten Gott. Was ihr zur Laſt fiel, bezog ſich mehr auf die wiſſenſchaftliche Structur des Dogmas, als auf ſeinen religiöſen Gehalt. Es lag nämlich der Kirche daran, nicht nur die einmalige hiſtoriſche Gottesoffenbarung in Chriſto feſtzuhalten, ſondern die ewige Gottheit des Sohnes, verſchieden von der des Vaters, und dennoch eins mit ihr, zu bewahren als eine perſönliche; aber den rechten Ausdruck hiefür zu finden, war ſchwierig, und lange Zeit ſchwankte die Kirche ſelbſt hin und her, bis ſie dieſen rechten Ausdruck glaubte gefunden zu haben [5]). Wenn wir daher — und dieſe Bemerkung erlaube ich mir hierin im Allgemeinen — die Lehrſtreitigkeiten in der Kirchengeſchichte recht beurtheilen wollen, ſo müſſen wir wohl unterſcheiden zwiſchen eigentlichen Irrlehren, die bewußt oder unbewußt, das Fundament des chriſtlichen Glaubens erſchütterten und in deren Gefolge immer auch eine verkehrte, antireligiöſe Richtung ſich zeigte, und zwiſchen bloß irrthümlichen, mangelhaften und einſeitigen Auffaſſungen der chriſtlichen Wahrheit. Dieſe letztern verdienen um ſo mehr mit Milde und Schonung behandelt zu werden, als es überhaupt ſchwierig iſt, in ſolchen rein überſinnlichen Dingen zu einer abſolut befriedigenden und für alle Zeiten abgeſchloſſenen Erkenntniß zu gelangen; denn wenn man auch ſagen will, die heil. Schrift habe uns darüber göttliche Offenbarungen gegeben, ſo iſt daran zu erinnern, daß die Schrift uns über dieſe Dinge nicht mehr Licht gegeben hat, als wir haben ſollen, um den Heilsweg zu finden. Nicht das Weſen Gottes an ſich, nicht das Verhältniß Gottes zu Gott hat ſie uns aufgeſchloſſen, ſondern das Verhältniß Gottes zum Menſchen. Aber die falſche Wißbegierde hat zu allen Zeiten das Gebiet des Glaubens überſchritten und ſich ein Wiſſen angemaßt, das ſowohl über das Vermögen unſerer Vernunft, als über die von Gott ſelbſt gezogenen Schranken der Offenbarung hinausgeht, und das hat eben, leider! all das

---

5) Dieß zeigt ſich beſonders in der Arianiſchen Streitigkeit der folgenden Periode.

Schulgezänke der Theologen herbeigeführt, von dem wir hier schon ein Vorspiel haben. Wie viele Streitigkeiten, wie viele nutzlose, bittere und leidenschaftliche Kämpfe hätte sich die Kirche ersparen können, wenn sie frühzeitig unterschieden hätte das, was zum Glauben und was zum bloßen Wissen in der Religion gehört. — So aber trat eine Verwirrung ein, an der wir bis auf diese Stunde leiden. Gegen den Sabellius trat zunächst ein Schüler des Origenes, Dionysius von Alexandrien, auf, der die wirkliche (objective) Dreiheit der Personen vertheidigte; aber mit seinem Scharfsinn genügte er eben so wenig den Ansprüchen der Kirche, als Sabellius. Die strenge Unterscheidung der Personen, welcher Dionysius folgte, führte ihn zu einer höchst bedenklichen Unterordnung der einen göttlichen Person unter die andere, und das schien in der That noch gefährlicher, als die Vermischung des Unterschieds [6]). — Und so setzten sich die frömmsten und wohlmeinensten Lehrer der Kirche der Gefahr aus, wenn sie den einen Irrthum vermeiden wollten, in den andern, mithin von der Charybdis in die Scylla zu fallen. Wir müßten die Grenze unserer dießmaligen Periode überschreiten, wollten wir zeigen, wie gerade die orthodoxen Gegner des Sabellius dem Irrthum Vorschub leisteten, der später als der arianische bekämpft wurde. Das Gesagte mag genügen, um uns die größte Vorsicht zu empfehlen in der Beurtheilung von Glaubensansichten, zu deren vollem Verständniß ein tieferes Studium gehört, als die besitzen, die mit ihren Verdammungsurtheilen oft am schnellsten bei der Hand sind. Die Lehrmeinungen — ich kann es nicht genug wiederholen — sind es nicht, auf denen der Glaube der Kirche ruht; sie sind vielmehr immer nur ein unvollkommener Ausdruck des Glaubens, und was heute diesem Glauben gerecht scheint, kann morgen wieder dahinfallen. Die Lehrmeinungen haben je und je gewechselt, aber der Glaube mit seiner weltüberwindenden Kraft ist zu allen Zeiten derselbe gewesen und hat sich zu allen Zeiten und unter allen Formen an denen bewährt, die in reinem Herzen die Stimme der

---

[6]) Wenn Dionysius sagte, der Sohn verhalte sich zum Vater nicht anders, als das Schiff zu dessen Erbauer, als der Weinstock zum Weingärtner, so setzte er offenbar den Sohn zum Geschöpf herab und lehrte (wenn auch in arglosser Absicht) Aehnliches, was später die Arianer.

Wahrheit vernommen und sie als Heiligthum bewahrt haben. Wir wollen damit nicht die Geistesarbeit der Theologen geringschätzen, nicht den Werth, ja die Nothwendigkeit einer festen und gründlich normirten Dogmatik in Abrede stellen, gegenüber den in's Unbestimmte zerfließenden Gefühlen; nur nicht überschätzen wollen wir sie, und nicht da ihre Bedeutung suchen, wo sie nicht zu suchen ist.

Nach Kaiser Aurelianus Tode folgten sich bald nach einander vom Jahr 275—284 sechs verschiedene Kaiser, unter denen Aurelius Probus (276—282) noch am längsten, und mit Glück und Verstand regierte. Unter diesen blieben die Christen unangefochten. Dasselbe gilt auch von den ersten achtzehn Jahren unter der Regierung des Diocletian, der den 17. September 284 zur Würde des Augustus gelangte. — Diocletian gehört offenbar zu den vorzüglichern Regenten Roms; sowohl was seine persönliche Gesinnung, als was die Verwaltung des Reichs betrifft. Obgleich von geringer Herkunft, zeigte er in Allem eine edle Gesinnung und einen männlichen Muth. Mit fester Hand suchte er den auseinanderfallenden Staatskörper in einer drangvollen Zeit zu halten und weil seine eigenen Kräfte nicht hinzureichen schienen, so gerieth er auf den Gedanken, sich durch Mitregenten unterstützen zu lassen. Er theilte den Titel des Augustus, den bisher nur Einer besessen, mit seinem Freunde Maximianus mit dem Beinamen Herkuleus. Dazu kamen später noch die beiden Cäsaren Maximianus Galerius und Constantius Chlorus (der Vater Constantins). Diocletian herrschte über das Morgenland und Aegypten, Maximian über das Abendland. Ersterer übertrug dann wieder dem Cäsar Galerius die Regierung über Illyrien, Thracien, Macedonien und Griechenland; letzterer dem Constantius Chlorus die über Spanien und Britannien. Jeder dieser vier Herrscher hatte seinen eigenen Hofstaat, seine eigenen Beamten, sein eigenes Heer, was allerdings auch die Staatslasten vermehrte [7]). Diocletian residirte mit orientalischer Ueppigkeit in Nikomedien [8]), Maximian in Mailand, während der

---

[7]) Vgl. Lact. de mort. pers. c. 7.

[8]) Nicomediam studens urbi Romae coaequare. Lact. ibid.

Senat in Rom seine eigene Macht und das Ansehen der alten Kaiserresidenz nach und nach dahinschwinden sah.

Bei alle dem befanden sich die Christen unangefochten im Reiche. Mit Inbegriff der achtzehn ersten Regierungsjahre umfaßt die ganze Zeit, da die Christen vor Verfolgung Ruhe hatten, vierzig Jahre. Wie vieles konnte in dieser Zeit sich ändern! — Auf der einen Seite benützte die Kirche den längern Frieden, um ihr irdisches Dasein wohnlicher zu machen. In den Zeiten der Verfolgung, da waren die Bekenner des Herrn unstät und flüchtig; da versammelten sie sich bei Nacht, in Wäldern, an einsamen Orten, am liebsten auf den Gräbern der Märtyrer, oder sie kamen bei verschlossenen Thüren zusammen in der Wohnung eines ihrer Brüder. Sie wußten nichts von prachtvollen Gotteshäusern; schon grundsätzlich waren Viele dagegen; man warf ihnen auch von heidnischer Seite vor, daß sie gar keine Tempel und Altäre, gar nichts Aeußerliches hätten in ihrem Gottesdienst. Jetzt war es anders geworden. Jetzt erhoben sich nicht nur einfache Bethäuser, sondern auch schon prachtvollere Kirchen, besonders in den Städten; so namentlich in Nikomedien. Ebenso hatten die Christen, wie wir früher gesehen, ihre höhere Lehranstalten, ihre Schulen, ihr Güterwesen. Das alles gewann in der Friedenszeit einen sichern Bestand, und so hatte die Kirche Ursache, für diese Zeit der Erholung und der Erquickung ihrem Gott zu danken. Auch nahm die Zahl der Christen bedeutend zu, da die Verfolgung nicht mehr vom Bekenntniß zurückschreckte, und im Gegentheil die Christen an vielen Orten, selbst am Hofe mit Zuvorkommenheit und Achtung behandelt wurden. Auf der andern Seite aber schloß auch die längere Friedenszeit manche innere Gefahren in sich. Die Christen gewöhnten sich allmälig wieder an Wohlleben und Bequemlichkeit, sie stellten sich mehr und mehr dieser Welt gleich und vermengten sich mit der Welt. Mehrere von ihnen bekleideten bereits Stellen am Hofe als Kämmerlinge, oder Staats- und Militärstellen. Daß selbst Bischöfe in den Dienst der Weltlichkeit gezogen wurden, hat uns vorhin das Beispiel des Paul von Samosat gezeigt. Derselbe Euseb, der es nicht genug zu rühmen weiß, wie viel Gutes der Kirche zu jener Zeit von Gott und Menschen sei erwiesen worden, kann es auch nicht genug beklagen, wie die Christen dadurch in Trägheit,

in Heuchelei, in Genußſucht und Streitſucht ausgeartet ſeien, wie Einer den Andern beneidete und verläſterte, wie ſelbſt Biſchöfe mit Biſchöfen ſich überwarfen und Gemeinden wider Gemeinden ſich empörten, und ſo ſieht er auch die nachher ausgebrochene Verfolgung, die alle andern an Schrecklichkeit übertraf, als ein gerechtes Gericht Gottes an [9]).

Ehe wir dieſe Verfolgung ſelbſt über die Kirche hereinbrechen ſehen, bemerken wir, daß Diocletian im Jahr 296 ein ſehr merkwürdiges Edict gegen eine Religionsſecte im Morgenlande erließ, von der wir bisher noch nichts gemeldet haben; es iſt die Secte der Manichäer.

Um das Auftreten dieſer Secte, oder beſſer geſagt, dieſer eigenthümlich aus alt-orientaliſchen und chriſtlich-gnoſtiſchen Ueberlieferungen zuſammengebrauten Religion zu begreifen, müſſen wir in die ältere, aſiatiſche Religionsgeſchichte zurückgehen. Da finden wir, daß unter dem perſiſchen König Guſchtasb, über deſſen Zeitalter die Meinungen der Gelehrten noch immer getheilt ſind, indem ihn die Einen mit Darius Hyſtaſpis für dieſelbe Perſon halten [10]), Andere ihm ein früheres Alter anweiſen [11]), von Medien aus eine neue Religion in Perſien einwanderte, wo bis anhin von alter Zeit her der Feuerdienſt geherrſcht hatte. Als Stifter dieſer Religion wird Zerduſcht (Zoroaſter) genannt, über deſſen äußere Schickſale uns nur wenig bekannt iſt. Die Grundſätze ſeiner Religion ſind in den heiligen Büchern des Zend Aveſta, d. i. des lebendigen Wortes niedergelegt; Bücher, mit deren Inhalt wir erſt ſeit den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunders durch die Bemühungen der Gelehrten (wie eines Anquetil dü Perron und Kleuker) bekannt geworden ſind [12]). Folgende ſind die Hauptlehren der Zendreligion: Von Ewigkeit her iſt die ungeſchaffene Zeit (Zeruane-

---

[9]) Vgl. Euſeb Kirchengeſch. VIII, 1.

[10]) So noch unter den Neuern Hammer und Stuhr, letzterer in den „Religionen des Orients“ I, S. 354.

[11]) Unter dieſen wieder identificiren die Einen den Guſchtasb mit König Kyarares, 100 Jahre vor Darius Hyſtaspis; die Andern (Niebuhr, Movers) verſetzen ihn in eine mythiſche Zeit.

[12]) Seither iſt eine neue Ausgabe erſchienen von Spiegel, die heiligen Schriften der Perſer. Leipzig, 1852. Bd. I.

Akerene), und aus ihr hervorgegangen sind die beiden Grundwesen Ormuzd und Ahriman, das gute und das böse Princip mit ihren guten und bösen Geistern. Das Reich des Lichtes ist das Reich des Ormuzd, das Reich der Finsterniß das des Ahriman; beide Theile stehen sich feindlich entgegen und machen sich die Herrschaft streitig, bis endlich das Reich des Ormuzd den Sieg über das Böse davon tragen wird. — Diese zoroastrisch-parsische Lehre wich indessen seit der Eroberung Persiens durch Alexander den Großen nach und nach den Einflüssen griechisch-macedonischer Bildung. Unter der 400jährigen parthischen Herrschaft der Arsaciden wurde über den äußern Kämpfen gegen Rom das religiöse Leben des Volkes vernachläßigt; es sank zu einem geistlosen Ceremoniendienst herab. Erst als es unter der Regierung des Kaisers Alexander Severus dem Perser Ardeschir Babekan gelang, den parthischen Herrscher Artabanus IV. zu stürzen und das altpersische Reich wieder aufzurichten (die Herrschaft der Sassaniden), die von 227 nach Chr. bis in die Zeit der mahomedanischen Unterjochung bestand, da suchte auch wieder die altväterliche Religion Zoroasters sich aus ihren Trümmern zu erheben. Eine große Bewegung entstand deßhalb unter den Vertretern der Religion selbst, die unter sich wieder in verschiedene Parteien zerfielen und über den Sinn der zoroastrischen Lehre sich stritten, indem die Einen einen strengen Dualismus (eine urwesentliche Zweiheit der Principien) lehrten, Andere dagegen über dem Gegensatz eine höhere Einheit suchten. Die Anhänger der ersten Meinung, die Magusäer, unterlagen. Zu ihnen gehörte Manes (Mani, Manichäus), der zugleich eine Vermischung der Lehre Zoroasters mit dem seither auch in Persien bekannt gewordenen Christenthum, namentlich mit dem Gnosticismus erzielen mochte, welcher sich von Syrien aus auch nach Persien verbreitet hatte. Die Geschichte Manis liegt sehr im Dunkeln. Nur so viel geht aus den verworrenen Nachrichten über ihn hervor, daß er, angeblich ein geborener Babylonier, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts unter dem persischen König Schapur (Sapores) eine geistige Revolution unter seinen bisherigen Glaubensgenossen anregte. Er sei, heißt es, ein großer Gelehrter, Mathematiker, Astronom, Musiker und Maler gewesen, und habe eine Zeitlang das Amt eines christlichen Presbyters zu Ehvaz, der Hauptstadt

der perſiſchen Provinz Huzitis, verſehen, ſei aber dann von den Chriſten ſeiner Irrlehren wegen ausgeſtoßen worden und habe ſich ſonach wieder zu den Magiern gewendet, bei denen er aber eben ſo wenig ſein Glück machte; denn obgleich er ſich der Gunſt des Königs zu erfreuen hatte, nöthigten ihn doch die Nachſtellungen der Magier zur Flucht. Er machte große Reiſen nach Oſtindien bis nach Sina hin und hielt ſich dann längere Zeit in der Provinz Turkiſtan verborgen. Von da kehrte er mit ſeinem unter der Zeit verfertigten, mit ſeltſamen Malereien geſchmückten Evangelienbuch an den perſiſchen Hof zurück, wo er bei dem Nachfolger des Sapores, Hormisdas I., günſtige Aufnahme fand. Dieſer König räumte ihm die feſte Burg Deskereh zu Khuziſtan in Suſiana zu ſeinem Wohnſitze ein. Aber unter Behram (Varanes I.) ward er genöthigt, mit den Magiern eine Diſputation zu halten, und da er von dieſen der Religionsfälſchung überwieſen wurde, ſo traf ihn grauſame Strafe. Es wurde ihm bei lebendem Leibe die Haut abgeſtreift, und dieſe ausgeſtopft, zum warnenden Beiſpiele an den Thoren von Djondiſchapur aufgehängt im Jahr 277. So nach den orientaliſchen Berichten. Schon dieſe lauten abenteuerlich genug. Wir übergehen die nicht minder abenteuerlichen, in weſentlichen Punkten abweichenden Darſtellungen der griechiſchen und römiſchen Kirchen-Schriftſteller [13]), und wenden uns der manichäiſchen Lehre zu, die ich mich beſtreben werde, ſo klar und bündig als möglich zu geben.

Die Grundanſchauung, von der Mani ausgeht, iſt die dualiſtiſche, oder die Annahme zweier Grundweſen; eines guten und eines böſen. Sonach giebt es von Anfang an ein Reich des Lichtes und ein Reich der Finſterniß. Beide Reiche beſtanden erſt un-

---

13) Nach dieſen hieß Manes Cubricus (Corbicius, Urbicus). Er war Sclave einer Wittwe in Babylon und kam nach ihrem Tod in den Beſitz von geheimen Büchern, die ihr Gemahl Terebinthus (Buddas) hinterlaſſen hatte. Der König Shapur (Sapores) ließ ihn gefangen ſetzen, weil die Kur, die er an ſeinem kranken Sohne vollziehen ſollte, mißlang. Manes aber rettete ſich durch die Flucht in das Schloß Arabion auf der perſiſch-meſopotamiſchen Grenze. Von da gelangte er nach Kaskar in Meſopotamien, wo er bei einem angeſehenen Manne, Marcellus, Aufnahme fand. Hier traf er mit dem chriſtlichen Biſchof Archelaus zuſammen, der mit ihm diſputirte und ihn überwand. Er verfolgte ihn auch auf ſeiner Flucht nach dem Flecken Diodoris, bis endlich der König Shapur ihn greifen und auf die oben angegebene Weiſe hinrichten ließ.

gestört neben einander, da keines von dem andern Kunde hatte. Aber im Reich der Finsterniß begann es zu gähren. Die bösen Mächte geriethen wider einander und rieben sich in gegenseitigem Kampfe auf, bis sie endlich vom Strudel ihrer eigenen Unruhe fortgerissen, an die äußerste Grenze ihres Reiches gelangten, und auf einmal geblendet wurden von dem Glanze des anstoßenden Lichtreiches. Ueberrascht von der Macht und Fülle dieses noch nie geahnten Glanzes vergaßen sie des alten Haders und rathschlagten unter einander, was sie thun könnten, des Lichtreiches mächtig zu werden, seines Glanzes sich zu versichern. Als der Fürst des Lichts die Absicht der finstern Mächte merkte, setzte er sich zur Wehre. Er rüstete eine Macht aus, sie in den Kampf auszusenden mit dem Reiche der Finsterniß. Zu dem Ende erzeugte er aus dem ewigen Lichte, der Mutter des Lebens, den Urmenschen, angethan mit den fünf reinen Elementen des Lichtes, des Feuers, der Luft, des Wassers und der Erde. Also ausgerüstet stieg der Urmensch in die Region der Finsterniß hinab. In diesem Kampfe aber verlor er einen Theil der Rüstung. Einzelne Lichttheile blieben hängen an der Finsterniß und aus dieser Mischung von Licht und Finsterniß entstand die gegenwärtige, die sichtbare Welt. In diese ist die Weltseele versenkt: sie harret ihrer Erlösung. Diese wird bewerkstelligt durch die beiden Lichtwesen, Christus und den heil. Geist, wovon das eine Christus (dem persischen Mithras vergleichbar) in der Sonne und dem Monde, der heil. Geist aber in dem durch die Welt sich ausdehnenden Aether seinen Sitz hat. Diese beiden, Christus und der heil. Geist, ziehen nun die in die materielle Welt versenkten Lichttheile wieder an sich, während der böse Dämon (der Fürst der Finsterniß) und die an die Gestirne gefesselten Geister sie zurückzuhalten suchen. — Sonne und Mond sind die beiden leuchtenden Schiffe (lucidae naves), die unaufhaltsam durch den Ocean der Welt ihre Fahrt machen, um das in die Welt der Finsterniß versenkte Licht wieder hinüberzuleiten in das ewige Lichtreich. Das kleinere Schiff, der Mond, giebt seine Fracht ab an das größere Schiff, die Sonne, die damit dem Lichtreiche zusteuert. Das mit Licht gefüllte Schifflein stellt sich uns im Vollmonde, das seiner Fracht wieder entleerte im Neumonde dar, und auch die zwölf Zeichen des Thierkreises dienen als große Schöpfeimer bei diesem

Auspumpen des Lichtes. Um nun aber gleichwohl ihre vorhandenen Kräfte zu concentriren, machten die finstern Mächte die letzte Anstrengung, indem sie ein Wesen schufen, das ein Abbild des Urmenschen, eine Welt im Kleinen sein sollte, in dessen Brust der große Weltkampf sich wiederholt; sie schufen den Menschen. Auch dieser ist, wie die Welt, ein Gemisch von Licht und Finsterniß; denn zwei Seelen sind es, die in ihm sich die Herrschaft streitig machen, eine gute und eine böse; die eine dem Lichte zugewendet, die andere der Finsterniß.

Fragen wir nun, wie weit das manichäische System mit seiner Erlösungslehre an das Christliche sich anlehnt, so hören wir wohl von einem leidenden Jesus und von einem Christus, dem „Sohn des ewigen Lichtes", der zur Rechten des Lichtes thront. Aber beide sind wohl zu unterscheiden von dem Christus der Evangelien und beide wieder unter sich. Der leidende Jesus (Jesus patibilis) ist dem Manes eben nichts anders, als ein Symbol der noch an die Materie gebundenen Weltseele und ihrer Kämpfe. Wenn in der Schrift gesagt ist, daß Christus gelitten habe am Holz, so wird das nach phantastisch-willkürlicher Umdeutung bezogen auf das Leiden der Natur, zumal in der Pflanzenwelt. Die Pflanze sehnt sich nach dem Lichte. Die Pflanzenseele schmachtet nach ihrer Befreiung. Aber einstweilen ist sie noch an die grobe und zähe Materie des Holzes gebunden. Das ist die Passion der Natur, der große physische „Weltschmerz", würden die Manichäer des 19. Jahrhunderts sagen. Mit jeder Pflanze, die aus dem dunkeln Erdenschooße hervorbricht, wird Jesus immer wieder auf's Neue geboren, um auf's Neue zu leiden, zu ringen, zu kämpfen den Kampf der Finsterniß (der Materie) mit dem Lichte. Der Tod der Pflanze ist ihre Erlösung; daher ist es bei den Manichäern ein Verdienst, gewisse Pflanzen abzubrechen und zu verzehren, damit das gebundene Licht frei wird, während freilich auch wieder andere Pflanzen heilig sind und nicht berührt werden dürfen.

Indem nun also der leidende Jesus selbst der Erlösung bedarf, so hat sich der zur Rechten des Lichtes thronende Christus aufgemacht, hat seinen himmlischen Sonnensitz verlassen und ist als Erlöser auf Erden erschienen in menschlicher Gestalt. Aber nur in menschlicher Gestalt; nicht in menschlichem Wesen; denn wie soll

das Göttliche mit der Materie, das Licht mit der Finsterniß sich einen? Christus hatte sonach keinen wirklichen Leib, sondern einen bloßen Scheinkörper, und auch sein Leiden und Sterben am Kreuz war nur ein scheinbares, gleichsam ein Blendwerk für die Menge. Im Lichte liegt das ganze Geheimniß der Erlösung, und nur in so fern das lichtstrahlende Kreuz als Symbol des Lichtes gefaßt wird, kann man sagen, daß von ihm das Heil der Welt ausgeht. Aber, sagen die Manichäer weiter, das Werk Jesu ist schon von Anfang an mißverstanden und von seinen Aposteln selbst in's Jüdische verunstaltet worden. Darum hat Christus schon zu seinen Lebzeiten den Parakleten verheißen. Unter diesem verstand nun Mani nicht den heil. Geist, sondern (wie wir früher bei Montanus Aehnliches gesehen haben) sich selbst. Er betrachtete sich als den Erneuerer des geistigen Christenthums und gerirte sich nun auch als Religionsstifter. Er sandte zwölf Apostel aus zu Verbreitung seiner Lehre, und eben so standen zwölf Aelteste und 72 Bischöfe, als Nachbild der 72 Jünger an der Spitze der manichäischen Religionsgemeinde. Diese Gemeinde bestand aus zwei scharf von einander geschiedenen Klassen, den Auserwählten oder Vollkommenen (Perfecti) und den bloßen Zuhörern (Auditores) oder dem Volke der Unvollkommenen. Die Auserwählten mußten sich der strengsten Zucht und allen Entbehrungen unterziehen, welche das System nach seiner Consequenz fordert. Sie beobachteten die strengsten Fasten und blieben unverehlicht; sie nährten sich meist nur von Vegetabilien, besonders von Oliven; denn das Oel ist die Nahrung des Lichts, und das Essen dieser lichtbringenden Substanzen ein Verdienst. Die Auserwählten allein erhielten die Taufe und standen, ähnlich den Brahminen der Indier, als Mittler da zwischen den Unvollkommenen und der Gottheit, mit der sie sich in näherm Verkehr glaubten. Sie ertheilten Ablaß denen, die durch ihren Beruf genöthigt waren, sich täglich durch Berührung mit der Materie zu verunreinigen und zu versündigen; denn nicht nur das Schlachten von Thieren, selbst der Ackerbau war streng genommen eine Versündigung an der Natur und mußte wieder gesühnt werden. — Der sittliche Grundirrthum des Manichäismns bestand darin, daß das Böse in der Materie selbst seinen Sitz habe. — Hineingestellt zwischen Geist und Materie, zwischen Licht und Finsterniß,

hat der Menſch eben den Kampf zu beſtehen, den die Welt im Großen kämpft. Aber ohne wahre Freiheit des Willens, ohne ſittliche Selbſtbeſtimmung und Energie, wird er zwiſchen den beiden Mächten hin- und hergeworfen, bald geiſtig erhoben zum Licht, bald wieder verſenkt in die finſtere Materie. Nicht freie Beherrſchung der Materie, ſondern Abtödtung derſelben und Uebung in äußerlicher Werkheiligkeit iſt das Weſen manichäiſcher Sittenlehre. Allein dieſe Werkheiligkeit ſtützt ſich nicht etwa auf das altteſtamentliche Geſetz. Dieſes verwarf der Manichäismus vielmehr als ein ungeiſtliches und mit ihm das alte Teſtament überhaupt. Auch die Schriften des neuen Teſtamentes ſind nach der Meinung der Manichäer frühzeitig verfälſcht und mit jüdiſchem Sauerteig vermiſcht worden; die Manichäer hatten daher ihre eigene Bibel und ihre eigenen Ceremonien, ihre eigenen Feſte. Der Todestag Manis wurde beſonders feierlich begangen als Feſt des Lehrſtuhles (Bema).

Zur Zeit Diocletians war die Secte erſt noch im Wachsthum; manches von dem Geſagten paßt daher erſt auf ihre ſpätere Entwicklung im vierten und fünften Jahrhundert, wo ſie auch auf das Abendland zurückwirkte. So war der große Kirchenlehrer Auguſtin längere Zeit von dem Netz dieſer hochmüthigen, mit ihrer Weisheit ſich brüſtenden Secte umſtrickt, und durch das ganze Mittelalter hindurch bildete der Manichäismus gleichſam die große Ablagerung für alle ketzeriſchen Ideen, welche die Zeit durchzuckten. Wir mußten ihrer aber darum ſchon hier erwähnen, weil ſie ſchon in den erſten Jahrhunderten ihre Wurzeln angeſetzt hat. Aus dem Wenigen, das ich mittheilen konnte, werden Sie ſich überzeugt haben, wie hier eine ganz fremdartige Anſchauungsweiſe ſich nur äußerlich mit dem Chriſtenthum verband und wie wir es hier mit einer Ketzerei zu thun haben, die nicht nur als eine verſchiedene Auffaſſung chriſtlicher Wahrheiten zu betrachten iſt, wie etwa die vorhin angeführte Lehre des Sabellius, ſondern als eine, die tiefern religiöſen und ſittlichen Grundlagen des Chriſtenthums erſchütternden, mithin antichriſtlichen Richtung. Ja, wenn ſchon der Gnoſticismus, den wir früher betrachteten, eine Mißgeſtalt des Chriſtenthums iſt, ſo iſt der Manichäismus vollends eine Verkehrung desſelben in eine phantaſtiſche Naturſymbolik und in einen traurigen Ceremoniendienſt des Aberglaubens, eine Verwandlung,

um in seiner eigenen Sprache zu reden, des Lichtes in die Finsterniß, während er freilich von sich das Gegentheil behauptete. Nichtsdestoweniger hat sich das manichäische Gift weit mehr, als man glauben sollte, in die Kirche einzuschleichen gewußt und spukt im Grunde noch in manchen Vorstellungen der Gegenwart, die man für christlich hält und die es doch nicht sind. Manichäisch ist jede, die Allgewalt Gottes beschränkende Annahme von einer absoluten Macht des Bösen, von einer selbstständigen Gewalt des Teufels, von einer über dem Menschen waltenden, dunkeln Nothwendigkeit; manichäisch ist die trübe Lebensansicht, welche die sinnliche Welt, die Gott geschaffen, als den Sitz des Bösen oder gar als ein Werk des Teufels betrachtet, mit dem ein Christenmensch sich nicht befassen dürfe, ohne sich zu verunreinigen; manichäisch aber auch die pantheistische Verwirrung des sittlichen und des natürlichen Gebietes, des Gebietes der Freiheit und der äußern Nothwendigkeit; manichäisch die heuchlerische Symbolik, die hinter christlich klingenden Ausdruck ihren unchristlichen Sinn verbirgt, und mit der kirchlichem Orthodoxie Versteck spielt; manichäisch endlich alles Pfaffenthum, alle Scheidung von Geweihten und Ungeweihten, alle Geheimnißkrämerei, die in vornehmem Wissensstolze auf die Menge der Gläubigen, als auf die Unwissenden herabsieht und sie am Gängelbande ihrer geistlichen Herrschsucht führt. Gegen diese manichäischen Verirrungen alten und neuen Styles soll uns ewig gelten die einfache gesunde Lehre der Schrift, wonach alle gute und alle vollkommene Gabe von Gott kommt, dem Vater der Lichter, wonach wir alle seine Gaben mit Danksagung genießen sollen, die Lehre, daß alle Kreatur an sich gut und nur der Mißbrauch Sünde ist; daß auch der Fürst dieser Welt gerichtet ist und daß er keine Macht hat über die, die sich dem Herrn zum Eigenthum ergeben haben. Auch das Christenthum kennt ein Reich des Lichts und ein Reich der Finsterniß; aber bei ihm heißt es: Ihr waret weiland Finsterniß, nun aber seid ihr ein Licht in dem Herrn; wandelt wie die Kinder des Lichts (Eph. 5, 8. 9). Auch das Christenthum kennt und empfiehlt eine Kreuzigung des Fleisches, aber es kennt auch eine Heiligung des Fleisches dadurch, daß das Wort Fleisch geworden ist, und eben darum lehrt es auch eine Auferstehung des Fleisches. Es kennt nicht nur Weltverachtung und Weltentsagung, es kennt

auch eine Weltbeherrſchung, Weltveredlung und Weltverklärung! Mit einem Worte, der Gegenſatz von Gott und Welt, von Licht und Finſterniß, von Geiſt und Fleiſch, von Gut und Böſe iſt allerdings auch im Chriſtenthum vorhanden und nirgends mehr als hier; aber nicht iſt er vorhanden als ein ſtarrer und unverſöhnlicher Gegenſatz; ſondern darin beſteht ſeine Löſung, daß durch den, der in die Welt gekommen und ſich wahrhaft mit Fleiſch und Blut verbunden, auch die Welt überwunden und Gott mit der Welt verſöhnt iſt, daß er den Zwieſpalt gehoben und es uns möglich gemacht hat, aus der Finſterniß zum Lichte, aus dem Reich des Zwanges und der Knechtſchaft, in das der Freiheit zu gelangen. Daraus folgt auch endlich, daß alle geiſtlichen Vorrechte der Einen vor den Andern geſchwunden, daß Alle chriſtlichen Prieſter, Alle berufen ſind, zur Erkenntniß des Heils zu gelangen und Alle, wenn auch nicht auf dieſelbe Weiſe und mit denſelben Gaben, doch in demſelben Geiſte und mit dem gleichen Rechte verkündigen ſollen die Tugenden deß, der uns berufen hat von der Finſterniß zu ſeinem wunderbaren Lichte. (1 Petr. 2, 9.)

Siebenzehnte Vorleſung.

Verfolgung der Chriſten unter Maximian. — Die thebaiſche Legion. — Legenden aus der ſchweizeriſchen Kirchengeſchichte: die h. Verena, St. Urſus, Felix und Regula. — Die Diokletianiſche Verfolgung. — Weitere Schickſale der Chriſten unter Galerius und Maximian. — Märtyrer. — Die h. Agnes, die h. Afra u. A. — Das Toleranzedict des Galerius. — Rückblick auf die Verfolgungen und allgemeine Betrachtungen darüber.

Wir haben geſehen, wie Diocletian zunächſt ein Edict wider die manichäiſche Secte erlaſſen hatte, und zwar that er dieß ausdrücklich, um der von ihr behaupteten Lehre willen, die er für eben ſo unverträglich mit den religiöſen Begriffen der römiſchen Staatsreligion hielt, als wir ſie für unverträglich mit dem Chriſtenthum halten. Er blieb aber nicht bei der Verfolgung der Manichäer ſtehen, ſondern wandte ſeinen Eifer gegen das Chriſtenthum ſelbſt. Unſere heutige Stunde führt uns nun auf dieſe letzten, aber auch heftigſten Verfolgungen, welche die Chriſten unter der Regierung dieſes Kaiſers und ſeines Mitregenten zu erdulden hatten. Auf die Zeit der Ruhe, welche die Kirche vierzig Jahre lang genoſſen, ſollte noch einmal eine Feuertaufe über ſie ergehen, die ihr zur Läuterung wurde. Ehe wir jedoch von der Diocletianiſchen Verfolgung ſelbſt reden, haben wir einer Verfolgung zu gedenken, die ſein wilder und roher Mitregent, Maximianus Herculius, veranſtaltet haben ſoll. Die Nachrichten über dieſe Maximianiſche Verfolgung in Gallien und Rom ſind indeſſen höchſt unzuverläſſig. Die gleichzeitigen Schriftſteller melden davon nichts; erſt im ſechsten Jahrhundert geſchieht ihrer Erwähnung und noch mehr weiß die

ſpätere Legende von den einzelnen Umſtänden derſelben zu erzählen. Ich theile die Erzählung mit, weil ſie auch ſelbſt in ihren fabelhaften Ausſchmückungen, ähnlich der früher erwähnten Legende von den 11000 Jungfrauen, in unſere vaterländiſche Kirchengeſchichte oder vielmehr in deren Legende eingreift, und ſchon als ſolche unſere Aufmerkſamkeit verdient. Es iſt die Erzählung von der ſogenannten thebaiſchen Legion. Maximian, ſo lautet die Erzählung, wurde um's Jahr 287 aus Italien herbeigerufen, einen Aufſtand in Gallien zu dämpfen, oder nach einer andern Verſion war ſeine Abſicht, die dortigen Chriſten zu verfolgen. Er ließ aus Aegypten eine Legion Soldaten kommen, die (ſchon das lautet unwahrſcheinlich genug) aus lauter Chriſten beſtand. Sie hieß die thebaiſche Legion. In den agauniſchen Engpäſſen, unweit Octodunum, dem heutigen Martinach im Walliſerland, ſtieß die Legion mit dem Hauptheere zuſammen. Hier ſollte ſich die ganze Armee durch heidniſche Opfer auf den bevorſtehenden Kampf vorbereiten. Allein die thebaiſche Legion weigerte ſich, dieſe Ceremonie zu leiſten. Sie erklärte überhaupt, keinen Schritt weiter gehen zu wollen; und namentlich war es ihr Anführer, Mauritius, der auf dieſem Widerſtand beharrte. Maximian ließ darauf je den zehnten Mann ausheben und hinrichten. Als aber auch die Uebriggebliebenen den Gehorſam verweigerten, ließ er ſie Alle niedermachen, unter ihnen auch den Mauritius, deſſen Tod dann ſpäter von den Chriſten dieſer Gegend als Märtyrtod gefeiert wurde. Ihm zu Ehren ward eine Kirche und Kapelle errichtet — das heutige Saint Maurice. Außer dem S. Mauritius werden uns auch die Feldherren Exuperantius und Candidus genannt. — An dieſe Stammlegende von der thebaiſchen Legion knüpfen ſich dann noch mehrere Sagen über die erſten Heiligen des Schweizerlandes. So entkamen Victor und Urſus nach Solothurn, wurden aber von dem dortigen Befehlshaber Hirtacus zum Feuertode verurtheilt. Ein Wunder vereitelte jedoch die Ausführung des Urtheils und bewog einen großen Theil der heidniſchen Einwohnerſchaft, das Chriſtenthum anzunehmen. — Eine Verwandte des h. Mauritius, die h. Verena, kam mit oder bald nach Urſus ebenfalls nach Solothurn, ward aber von Hirtacus, den ſie von einer ſchweren Krankheit heilte, freigelaſſen, worauf ſie nach Zurzach ſich begab und dort für die Ausbreitung

des Christenthums wirkte. Auch die beiden Geschwister Felix und Regula gehörten zu den Flüchtlingen der thebaischen Legion. Sie entkamen dem Blutbade im Walliserlande durch die Flucht über die Furka und gelangten über Uri und Glarus nach Zürich, allwo sie das Evangelium verkündigten. Der römische Befehlshaber Decius ließ sie hinrichten, in der Gegend, wo die Wasserkirche steht. Da ereignete sich das bekannte Wunder, das auf dem Insiegel der Stadt Zürich verewigt ist. Die Heiligen trugen ihre abgeschlagenen Häupter unter dem Arme den Berg hinan bis an die Stätte, da ihre Gebeine ruhen sollten und da zu ihrem Andenken das große Münster sich erhebt. Auch in den Rheingegenden und nach Italien kamen versprengte Haufen dieser Legion. — Wie sich die sämmtlichen Sagen ausgebildet, welche historische Thatsache ihnen möglicherweise zu Grunde gelegen, wollen wir Andern zu untersuchen überlassen. Möglicherweise hat die Hinrichtung eines Militärtribuns Mauritius und einer Schaar von siebzig christlichen Soldaten, die nach ältern Zeugnissen zu Apamea in Syrien auf Befehl des Maximian stattgefunden haben soll, Veranlassung zu der Sage gegeben, indem der Name und Stand des Märtyrers beibehalten, der Schauplatz aber nach dem Wallis verlegt und die ganze Begebenheit willkürlich umgestaltet wurde. Wir wenden uns wieder der beglaubigten Geschichte zu.

Auch nach dieser war es nicht sowohl Diocletian selbst, als seine Rathgeber, der Cäsar Maximianus Galerius[1]) und der Statthalter Hierokles, welcher letzterer selbst eine Schrift wider die Christen schrieb, die ihn beredeten, die prachtvolle Kirche in Nikodemien zerstören zu lassen, und auch die weitere Zerstörung der christlichen Kirchen und die Vernichtung ihrer heil. Schriften anzuordnen. Es erschienen (303) drei Edicte, eines schärfer als das andere, wider die Christen; endlich ein viertes im Jahr 304, nach welchem, ohne Ausnahme, alle Christen dem Tode verfielen, die sich weigern würden, den Göttern zu opfern. Und nun erhob sich denn auch im ganzen römischen Reiche (Gallien ausgenommen, wo Constantius Chlorus schon jetzt den Christen günstig war) eine

[1]) Ihn schildert Lactanz (oder vielmehr der Verf. der Schrift de mortibus persecutorum) als den Grausamsten unter Allen: Inerat huic bestiae naturalis barbaries, efferitas a romano sanguine aliena. l. l. c. 8.

zehnjährige Verfolgung, die längste und die heftigste unter allen, welche die christliche Kirchengeschichte kennt. In Nikodemien selbst wurden viele hingerichtet, unter ihnen Anthimus, der dortige Bischof, mehrere Hofbeamte, mit ihnen Petrus, an dem die Grausamkeit vergeblich ihre scheußlichsten Künste versuchte, um ihn zum Abfall zu bringen. Ueberall füllten sich die Gefängnisse mit Priestern, Bischöfen und Diaconen. Die Zahl der Märtyrer mehrte sich von Tag zu Tag. „Nicht wenn ich hundert Zungen hätte," sagt ein Kirchenschriftsteller in der Sprache des Dichters, „und einen hundertfachen Mund und eine eherne Stimme, nicht vermöchte ich, alle die Schandthaten, alle die vielgestaltigen Qualen und Marter zu nennen, welche die Gerichte der Provinzen über Schuldige und Unschuldige verhängten." [2]) Daß auch Schuldige unter den Christen waren, geben also selbst christliche Schriftsteller zu. Und in der That bewahrten nicht alle Christen dieselbe ruhige, würdige Haltung, die dem Märtyrerthum erst seine höhere sittliche Würde giebt. Gleich als das erste Edict war angeschlagen worden, wurde es abgerissen, wahrscheinlich von der Hand eines Christen. Auch brach bald darauf im kaiserlichen Pallast zu Nikomedien Feuer aus. Ob es, wie Lactanz zu verstehen giebt, auf Anstiften des Galerius von einem Heiden eingelegt worden, um den Verdacht auf die Christen zu wenden, ob, wie Constantin vermuthet, der rächende Blitz des Himmels herniederfuhr, oder ob ein Christ sich so weit vergessen habe, dem allerdings begreiflichen Rachegefühl Luft zu machen, wer mag das entscheiden? Unmöglich wäre das Letztere nicht, da wir uns auch unter den Christen jener Zeit nicht lauter vollkommene Jünger des Herrn zu denken haben, die den Spruch beherzigten: Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid? Auch das Benehmen der Christen in der Verfolgung war ein sehr verschiedenes. Auch jetzt ließen sich Viele zum Abfall verleiten. Zu den verschiedenen Klassen der Gefallenen kam noch eine neue hinzu, die der sogenannten Traditoren (Ueberlieferer). So hießen die, welche sich bewegen ließen, die heiligen Schriften an die Verfolger auszuliefern, damit sie verbrannt würden. Dagegen bewiesen wieder andere eine bewundernswürdige Standhaftigkeit, unter ihnen Jung-

[2]) Lact. de mort. pers. c. 16.

frauen und Knaben von zartem Alter. Eine junge Christin zu Karthago, Victoria, deren Vater und Bruder noch Heiden waren, ließ sich durch kein Zureden ihrer Blutsverwandten bewegen, ihren Glauben zu verleugnen. Als der Bruder, um sie zu retten, vorgab, sie sei ihrer Sinne nicht mächtig, widersprach sie diesem Zeugniß, und erklärte, daß dieß ihre wahre Gesinnung sei und daß sie nicht davon abgehen werde. Als der Proconsul sie fragte: „Willst du mit deinem Bruder gehen?" antwortete sie: „Nein, denn ich bin eine Christin und die sind meine Brüder, die Gottes Gebote beobachten." Den Knaben Hilarianus meinte der Proconsul durch seine Drohungen schrecken zu können; der Knabe antwortete: „Thut was ihr wollt, ich bin ein Christ." Und so ließen sich der Beispiele noch mehrere anführen. Auch auf Seite der Heiden gaben sich hie und da edlere Gesinnungen kund. Zu Alexandrien fanden mehrere der verfolgten Christen Schutz in heidnischen Häusern, und manche der heidnischen Hausbesitzer opferten lieber ihre Habe und ihre Freiheit, als daß sie Verräther an ihren Schützlingen geworden wären.

Im Jahr 305 legten die beiden Augusten Diocletian und Maximian ihre Würde freiwillig nieder. An ihre Stelle trat im Orient Galerius mit seinem Cäsar Maximin; im Occident Constantius Chlorus, der in Gallien, Britannien und Spanien das Zepter führte, während der Cäsar Severus über Italien und Afrika herrschte. Da Constantius Chlorus, wie schon bemerkt, den Christen günstig war, so erstreckte sich jetzt die Verfolgung großentheils über den Orient, wo besonders der rohe Maximin wüthete; namentlich traf die Christen in Palästina ein schweres Schicksal. Manches Leben ward auch hier geopfert; Andere wurden in die Bergwerke abgeführt oder in den Kerker geworfen. Der Bischof Pamphilus von Cäsarea, der vertrauteste Freund des Kirchengeschichtschreibers Eusebius, wurde, nachdem er erst die gräulichsten Marter ausgestanden und zwei Jahre im Gefängniß zugebracht, mit noch eilf andern Bekennern hingerichtet. Später wurden an einem Tage ihrer neun und dreißig enthauptet. Noch ärger, noch unmenschlicher wurden die Christen in Aegypten behandelt, sowohl in Alexandrien, als in Oberägypten (Thebais); Männer, Frauen und Kinder wurden theils verbrannt, theils in

den Fluthen des Meeres ertränkt, theils an's Kreuz geſchlagen, theils auf die raffinirteſte Weiſe zu Tode gemartert. Wenn die Angaben nicht übertrieben ſind, ſo wurden oft an einem Tage bis Hunderte hingerichtet, ſo daß die Schwerter ſtumpf wurden und die ermatteten Henker einander ablöſen mußten. Unter den zahlreichen Opfern fiel auch der Biſchof Petrus von Alexandrien, und mit ihm noch andere Biſchöfe und Presbyter der ägyptiſchen Kirche. — Aehnliches ereignete ſich in Pontus, Phrygien, Kappadocien [3]), Meſopotamien; ähnliches in Antiochien und anderwärts. Wie weit unter anderm der heidniſche Fanatismus ging, um den Chriſten jeden Lebensfaden abzuſchneiden, davon möge das Geſetz zeugen, das Maximin im Jahr 308 erließ, wonach alle Eßwaaren, die auf den Markt gebracht wurden, zuvor mit Opferwein begoſſen werden mußten, damit den Chriſten nur die Wahl blieb zwiſchen dem Abfall und dem Hungertod.

Auch in den Provinzen, über die Galerius unmittelbar herrſchte, in Möſien, Pannonien, Macedonien, Thracien erlitten die Chriſten manche Drangſale, von denen die Märtyrerakten das Weitere berichten. Nicht viel beſſer erging es den Provinzen des Abendlandes, über die Severus gebot; namentlich ward Rom ſelbſt der Schauplatz mancher Leiden. So feierte ſchon die alte Kirche des vierten und fünften Jahrhunderts das Andenken der heil. Agnes, die als ein dreizehnjähriges Mädchen zu Rom mit Ketten beladen vor Gericht geführt, und als ſie weder durch Schmeicheleien, noch durch Drohungen, noch endlich durch öffentliche Ausſtellung am Pranger zum Abfall bewogen werden konnte, mit dem Schwerte hingerichtet wurde. Ambroſius von Mailand verkündete ihr Lob, Auguſtinus feierte ſie in einer Gedächtnißrede, Prudentius in einem Gedichte. Auch hat die Legende ihre Geſchichte poetiſch ausgeſchmückt [4]). Die Eltern der Vollendeten verweilten oft ganze Nächte auf ihrem Grabhügel. Da ſahen ſie einſt in nächtlichem Geſichte eine Schaar von Jungfrauen in weißen, mit Gold durch-

[3]) Unter den dortigen Märtyrern nennt die Legende den h. Georg, einen tapfern Krieger, der ſpäter als Ritter in mittelalterlicher Rüſtung abgebildet wurde. Sein Kampf mit dem Drachen ſtellt den Kampf gegen das Heidenthum ſymboliſch dar.

[4]) Siehe unter anderm Pipers evang. Kalender v. J. 1851. S. 105 ff.

blicken wir aber jetzt noch einmal zurück auf die sämmtlichen über die Christen ergangenen Verfolgungen im römischen Reich und knüpfen daran einige allgemeine Betrachtungen.

Es gab eine Zeit, in der man die Zahl der erlittenen Verfolgungen genau glaubte angeben zu können und dieselben auf zehn feststellte. Man brachte sie mit den zehn Plagen Aegyptens, mit den zehn Hörnern des Thiers in der Apokalypse in Verbindung, und hielt eben darum um so mehr auf der Zahl fest. Allein eine solche bestimmte Zahl läßt sich gar nicht angeben, da der Begriff der Verfolgung selbst ein fließender ist, und da es von vielen schwer zu sagen ist, wo sie angefangen und wo sie aufgehört haben. Wollen wir in Kürze die Hauptverfolgungen zusammenstellen, so werden sich uns ergeben im ersten Jahrhundert: die unter Nero in Rom, und partielle Verfolgungen unter Domitian und Trajan, theils in der Hauptstadt, theils in den Provinzen; im zweiten Jahrhundert die Verfolgung unter Mark Aurel in Kleinasien und Gallien und im dritten Jahrhundert die unter Septimius Severus, und unter Maximin dem Thracier; dann unter Decius, Gallus und Valerianus, und endlich zu Anfang des vierten Jahrhunderts die Verfolgung unter Diocletian und seinen Mitregenten. Vergleichen wir nun diese Verfolgungen unter einander, so werden wir leicht beobachten, daß sie nicht alle denselben Charakter haben, und daß auch nicht die genannten Kaiser selbst den gleichen Antheil an ihnen nahmen. Bei Nero war es der Ausbruch roher Tyrannenwuth, welche die Christen sich zu Schlachtopfern ausersah, die für den von ihm angeschürten Brand von Rom büßen sollten; bei Trajan war es die Consequenz, welche keine unerlaubten Verbindungen im Reiche gestattete, während der Kaiser für seine Person die möglichsten Maßregeln der Milde empfahl; den Mark Aurel mochte die stoische Abneigung gegen alles, was die Gemüther aus der gewohnten Ruhe aufrütteln könnte, und damit zusammenhängende Staatsraison zu seinen, dem edeln Charakter des Mannes widersprechenden Urtheilen verleitet haben; bei Septimius Severus waren es die Uebertreibungen der Montanisten, die den Kaiser zu strengern Maßregeln, auch gegen die übrigen Christen, hinrissen; bei Maximin dem Thracier Nachgiebigkeit gegen das Volk und eigene Herzens-Rohheit, während erst bei Decius eine planmäßige

Absichtlichkeit sich zu erkennen giebt, die wo möglich eine gänzliche Ausrottung der Christen sich zum Ziel setzte. Dasselbe läßt sich denn auch und noch in höherm Grade von den weitern Verfolgungen und namentlich von der so eben betrachteten unter Diocletian und seinen Mitregenten sagen. Hier galt es Sein oder Nichtsein — absolute Vertilgung oder absolute Herrschaft der einen oder der andern Religion, ein Kampf auf Leben und Tod. — Wie weit die römischen Kaiser überhaupt, sowohl die verfolgenden, als die günstig gestimmten, eine richtige Einsicht vom Christenthum hatten, ist schwer zu bestimmen. Die spätern kannten es natürlich schon besser als die frühern, und darum nahmen auch ihre Verfolgungen schon mehr den Charakter systematischer Religionsverfolgungen an; während die frühern theilweise auf fremdartigen Beweggründen und auf den falschen Gerüchten ruhten, die ihnen zu Ohren gekommen. In der spätern Zeit fällt daher auch die persönliche Stimmung der Kaiser mehr in's Gewicht, während es früher meistentheils der souveräne Volkshaß war, der die Christen verurtheilte und dem die Kaiser nachgaben, weil es ihnen sowohl an Einsicht als an Kraft fehlte, ihn zu beschwichtigen. Daß das Volk die Christen beurtheilte, wie noch immer die Masse religiöse Erscheinungen beurtheilt — wen kann das befremden? Zu allen Zeiten mußte, besonders bei außerordentlichen Landplagen, das Volk einen Gegenstand haben, auf den es seinen Haß ablud. Wie mußten nicht im christlichen Mittelalter die Juden, wie in unserer Zeit gewisse religiöse Orden oder Secten Schuld sein an alle dem, was als Druck der Verhältnisse empfunden wird; heute an Krankheiten, morgen an Hungersnoth, das einemal an der Revolution, das anderemal an der Reaction. So war es damals mit den Christen. Sehr gut sagt Tertullian: „Die Christen hält man für die Ursache jedes öffentlichen Unglücks, jedes Mißbehagens im Volke. Wenn die Tiber aus ihrem Bett austritt, wenn der Nil *nicht* die Gefilde befruchtet, wenn der Himmel stille steht und die Erde sich bewegt, wenn Hungersnoth, wenn Seuche einbricht, sofort heißt es: fort mit den Christen zu den Löwen!“ [7]) — Das heidnische Volk hielt die Christen allervorderst für *Feinde der Götter* und darum

[7]) Tert. Apol. c. 40.

auch für Feinde des Staates und ſeiner Religion; man bezeichnete ſie allgemein als die Gottloſen, als die Atheiſten, als die, welche weder Tempel noch Altar haben (beſonders in der frühern Zeit), welche die Wolken anbeten. Von ihren geheimen Zuſammenkünften wußte man ſich allerlei zu erzählen, das man gerne glaubte, und deſto lieber glaubte, je fabelhafter, je gräßlicher es lautete. Da ſollen ſie zuſammenkommen und Menſchenfleiſch eſſen und Menſchenblut trinken; vielleicht daß der Mißverſtand der Abendmahlsfeier von einem Eſſen des Leibes und einem Trinken des Blutes Chriſti die Rede war, zu dieſem Gerücht Anlaß gegeben. Was die alte Fabel erzählt von Thyeſtes, dem Sohne des Pelops, daß ihm ſein Bruder Atreus die eigenen Söhne zur Speiſe vorgeſetzt und dieſer, ohne es zu wiſſen, ſie gegeſſen habe, das wurde jetzt mit geringen Variationen den Chriſten Schuld gegeben. Es werde, hieß es, in ihren Verſammlungen ein Gericht aufgetragen, das äußerlich einer Mehlſpeiſe ähnlich ſehe, und einer der Neulinge müſſe es anſchneiden; das ſei aber ein mit Mehl beſtreutes Kind, welches nun von der Verſammlung verzehrt werde. Auch was von Oedipus berichtet wird, daß er ſeine Mutter Jokaſte geehlicht, das wiederhole ſich, hieß es, bei den Chriſten. Weil ſie ſich gegenſeitig Brüder und Schweſtern nannten, ſo gab man ihnen unnatürliche Vermiſchungen und geſetzwidrige Ehen ſchuld. Noch Aergeres wurde erſonnen. Wenn ſie eine Zeitlang in ihren nächtlichen Conventikeln beiſammen geweſen, hieß es, ſo würden plötzlich die Lichter gelöſcht und dann überlaſſe ſich Alles der ſchändlichſten Luſt. Das Gerücht, daß ſie einen Eſelskopf anbeteten und andere läppiſche Beſchuldigungen ſind von der Art, daß man ſie kaum wiederholen mag; aber man müßte die menſchliche Natur nicht kennen, die am Unnatürlichen und am Erfinden des Unnatürlichen ihre ſeltſame Freude hat, wenn man ſich darüber zu ſehr wundern wollte[8]). Vernünftige Leute glaubten nun freilich dieſen Gerüchten nicht, und wir haben geſehen, wie manche der heidniſchen Beamten, unter denen ein Plinius nicht allein daſteht, die Chriſten bemit-

[8]) Die verſchiedenen Beſchuldigungen finden ſich zuſammengeſtellt in dem Werke des Minucius Felix: Octavius, worin ein Heide und Chriſt als Redner aufgeführt werden. Auch ſind die übrigen Apologeten zu vergleichen.

leideten und ihnen, wo möglich, ihr Schicksal zu erleichtern suchten. Während hie und da auch wohl einer der rohern Statthalter seine Gewalt mißbrauchte und an den grausamen Hinrichtungen mit unmenschlicher Schadenfreude sich weidete, gaben sich Andere alle erfinnliche Mühe, den Angeklagten selbst einen Ausweg zu zeigen; sie legten ihnen ordentlich das Wort auf die Zunge, womit sie sich lossprechen konnten; sie waren erbötig, ihnen Zeugnisse ihrer Unschuld auszustellen, um sie vor weitern Verfolgungen zu schützen; aber freilich führten diese wohlgemeinten Versuche nicht immer zum erwünschten Ziel. Die Gewissenhaften unter den Christen verschmähten es, auch nur durch eine augenblickliche Verstellung, durch ein kluges Verschweigen oder gar durch eine Lüge, und wäre es auch eine Nothlüge, sich loszukaufen. Ja, manche gingen noch weiter. Sie suchten den Märtyrtod, sie bekannten mehr, als man wissen wollte, sie drängten sich ordentlich zu den Richterstühlen hinzu und baten um die Gnade, für Christum sterben zu dürfen. So erzählt uns unter anderm Tertullian, wie schon im Zeitalter Hadrian's sich eine Christenschaar von Ephesus dem dortigen Statthalter dargestellt und sich das Märtyrthum von ihm erbeten habe. Der Statthalter ließ einige hinrichten; die übrigen entließ er mit den Worten: „o ihr Elenden! wenn ihr durchaus sterben wollt, so habt ihr ja Abgründe und Stricke!" — Dieses falsche, erzwungene Märtyrthum, wie sehr ist es zu unterscheiden von dem wahren und ächten Glaubensmuthe, der nur da sich in den Tod gab, wo die Nothwendigkeit es forderte!

Es waren aber nicht nur die Verleumdungen und die unsinnigen Anschuldigungen des Volkshasses, welche die Christen in den Augen der heidnischen Obrigkeit zu Verbrechern stempelten. Wir dürfen nicht vergessen, daß die ganze christliche Anschauungsweise eine vom Heidenthum so verschiedene war, daß in allen Vorkommenheiten des praktischen, besonders des politischen Lebens, diese Verschiedenheit hervortrat, daß das christliche Gewissen jeden Augenblick mit den bestehenden Gesetzen und Einrichtungen des Staates in einen unauflöslichen Conflikt kam. So ernstlich es auch den wahren Christen darum zu thun war, die Obrigkeit und auch die heidnische, als eine von Gott geordnete zu ehren und ihren Befehlen sich zu unterziehen, so zeigten sich doch beständig Anlässe,

wo das andere Gebot eben so wichtig erschien: man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Schon die äußern Ehrenbezeugungen, die der römische Bürger der Person des Kaisers und seiner Mitregenten zu leisten hatte, waren von der Art, daß ein Christ Bedenken tragen konnte, daran Theil zu nehmen. Wir reden nicht einmal vom Opfern und Weihrauchstreuen vor den Bildnissen der Kaiser; aber auch das Bekränzen und Illuminiren der Häuser bei einem Triumphzuge hatte, so unschuldig es schien, so viele Berührungen mit dem Heidenthum, widersprach so sehr dem nach innen gekehrten christlichen Sinne, daß die strengern und ängstlichen Gewissen sich darein nicht zu finden wußten. Vollends brachte die Verpflichtung zum Kriegsdienste manche Collision. Schon den Krieg an und für sich hielten manche Christen für etwas Unerlaubtes; aber wenn sie nun vollends den Soldateneid leisten und sich allen den Ceremonien unterwerfen sollten, die zum militärischen Gottesdienst gehörten: wenn sie Wache stehen sollten vor den Götzentempeln und diese vor Entweihung schützen, wenn sie gar zu Arrestationen und Hinrichtungen ihrer Glaubensgenossen mitwirken sollten, so gaben sie, falls sie sich des Dienstes weigerten, ihren Obern gerechten Anlaß zur Bestrafung. Nur ein Beispiel aus den Zeiten Diocletians. Zu Seveſta in Numidien weigerte sich ein 21jähriger Jüngling, sich zum Kriegsdienste zu stellen, zu dem das Gesetz ihn verpflichtete. „Ich darf nicht Soldat sein; ich darf nichts Böses thun." Das war die Rede, auf der er standhaft verblieb. Vergebens redete man ihm zu, daß viele Christen im Heere der beiden Kaiser und ihrer Cäsaren dienten und daß man ihm seine Religion unangetastet lassen wolle; der Jüngling beharrte auf seinem Widerstand, er riß das Militärzeichen ab, das man ihm umhing, und so wurde er hingerichtet nicht als Christ, sondern weil er sich gegen die Gesetze aufgelehnt. — Wir müssen also, wenn wir gerecht sein wollen, nicht alles was die Christen jener Zeit erduldeten, auf Rechnung der Heiden schreiben. Wir müssen zugeben, daß Uebertreibungen und Schroffheiten, wie sie namentlich bei der Montanistensecte vorkamen, ja daß sogar auch mitunter wirkliche Vergehen, die sich Einzelne zu Schulden kommen ließen (ich erinnere an die Vorfälle in Nikomedien), die strengen Maaßregeln rechtfertigten oder doch entschuldigten, welche die heid-

nischen Obrigkeiten ergriffen und von ihrem Standpunkte aus ergreifen mußten, wenn sie ihre Pflicht thun wollten.

Fragen wir endlich nach der höhern Bedeutung, welche die Christenverfolgungen im Ganzen hatten, so wird uns nicht entgehen, daß sie allervorderst einer höhern Ordnung der Dinge angehören, daß sie nothwendig waren zur Entwicklung und Kräftigung des Reiches Gottes. Christus selbst hatte es den Seinen vorausgesagt, daß Verfolgungen über sie kommen würden. „Sie werden euch überantworten in ihre Rathhäuser und werden euch geißeln in ihren Schulen. Man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen, zum Zeugniß über sie und über die Heiden. . . Es wird aber ein Bruder den andern zum Tod überantworten und der Vater den Sohn, und die Kinder werden sich empören wider ihre Eltern und ihnen zum Tode helfen, und müsset gehasset werden von Jedermann um meines Namens willen; wer aber bis an das Ende beharret, wird selig. . . Der Jünger ist nicht über seinen Meister, noch der Knecht über seinen Herrn. . . Haben sie den Hausvater Beelzebub geheißen, wie viel mehr werden sie seine Hausgenossen also heißen; darum fürchtet euch nicht vor ihnen. . . Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Friede zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Friede zu senden, sondern das Schwert; denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger, und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. . . Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht werth. Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden." (Matth. 10, 17—39). — Und wie Jesus, so haben es auch die Apostel ausgesprochen: „Alle die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden (2 Tim. 3, 12); nur durch viele Trübsale gelangen wir in das Reich Gottes" (Apostelg. 14, 22). — „Achtet es aber," schreibt Jacobus, „für eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet, und wisset, daß euer Glaube, so er rechtschaffen ist, Geduld wirket" (Jac. 1, 2 ff.). — „Ihr Lieben", schreibt Petrus, „lasset euch die Hitze, die euch begegnet, nicht befremden, als widerführe euch etwas Seltsames; sondern freuet euch, daß ihr mit Christo leidet, auf daß ihr auch

zu der Zeit der Offenbarung ſeiner Herrlichkeit Freude und Wonne haben möget" (1 Petr. 4, 12). — Und an wie vielen Stellen redet Paulus von den Verfolgungen, die er um des Evangeliums willen erduldete, und wie ſieht auch er ſie als nothwendig an, damit die äußere, wie die innere Frucht daraus entſtehe. — Schon die äußere Frucht, welche die Verfolgungen brachten, kann uns nicht entgehen. Sehen wir in ihnen zunächſt auch eine räumliche Beſchränkung des Chriſtenthums, einen harten Damm, der ſich ſeiner Verbreitung entgegenſetzte, ſo wirkten ſie, wie wir ſchon früher geſehen haben, dennoch zu dieſer Verbreitung mit. Das Blut der Märtyrer ward ein Same der Kirche. Theils wurde das Evangelium, und ſo ſchon im Anfange, durch die dem Schwert des Verfolgers Entronnenen in die entfernteſten Gegenden getragen, wie das Feuer um ſo mehr neue Gluth entzündet, je mehr man es zertheilt und je weiter ſeine Funken nach allen Richtungen auffallen; theils aber wirkte auch das Märtyrthum begeiſternd ein auf die, welche Zeugen desſelben waren. Es hatte nicht nur eine abſchreckende, es hatte auch eine anziehende, ja mitunter ſogar eine anſteckende Gewalt. Wir haben Beiſpiele angeführt von ſolchen, die durch den Anblick der Märtyrer zu ähnlicher Geſinnung geführt wurden und ein gleiches Ende nahmen. Und dieß führt uns auf die innere Frucht der Verfolgungen. Sie dienten dem Chriſtenthum ſelbſt zur Läuterung, zur innern, ſittlichen Vollendung. Unter den Leiden und Drangſalen konnte allein der innere Menſch, auf den es das Chriſtenthum abſah, ſeiner Vollendung entgegengeführt werden. Wie bald wäre das Chriſtenthum in Weltlichkeit, in todten Mechanismus verſunken, hätte es dieſe Läuterungskämpfe nicht beſtehen müſſen. Wir haben geſehen, wie ſchon die vierzig Jahre Ruhe bis zur letzten Verfolgung, einen ſchädlichen, einen erſchlaffenden Einfluß übten. Die erſten Chriſten betrachteten ſich als Krieger Chriſti, die immer gerüſtet ſein müſſen wider den Feind, immer wachſam, immer ſchlagfertig, immer auf's Aeußerſte gefaßt. Das gab ihrem Geiſte eine heilſame Spannung, ihrem Dichten und Trachten eine beſtändige Richtung auf das unverrückte Ziel ihres Strebens, das ſtählte und kräftigte ihren Willen und läuterte ihr Gemüth. — Je geſchäftiger die Verleumdung, ihnen Böſes nachzureden, deſto mehr mußten ſie ſich hüten, daß ſie auch nicht von ferne Anlaß

zu gerechten Klagen gaben. Da galt auch jenes apoſtoliſche Wort: „Selig ſeid ihr, wenn ihr geſchmähet werdet über dem Namen Chriſti, denn der Geiſt, der ein Geiſt der Herrlichkeit und Gottes iſt, ruhet auf euch. Bei ihnen iſt er verläſtert, aber bei euch iſt er geprieſen. Niemand aber unter euch leide als ein Mörder oder Dieb oder Uebelthäter oder der in ein fremdes Amt greifet. Leidet er aber als ein Chriſt, ſo ſchäme er ſich nicht; er ehre aber Gott in ſolchem Fall; denn es iſt Zeit, daß anfange das Gericht am Hauſe Gottes. So aber an uns, was will's für ein Ende nehmen mit denen, die dem Evangelium Gottes nicht glauben! Und ſo der Gerechte kaum erhalten wird, wo will der Gottloſe und Sünder erſcheinen? Darum, welche da leiden nach Gottes Willen, die ſollen ihm ihre Seele befehlen als dem treuen Schöpfer in guten Werken" (1 Petr. 4, 14—19). — Je ſchwerere Opfer das Chriſtenthum koſtete, deſto theurer wurde es auch geſchätzt, deſto höher ſtieg es auch in den Augen der Heiden, die in ihm eine noch nie geahnte Macht erkannten, an der die Macht ihrer Götter und die Weisheit ihrer Philoſophie zu Schanden ward; deſto mehr ging in Erfüllung das Wort: „Laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten, auf daß ſie eure guten Werke ſehen und den Vater im Himmel preiſen" (Matth. 5, 16). — Aber indem die Verfolgungen als Läuterungsmittel dienten, mußten natürlich auch die Schlacken ausgeſondert werden vom reinen Golde. Bei den Verfolgungen zeigte ſich's, ob Einer nur mit dem Munde oder mit der That ſich zu Chriſto bekenne; ob er nur mit herrſchen und mit genießen, oder auch mit kämpfen und mit leiden wolle. Wir wiſſen, wie ſtrenge die erſte Kirche über die Gefallenen urtheilte; wir ſind gewiß geneigt, ſie milder zu beurtheilen, je gewiſſenhafter wir uns die Frage vorlegen, was hätten wir gethan, wir, die Kinder einer Zeit, die nichts weniger als eine Zeit der Märtyrer iſt? Aber je begreiflicher, je entſchuldbarer uns der Abfall wird, deſto höher ſteigt unſere Bewunderung der Glaubenshelden, die mit ihrem Blute den Boden der Kirche getränkt haben, und wenn ſchon die alte Krrche das Andenken an ihre Märtyrer heilig gehalten hat, ſo werden wir uns nicht dem Vorwurf einer falſchen Menſchenverehrung ausſetzen, wenn auch wir dieſes Andenken bewahren, und da, wo es nur

zu sehr in den Hintergrund getreten ist, es wieder auffrischen[9]). Von der andern Seite werden wir uns aber auch hüten, das Märtyrthum zu überschätzen. In diesen Fehler ist die römisch-katholische Kirche verfallen, wenn sie die Verdienste der Heiligen im Sinne äußerer Werkheiligkeit ausgebeutet und wenn sie diese Verdienste nur nach der Größe des Leidens geschätzt hat. Wir dürfen 1) nicht vergessen, daß Christus allein der Grund unserer Hoffnung und Seligkeit, sein Leiden allein das ist, das der Welt die Erlösung brachte, und daß 2) auch in die Leiden der Märtyrer oft Unlauteres sich einmischte, bald Schwärmerei, bald Eitelkeit, bald wieder eine gewisse Verwegenheit, die, weil sie das Leben gering achtete, auf wohlfeile Weise sich den Heiligenschein zu erwerben suchte. Ich erinnere daran, wie zur Zeit Cyprians die sogenannten Bekenner ihre Autorität mißbrauchten, die sie bei der Gemeinde hatten. Da muß uns denn wohl der Spruch des Apostels einfallen: „Und wenn ich auch meinen Leib sengen und brennen ließe, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze“ (1 Cor. 13, 3). 3) Laßt uns bedenken, daß es überdieß noch ein anderes Märtyrthum giebt, als das allein, das Leib und Blut opfert. Es können auch andere Opfer dem Menschen gefordert werden, die eben so theuer in ihrer Art sind. Mit dem Wechsel der Zeiten wechseln auch die Anforderungen, die in dieser Hinsicht an uns gestellt werden. Die Zeit der Verfolgungen, wie wir sie kennen gelernt haben, ist allerdings für uns vorüber; aber giebt es nicht Verfolgungen anderer, wenn auch feinerer, darum nicht minder gefährlicher Art? Und immer noch hat ein Jeder Gelegenheit genug, das Wort auf sich anzuwenden: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den werde ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater und wer mich verleugnet, den werde ich auch verleugnen“ (Matth. 11, 32). Das sei die Frucht, die wir aus der Geschichte der Verfolgungen mit uns nehmen.

Es wird uns noch übrig bleiben, auch die erneuerten Angriffe auf das Christenthum, mit den Waffen des Geistes kennen zu lernen. Von Lucian und Celsus haben wir früher gehandelt. Nun wer-

---

[9]) Sehr verdienstlich ist in dieser Hinsicht das Unternehmen von Piper, durch einen evangelischen Kalender die ächten Heiligentage und mit ihr die Geschichte der Märtyrer alter und neuer Zeit dem protestantischen Volke näher zu bringen.

den wir auch noch ſehen, wie die Anhänger der neuplatoniſchen Schule, namentlich ein Porphyr dem Chriſtenthum ſich gegenüberſtellten, wie aber dieſe geiſtigen Waffen ſo wenig als die leiblichen vermochten, einem Werke den Untergang zu bereiten, das die Gewähr der göttlichen Hülfe ſo unverkennbar in ſich trug.

Achtzehnte Vorleſung.

Innere Angriffe auf das Chriſtenthum. — Porphyrius. — Summariſche Zuſammenſtellung der chriſtlichen Glaubenslehren in den drei erſten Jahrhunderten.

Dem äußern Kampf, den das Chriſtenthum mit dem Heidenthum in den erſten drei Jahrhunderten zu beſtehen hatte, entſprach auch der innere, der geiſtige Kampf, der mit den Waffen des Geiſtes durch Wort und Schrift geführt wurde. Wir haben ſchon früher ſowohl der Angriffe, als der Vertheidigungen gedacht. Wir haben einen Lucian, einen Celſus im Zeitalter der Antonine kennen gelernt und ebenſo haben wir von den Apologeten des Chriſtenthums geſprochen, an denen es zu keiner Zeit gefehlt hat. Wie nun der äußere Kampf nicht zu allen Zeiten auf dieſelbe Weiſe geführt wurde; wie es erſt nur die verachtete jüdiſche Secte war, der die Verfolgung galt, ſpäter aber ſchon Religion *gegen* Religion im Kampfe ſtand und die Kräfte ſich miteinander zu meſſen anfingen, ſo ging es auch bei der wiſſenſchaftlichen Bekämpfung. Ein Lucian ſpottete noch einfach über die Schwärmerei der Chriſten, und auch bei Celſus blieb es mehr bei vereinzelten Angriffen. Ja, Lucian ſpottete, wie wir geſehen haben, eben ſo über die eigenen Landesgötter als über die Chriſten und ihre Dogmen. Anders war es jetzt, nachdem das Chriſtenthum als eine geiſtige *Macht* mehr und mehr der Zeit imponirte, als der Gedanke, es möchte den Chriſten doch gelingen, den alten Olymp zu ſtürzen, immer drohender wurde. Da mußte das Heidenthum ſich auch *innerlich* zuſam-

mennehmen, es mußte ſeine letzten Anſtrengungen machen, um ſich bei den Denkenden und Gebildeten in das nöthige Anſehen zu ſetzen; gerade ſo wie es etwa der römiſche Katholicismus that nach den erſten Bewegungen der Reformation. Das alte Heidenthum in ſeiner polytheiſtiſchen Geſtalt, hatte, wie wir gleich in unſern erſten einleitenden Vorleſungen geſehen haben, ſich überlebt, noch ehe das Chriſtenthum aufkam, und ſchwerlich konnte Jemand mit der Hoffnung ſich ſchmeicheln, das polytheiſtiſche Götterſyſtem mit all ſeinen Menſchlichkeiten als haltbar für die Zukunft darzuſtellen. Die gebildeten Heiden hatten ja ſchon längſt einen Glauben aufgegeben, der ſelbſt bei ihren Kindern nicht mehr haften wollte. Aber, ehe man die Religion ſo leicht wie ein Ammenmährchen preisgab, mußte man ſich doch wohl fragen, liegt nicht dieſem ſo kunſtreich verzweigten, ſo tief in die Geſchichte hinabreichenden Götterſyſtem eine höhere religiöſe Idee zum Grunde? Sind am Ende dieſe Mythen, die das Volk roh und ſinnlich auffaßt, nicht tiefergreifende Symbole des Göttlichen? Dieſe Frage war wohl des Nachdenkens werth in einer Zeit, wo es ſich um Aufrechterhaltung oder Untergang einer Religion handelte, die mit den großen Erinnerungen des römiſchen Staates und mit der ganzen antiken Bildung ſo eng zuſammenhing. Und wenn wir geſehen haben, daß ſogar Juden und Chriſten zu den willkürlichſten allegoriſchen Auslegungen ihre Zuflucht nahmen, um die Lehren und Geſchichten der Bibel von allem, dem natürlichen Menſchen Anſtößigen zu befreien und ſie auch den Heiden mundgerecht zu machen, können wir uns wundern, wenn auch geiſtreiche Heiden den gleichen Kunſtgriff anwandten, um die heidniſche Religion in den Augen der Gebildeten zu empfehlen und vor den Einwendungen der Gegner zu ſchützen? Und wenn einmal die platoniſche Philoſophie ſich dem idealiſirenden Streben der Chriſten als williges Gedankenwerkzeug darbot, ſo mußte ſie, die doch ſelbſt dem heidniſchen Boden entſprungen war, noch weit mehr ſich eignen, dem helleniſchen Heidenthum einen neuen Zauber und neue, wenn auch morſche Stützen zu verleihen. Und ſo waren es denn namentlich die Neuplatoniker, welche dieſe Anſtrengungen zu Gunſten der altväterlichen Religion machten. Wir können ſie als die heidniſchen Myſtiker bezeichnen. Sie waren es vorzüglich, die den herkömmlichen Glauben des Volkes, den ſie ſich gei-

ſtig umdeuteten, mit aller Gluth der Schwärmerei gegen die Chriſten vertheidigten. Ein Hauptvertreter dieſer Richtung war, wie ich ſchon früher bemerkte, der Alexandriner Plotinus geweſen, der die chriſtlichen Gnoſtiker vom Standpunkt einer heidniſchen Gnoſis aus bekämpfte. Sein begeiſterter Schüler Porphyrius aber that es ihm noch an Eifer zuvor; er kehrte ſeine Waffen nicht nur gegen die Gnoſtiker, ſondern gegen die Chriſten und ihre Religion überhaupt. Porphyr war nicht ein leichtfertiger Spötter wie Lucian, er war ein tiefer, nach innen gekehrter, religiöſer Geiſt, aber nach einer ganzen Anſchauungsweiſe dem Heidenthum von Herzen zugethan. Sein eigentlicher Name iſt Malchus. Er war 233 zu Batanea in Syrien geboren und ſtarb 304 in Rom. Er kannte das Chriſtenthum nicht nur oberflächlich, wie die frühern Beſtreiter desſelben. Er hatte ſogar in ſeinen Jünglingsjahren den Unterricht des großen Origenes genoſſen. Ja, es geht ſogar eine Sage, Porphyr ſei eine Zeitlang Chriſt geweſen, ſei aber im paläſtinenſiſchen Cäſarea von einigen Chriſten mit Schlägen mißhandelt worden und habe von da an dem Chriſtenthum entſagt und einen unverſöhnlichen Haß auf ſeine Bekenner geworfen. Dieſe Sage entbehrt jedoch alles Grundes, und wir brauchen gar nicht eine ſo grob äußerliche Urſache aufzuſuchen, um es begreiflich zu finden, daß Porphyr bei ſeiner einmaligen Geiſtesrichtung ſich beikommen ließ, das Chriſtenthum zu beſtreiten. Es war auch, wie richtig von Andern ſchon bemerkt worden iſt, nicht in der erſten Aufwallung eines jugendlichen Eifers, es war in ſeinen reifern Jahren, als Porphyr ſeine fünfzehn Bücher gegen das Chriſtenthum ſchrieb. Dieſe Bücher ſind nicht mehr vorhanden (ſie wurden zur Zeit Conſtantins vertilgt), und ſo kennen wir ſie nur aus den Bruchſtücken, die wir bei ſeinen chriſtlichen Gegnern, den Kirchenvätern finden. — Porphyr ging hauptſächlich darauf aus, Widerſprüche zwiſchen dem alten und neuen Teſtament und zwiſchen den Apoſteln ſelbſt zu finden; und das konnte ihm bei einer bloß äußerlichen kritiſchen Betrachtung nicht ſchwer werden. Man hat immer verloren von chriſtlicher Seite, wenn man eine buchſtäbliche Uebereinſtimmung der bibliſchen Geſchichten zum Kriterium ihrer Wahrheit macht; denn keiner ſogenannten „Harmoniſtik“ wird es ohne die größte Willkür je gelingen, alle Unebenheiten in den evangeliſchen Be-

richten eben zu machen. Ferner ſuchte Porphyr den Schriftbeweis aus den Propheten dadurch zu entkräften, daß er die Aechtheit der bibliſchen Weiſſagungen, namentlich die des Propheten Daniel beſtritt und ihnen, was ſpäter auch chriſtliche Theologen gethan haben, ein jüngeres Zeitalter anwies. Aber dabei blieb Porphyr nicht ſtehen, auch dabei nicht, daß er die Wunder Jeſu leugnete; er ließ auch ſeinen ſittlichen Charakter nicht ganz unangetaſtet, indem er ihn des Wankelmuthes und der Unbeſtändigkeit zieh. Dabei aber iſt es merkwürdig, wie dieſer Gegner des Chriſtenthums ſelbſt, ohne es zu wiſſen, oder ohne es zu geſtehen, chriſtliche Einflüſſe in ſich aufnahm und wie er das Heidenthum nur dadurch zu Ehren bringen konnte, daß er es mit chriſtlichen Ideen verſetzte; „denn auch die beſtrittene Wahrheit übt eine ſtille, eine unwillkürliche Gewalt über ihren Widerſacher aus.“ [1]) Wenigſtens iſt es überraſchend, gerade bei dieſem entſchiedenen Gegner des Chriſtenthums Aeußerungen zu finden, die mit der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre eine unverkennbare Verwandtſchaft haben. Unter den wenigen Schriften, die uns von ihm erhalten ſind, findet ſich ein Brief an ſeine Gattin Marcella, die Einige ſogar für eine Chriſtin haben halten wollen. In dieſem Brief leſen wir unter anderm, daß was vom Fleiſch geboren, Fleiſch iſt, daß das Geſetz Gottes in die Herzen der Menſchen geſchrieben iſt, daß wir uns durch Glaube, Liebe und Hoffnung zur Gottheit erheben, daß aber ein todter Glaube ohne Erweiſung der Werke fruchtlos iſt. Gott iſt die Quelle alles Guten; das Böſe iſt nicht ſeine Schuld, ſondern Schuld des Menſchen, der das Böſe wählt. Gott bedarf keines Menſchen, der Menſch aber Gottes. Gott iſt heilig, ſo ſollen auch wir heilig ſein. Das liebſte Opfer iſt Gott ein reines, leidenſchaftloſes Herz; nur das Gebet, das aus einem ſolchen Herzen kommt, iſt Gott wohlgefällig, und nur das ſollſt du von Gott erbitten, was er ſelber will und was er ſelber iſt. Zur Rettung der Seele ſei bereit, den Leib dir tödten zu laſſen; denn beſſer ſterben, als durch Laſter die Seele verunſtalten. Der Weiſe iſt ein Tempel Gottes und Prieſter in dieſem Tempel zugleich. Man kann nicht Gott dienen und dabei der Luſt fröhnen; wo Gott in

[1]) Ullmann über Porphyr in den „Studien und Kritiken“ 1832. S. 383.

der Seele lebt, muß der böse Dämon weichen. Der Weise wird von Gott erkannt, und wenn wir einst unsere sterbliche Natur ablegen, gelangen wir erst in die wahre Heimath.

Ob nun Porphyr diese Ideen unmittelbar aus dem Christenthum entlehnt oder ob er wie Seneca, Plutarch, Mark Aurel u. A. das dem Christenthum Verwandte aus andern Quellen geschöpft hat, dürfte schwer zu entscheiden sein. Aber wie seiner Zeit bei Mark Aurel, so sehen wir auch bei Porphyr, daß selbst solche unter den Gegnern des Christenthums auftreten, die einen inwendigen Zug zu ihm hatten, so daß man auch in der moralischen Welt an jenes Gesetz in der physischen erinnert werden möchte, daß gleichnamige Pole sich abstoßen. Jedenfalls müssen solche Erscheinungen uns vorsichtig machen in unserm Urtheil. Es gab eine Zeit, in der man von vorneherein glaubte, dadurch seinen Eifer für das Christenthum erweisen zu sollen, daß man seine Gegner sich so schwarz als möglich malte und sie in die unterste Hölle verdammte. So einen Porphyr, so einen Julian, die man sich nicht anders, als im Feuerpfuhl der ewigen Verdammniß dachte. Wir aber wollen uns der Worte des Herrn erinnern, wonach er auch die Lästerung wider den Menschensohn eine verzeihliche nennt, so bald nur Verblendung, nicht absichtliche Verstockung die Schuld derselben ist, ein bewußtes Sichauflehnen wider den göttlichen Geist der Wahrheit und das Zeugniß des Gewissens (Matth. 12, 31). Jenes große Wort, das der Erlöser am Kreuze sprach: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun (Luc. 23, 24), — sollen wir es nicht auch als Ueberschrift setzen über die ganze Geschichte der Verfolgungen, die wir bisher betrachtet haben? — Der übelverstandene Eifer jener Zeiten meinte Gott einen Dienst zu thun, wenn er die gotteslästerlichen Schriften eines Celsus und Porphyr dem Feuer übergab. Das wohlverstandene Christenthum dagegen fordert solche Autodafeen nicht. Die Schriften eines Porphyr hätten das Christenthum nicht gestürzt, wenn sie auch auf die Nachwelt gekommen wären, so wenig als die Widerlegungen solcher Schriften ihm eigentlich den Sieg verschafften. Es ist, wie wir schon öfter zu erinnern Gelegenheit hatten, und wie wir es hier noch einmal wiederholen, weil es nicht genug wiederholt werden kann, es ist nicht diese oder jene einzelne Lehre, nicht diese

oder jene einzelne Geſchichte, von deren Auffaſſung und Beſtimmung das Leben der Kirche und das Heil der Seelen abhängt; die innere Lebensmacht des Chriſtenthums iſt es, die ſich überall Bahn macht, wo die Mächte der Finſterniß entgegenſtehen; es iſt der Herr der Kirche, der zu ſeinem Werke ſteht; es iſt der Geiſt des Herrn, der da lebendig machet und der, wenn auch die Wahrheit lange Zeit in Ungerechtigkeit aufgehalten wird, dennoch zuletzt die Wahrheit Suchenden und die aus der Wahrheit Geborenen in alle Wahrheit leitet. Die Waffen des Angriffs mögen ſich ändern, wie die Waffen der Vertheidigung; die Schlachtordnung mag ſo oder anders ſich wenden, ſo weit die Taktik des menſchlichen Verſtandes reicht. Ueber dem Spiel der Waffen ſtehet der Eine, der ſeines Sieges gewiß iſt, —

„Das Feld muß er behalten."

Wir hätten ſonach die Geſchichte der chriſtlichen Kirche nach ihrem äußern und innern Verlauf von ihren erſten Anfängen an bis zum Schluſſe des dritten Jahrhunderts durchgeführt, und es könnte ſcheinen, als ſei damit unſere Aufgabe für dießmal beendet. Allein, wenn wir auch gleich die verſchiedenen Zuſtände der Kirche, alles was auf die Lehre, auf die Kirchenverfaſſung, auf den Cultus und das Leben der Chriſten Bezug hat, in unſere Darſtellung, ſo gut es ging, verflochten haben, ſo habe ich doch das Gefühl, daß eine überſichtliche Darſtellung dieſer Zuſtände hier nicht an ihrem unrechten Orte ſein dürfte, ja, daß ſie in den Wünſchen und Erwartungen der Meiſten von Ihnen liege. Wir haben dieſe Zuſtände bisher doch mehr nur im Profil kennen gelernt; nun aber wollen wir ihnen, ſo weit die Zeit noch hinreicht, in's Angeſicht ſchauen, und auch auf die Gefahr hin, ſchon Geſagtes zu wiederholen, will ich es verſuchen, Ihnen in kurzen Zügen noch einen Abriß zu geben von der Lehre, der Verfaſſung, dem Gottesdienſt und dem ſittlichen Leben der Chriſten in den drei erſten Jahrhunderten. An ſchon früher Geſagtes werde ich dabei nur kurz erinnern, bisher Unberührtes aber nachholen und dadurch das Ganze zu ſeinem Abſchluß bringen.

Beginnen wir für heute noch mit dem Glauben und der Lehre der Chriſten. Ich muß hier an das erinnern, wovon wir ausgegangen ſind, daß Chriſtus kein ausgeführtes Lehrſyſtem, keine

ſogenannte Dogmatik vortrug; ſondern nur die ewigen religiöſen Wahrheiten offenbarte, deren Mittelpunkt er ſelber war nach ſeiner ganzen gottmenſchlichen Erſcheinung, und eben ſo wenig hatten die Apoſtel ausgeführte Glaubenslehren in einem ſchulgerechten Zuſammenhang aufgeſtellt; denn wenn man auch von einem Lehrbegriff eines Paulus und Johannes reden kann, ſo finden wir doch nicht einmal, daß die Chriſten ſich ausſchließlich an den einen oder andern Lehrbegriff gehalten hätten. Man begnügte ſich zunächſt mit dem einfachen Bekenntniß, daß Jeſus von Nazareth der Chriſt, daß er der von den Propheten verheißene Meſſias, daß er der Sohn Gottes und das Heil der Welt ſei. Wer das mit voller Zuſtimmung des Herzens bekannte und dieſem Glauben gemäß ſein Leben einzurichten entſchloſſen war, der war ein Chriſt; der konnte getauft werden, und bei der Taufe legte er denn auch ein einfaches Bekenntniß ab. Erſt ſpäter entſtand, wie wir geſehen haben, die Sitte, daß man die, welche ſich zur Aufnahme in die Gemeinde meldeten, die ſogenannten Katechumenen, eine längere Unterweiſung genießen ließ und dann wieder für die Katecheten eigene Schulen errichtete, wie die zu Alexandrien und anderwärts, in denen ſich nachgerade eine wiſſenſchaftliche Theologie ausbildete.

Die einfachen Taufbekenntniſſe umfaßten in großartigen Umriſſen mehr die Thatſachen als die Dogmen des Chriſtenthums, wie wir das an dem ſogenannten apoſtoliſchen Symbolum wahrnehmen, das unverknüpft, gleichſam im Lapidarſtyl die zwölf Artikel des Glaubens, wie wir ſie nennen, zuſammenſtellt. Daß dieſes nach den Apoſteln ſich nennende Glaubensbekenntniß nicht wirklich von den zwölf Apoſteln verfaßt iſt, habe ich ſchon bei einer andern Gelegenheit bemerkt[2]). In der Geſtalt, in der wir es jetzt haben, iſt es ſogar jünger als die Periode, mit der wir uns beſchäftigen. Aber die in ihm enthaltene Glaubensſubſtanz wurde ſchon früher niedergelegt in der ſogenanten Glaubensregel (regula fidei), wie wir ſie bei den verſchiedenen Lehren in den verſchiedenen Gegenden der Kirche, bei einem Irenäus, Tertullian,

[2]) Die ſpätere Sage läßt freilich jeden der zwölf Apoſtel je einen Artikel des Glaubensbekenntniſſes herſagen, woraus das Ganze entſtanden ſein ſoll, und wobei unter anderm dem Thomas die Worte in den Mund gelegt werden: „am dritten Tage auferſtanden von den Todten!“ —

Origenes aufgezeichnet finden. Diese Glaubensregel enthielt wesentlich die Artikel, die unser jetziges sogenanntes apostolisches Glaubensbekenntniß umfaßt: den Glauben an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, den Glauben an Jesum Christum als den Sohn Gottes, den Glauben an den heiligen Geist, an die Sündenvergebung, an die Auferstehung der Todten u. s. w. — alles in den einfachsten Grundzügen. Eine solche Glaubensregel war um so nothwendiger, als in den ersten Zeiten der Christenheit die heiligen Schriften des neuen Testaments noch nicht gesammelt und noch viel weniger durch die ganze Christenheit verbreitet waren. Wir würden uns eine ganz falsche Vorstellung von der ersten Verbreitung des Christenthums machen, wenn wir uns die Sendboten desselben nach der Art der unsrigen ausgerüstet dächten mit einem Vorrath von Bibeln. Irenäus sagt uns ausdrücklich: die Völker hätten an Christum geglaubt „ohne Tinte und Papier", er sei „in ihr Herz geschrieben worden". Die mündliche Predigt des Evangeliums, die mündliche Ueberlieferung der Geschichte und Lehre ging der schriftlichen Mittheilung voraus. So war es schon bei den Aposteln. Ehe Paulus sich hinsetzte zu schreiben, ging er hinaus unter die Völker und predigte, und da wo er schrieb, that er es meist nur als Ersatz für das mündliche Wort[2]) und mit bestimmter Beziehung auf die Gemeinden, an die er sein Schreiben richtete. Wir verstehen die Schriften des neuen Testaments auch jetzt nicht, wenn wir sie nicht im Zusammenhange mit der Geschichte und den Schicksalen der Gemeinden lesen, an die sie gerichtet sind, und wir machen uns also eine grundfalsche Vorstellung, wenn wir uns die Bibel des neuen Testaments von vorneherein mit der Absicht geschrieben denken, der Christenheit ein fertiges Lehrbuch in die Hände zu geben.

Wenn die ersten Christen von der Bibel (der heil. Schrift) redeten, so dachten sie zunächst an das alte Testament. Eine Bibel des neuen Testaments gab es noch gar nicht; die mußte erst entstehen, und sie entstand auf eine durchaus natur-

[3]) Ebenso war es bei den übrigen Aposteln. Vgl. 2 Joh. 12. und 3 Joh. 13.

gemäße Weise, wie es die Bedürfnisse mit sich brachten. So wurden von Verschiedenen (wie Lukas in seinem Eingang zum Evangelium uns berichtet) die Lebensnachrichten über Jesus zusammengestellt, nicht nur von den vier Evangelisten, deren Schriften wir in unserer Bibel haben, sondern auch von Andern, zum Theil auch von Häretikern; doch waren schon zur Zeit des Irenäus unsere vier jetzigen Evangelien die von der Kirche anerkannten kanonischen Evangelien, von denen man die sogenannten apokryphischen unterschied. Auch haben wir bei Justin dem Märtyrer die Denkwürdigkeiten der Apostel nennen hören, unter denen wahrscheinlich unsere Evangelien zu verstehen, und der Kirchenlehrer Tatian stellte schon die vier evangelischen Berichte in einer sogenannten Evangelienharmonie zusammen. Ebenso wurden erst nach und nach die Briefe des Paulus, später dann auch noch die übrigen, die sogenannten katholischen Briefe gesammelt und in ein Ganzes vereinigt, das man nun im Unterschiede von dem alten Testament das neue Testament nannte. Tertullian gebraucht diesen Ausdruck zuerst. Indessen war die Sammlung (Kanon) nicht gleich abgeschlossen. Ueber die Aufnahme einiger Schriften, wie des zweiten Briefs Petri, des zweiten und dritten Briefs Johannis, der Briefe Jakobi und Judä und der Offenbarung Johannis war man längere Zeit ungewiß und schwankend, und diese Schwankung dauerte noch im vierten Jahrhundert fort[4]). Diese Unsicherheit that aber dem Glauben der Christen nicht den mindesten Eintrag: sie machten diesen Glauben nicht abhängig weder von dem Umfang der neutestamentlichen Bibel, noch von der Aechtheit einzelner Bestandtheile. Der evangelisch-apostolische Kern blieb unter allen Umständen derselbe, und an den schlossen sie sich an. Wenn wir es daher auch als eine merkwürdige Leitung der Vorsehung betrachten, daß die Bibel des neuen Testaments gerade da ihren Abschluß erhielt, als die mündliche Tradition anfing durch menschliche Zusätze getrübt zu werden, und wenn wir als Protestanten mit Recht immer wieder auf die Bibel zurückgehen, wo es sich um die Bestimmung der Glaubenslehren und die sittlichen Prinzipien handelt, so dürfen wir doch nicht das geschriebene Wort

4) Vgl. Euseb Kirchengesch. III, 25.

uns als das Erste und Ursprüngliche denken, sondern das müssen wir den Katholiken zugeben, daß die mündliche Tradition älter ist als die Schrift, und daß wir die Schrift selbst aus den Händen der Kirche empfangen haben. Nicht auf die Bibel als Bibel ist die Kirche gebaut, sondern auf das Wort Gottes, das als lebendige Predigt wirkte, noch ehe es in Schrift verfaßt und noch ehe eine Sammlung von Schriften veranstaltet war. Das Dasein einer Kirche verdanken wir nicht der Bibel, sondern die Bibel verdanken wir der Kirche, die älter ist als die Bibel (des neuen Testaments).

Was nun den Glaubensinhalt selbst betrifft, so galt es vor allen Dingen, daß die aus dem Heidenthum Herübergetretenen der Vielgötterei entsagten, und daß sie sich bekannten zu dem Glauben an den einen Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, wie er schon in den Schriften des alten Bundes dargestellt wird. Wir finden daher diesen Glauben an den einen Gott als den Schöpfer und Herrn des Weltalls vielfach ausgeführt in den Schriften der Kirchenlehrer dieser Zeit. Nicht kunstreiche Beweise für das Dasein Gottes, nicht trockene oder spitzfindige Erörterungen über Gottes Eigenschaften bilden die Theologie der Väter. Sie ahnten es wohl und sprachen es auch aus, daß die Brust des Menschen zu enge ist, die Gottesidee nach ihrem unendlichen Gehalt und Umfang in sich aufzunehmen. Aber daß in den Tiefen des Menschenherzens sich der lebendige Gott mit vernehmlicher Stimme ankündige, daß auf dem zarten Grunde des Selbstbewußtseins das Gottesbewußtsein sich wieder spiegle, das war ihnen mehr als gewiß. So schreibt der christliche Apologet Theophilus im zweiten Jahrhundert an den Heiden Autolycus: „Wenn du mir sagst, zeige mir deinen Gott, so werde ich dir antworten, zeige du mir erst deinen Menschen und ich will dir meinen Gott zeigen. Zeige mir erst, ob die Augen deiner Seele sehen, ob die Ohren deines Herzens hören . . . Alle haben zwei Augen, aber einige verfinsterte, welche nicht das Sonnenlicht sehen. Darum aber weil sie blind sind, hört die Sonne nicht auf, zu scheinen; sondern ihrer Blindheit müssen sie es zuschreiben, wenn sie nicht sehen. So ist es mit dir, o Mensch! Die Augen deiner Seele sind verfinstert durch die Sünde und durch deine

ſchlechten Handlungen. Gleich einem glänzenden Spiegel muß der Menſch eine reine Seele haben. Wenn Roſt auf dem Spiegel ſitzt, ſo kann man das Angeſicht des Menſchen nicht im Spiegel ſehen. Alſo auch eine verfinſterte Seele, ſie kann Gott nicht ſchauen.“ — An dieſes natürliche Gottesbewußtſein im Menſchen, an dieſes Zeugniß der Seele knüpfte auch Tertullian, knüpften die Kirchenlehrer überhaupt an und mußten daran anknüpfen, wenn ihre Predigt von Chriſto nicht als ein fremder, hohler Klang in der Luft ſchweben und in ihr verhallen ſollte. — Daß nun dieſer Gott nur ein einiger ſein könne, ſuchten ſie auf mancherlei Art zu beweiſen. Schon in irdiſchen Verhältniſſen, ſagten ſie, führe die Vielherrſchaft zu nichts Gutem. Auch die Natur weist auf die Monarchie; da ganze Heerden einem Führer und die Schwärme der Bienen einer Königin folgen; auch ſei ja nicht Raum für einen zweiten Gott, da der eine Alles erfülle und Alles umfaſſe.

Während aber der Vielgötterei der Heiden gegenüber die Einheit Gottes behauptet wurde, unterſchied ſich der chriſtliche Gottesglaube von dem jüdiſch-altteſtamentlichen darin, daß Gott nicht nur außer und über der Welt gedacht wurde in abgeſchloſſener Umgrenzung ſeiner Herrlichkeit; ſondern daß Gottes Weſen ſelber einging in die Natur des Menſchen, daß das ewige Wort, die ewige Offenbarung Gottes Fleiſch ward. Wir haben nun geſehen, wie über das Verhältniß Gottes zu ſeiner perſönlichen Selbſtoffenbarung, über das Verhältniß des Vaters zum Logos oder zum Sohne verſchiedene Vorſtellungen herrſchten, und wie ſchwierig es ſelbſt den frömmſten und begabteſten Denkern wurde, ſich eine Formel hierüber zu bilden, die alle gleichmäßig befriedigt hätte. Aber ſo viel iſt gewiß, es lag in der Natur des chriſtlichen Glaubens, daß die Lehre von einem Gott ſich auseinanderlegen mußte in die Lehre von der Dreieinigkeit, ſobald einmal die Thatſache anerkannt wurde, daß der unſichtbare, ewige Gott und Vater ſichtbar erſchienen ſei und ſich menſchlich geoffenbart habe in Jeſu Chriſto ſeinem Sohne und daß er von nun an auch in den Gläubigen wohne und wirke als heiliger Geiſt. Darin lag das Eigenthümliche, darin der Kern der ganzen chriſtlichen Offenbarung, und wir können daher uns auch nicht wundern, wenn die Theologie der Väter in der Ergründung dieſes göttlichen Liebesgeheimniſſes ſich

erſchöpfte. Nur das können wir bedauern, daß der menſchliche Fürwitz oft mehr Antheil an ſolchen Forſchungen hatte, als das reine Streben nach der rechten Heilserkenntniß. An Warnungen vor dieſem Fürwitz fehlte es indeſſen eben ſo wenig, als an Verſuchen der Verſtändigung, und erſt den folgenden Jahrhunderten blieb es vorbehalten, den Kampf hierüber mit allem Aufwand von Scharfſinn, aber auch mit aller Macht der Leidenſchaft bis auf's Aeußerſte zu treiben. — Daß auch über die Schöpfung der Welt, über die Entſtehung der Seelen, über das geiſtige Weſen des Menſchen und ſein Verhältniß zur Leiblichkeit, verſchiedene Meinungen herrſchten, haben wir bei unſerer Betrachtung über Origenes und Tertullian geſehen. Wir haben dort erwähnt, wie Origenes ſich die Schöpfung als eine zeitloſe dachte, und wie er den Seelen Präexiſtenz zuſchrieb, während Tertullian eine natürliche Fortpflanzung derſelben annahm. Darin aber ſtimmten alle Lehrer der drei erſten Jahrhunderte mit einander überein, daß der Menſch nach Gottes Bilde geſchaffen, daß er ein freies, zur Unſterblichkeit berufenes Weſen ſei. Nur meinten die Einen, die Unſterblichkeit ſei ihm nicht *angeboren*, ſondern erſt von Chriſto *geſchenkt*, und auch das göttliche Ebenbild ſei ihm nur vorläufig als Ideal zugeſichert, er müſſe die wahre Aehnlichkeit mit Gott erſt erſtreben und durch Chriſtum erlangen.

Wenn wir die Aeußerungen der erſten Väter über die Sünde und Erbſünde mit dem vergleichen, was ſpäter Auguſtin, und was auf ihn weiter gegründet, unſere proteſtantiſche Kirchenlehre aufſtellt, ſo werden wir finden, daß zwar von Anfang an das menſchliche Verderben als ein von Adam herſtammendes betrachtet wurde, wie denn Tertullian zuerſt den Namen *Erbſünde* gebraucht, allein man dachte ſich doch dieſes Verderben nicht ſo abſolut, als daß man nicht gleichwohl dem Menſchen den *freien Willen* zugeſchrieben hätte, ſich zum Guten, wie zum Böſen zu beſtimmen. Gerade im Gegenſatz gegen gnoſtiſche und manichäiſche Vorſtellungen mußte man dieſe Freiheit, dieſe ſittliche Selbſtbeſtimmungsfähigkeit des Menſchen hervorheben. Daneben aber dachte man ſich den Menſchen fortwährend unter dem Einfluſſe der guten, wie der böſen Geiſter, der Engel, wie der Dämonen. Jeder Menſch, ſo lehrt einer der früheſten kirchlichen Schriftſteller (Hermas), hat

zwei Genien, einen guten und einen bösen, und je nachdem er dem einen oder dem andern folgt, wird auch sein sittliches Verhalten sein. Ganze Städte und Provinzen wurden unter den Schutz der Engel gestellt, während man sich das Heidenthum von den finsteren dämonischen Mächten beherrscht dachte, und von ihnen auch wohl Krankheiten, Theurung und andere Uebel herleitete; doch wurde nie die Gewalt des Teufels als eine zwingende und absolute betrachtet, sondern immer war das die gesunde Lehre, daß der Mensch dem Teufel widerstehen könne durch den Glauben und die Kraft des Gebets. Daß Jesus Christus auf immer die Macht des bösen Feindes gebrochen, daß er der Erlöser von Sünde und dem Verderben der Sünde sei und daß namentlich sein Tod am Kreuz diese Erlösung bewirkt habe, das war der allgemein tröstende und erhebende Glaube der Christen. Aber über das Wie dieser Erlösung walteten verschiedene Meinungen, ohne daß darüber ein Streit entstanden wäre. Die Einen hielten sich an die Vorstellung, wonach Christus durch seinen Tod die Menschen aus der Macht des Satans befreit und sein Leben dafür als Lösegeld bezahlt habe. Andere dachten dabei mehr an das aus freiwilliger Liebe dargebrachte Opfer, und auch diejenige Auffassung des Todes Jesu wurde nicht zurückgewiesen, wonach er uns ein Beispiel der Geduld gegeben. Man betrachtete Christum gleichsam als den ersten aller Märtyrer, wie man denn auch hinwiederum in dem Blute der Märtyrer etwas Sühnendes erblickte. Die ersten Christen waren weit davon entfernt, Christum als eine vereinzelte Wundererscheinung aufzufassen, die wir nur anzustaunen hätten als ein Fernes und Unerreichbares. Im Gegentheil sagen sie: Christus ist geworden, was wir sind, damit wir würden, was er ist. Er ist Mensch geworden, damit wir Gottes würden. Was in ihm sich urbildlich dargestellt hat, als ein einheitliches Leben, das soll sich gleichsam entfalten und auseinanderlegen in der Menschheit, die in ihm, dem zweiten Adam, wiedergeboren und ihm zu eigen geschenkt ist. Daß sonach der Mensch durch Buße und Glauben das von Christo errungene Heil sich aneignen müsse, das verstand sich, so zu sagen, von selbst; aber zu bestimmen, was Gott und was der Mensch bei diesem Prozeß der Wiedergeburt und der Heiligung zu thun habe, fand man nicht für gut; man

hielt ſich einfach daran, daß der göttliche Geiſt im Menſchen und durch den Menſchen wirke; alſo eine Thätigkeit von Seiten Gottes, wobei die Selbſtthätigkeit des Menſchen ſtets vorausgeſetzt wurde. Ja, wir dürfen es uns nicht verſchweigen, daß ſogar bisweilen dem Menſchen mehr eingeräumt wurde, als der rein evangeliſche Lehrbegriff unſerer Kirche ihm einzuräumen vermag. Die paulinische Grundlehre, wodurch der Menſch allein durch den Glauben und nicht durch die Werke vor Gott gerecht wird, aus Gnaden, wurde zwar nicht, wie ſpäter, in den Schatten geſtellt, aber doch wurde ihr auffallender Weiſe in den drei erſten Jahrhunderten und noch weiter bis auf Auguſtin nicht die volle, alle Werkheiligkeit ausſchließende Anerkennung, die wir erwarten ſollten. Sehr frühzeitig ſuchte das menſchliche Verdienſt wieder eine Hinterthüre, durch die es in den Himmel eindringen könnte, und was als äußerliches Zeichen, als Bewährung der Buße ſeine Geltung haben mochte, wie Faſten, Almoſengeben u. dgl., wurde bald für die Buße ſelbſt genommen. Auch der irrthümliche Gedanke, mit der Uebernahme ſolcher Werke, Gott genug oder gar mehr zu thun, als man ſchuldig ſei, ſtellte ſich ſchon in den erſten Jahrhunderten ein. Wir haben ſchon früher geſehen, daß die nach der Taufe begangenen Sünden nach dem Glauben der Zeit ſchwerer vergeben wurden, als die vorherbegangenen; daher auch der Aufſchub der Taufe bei Vielen ſogar bis auf das Sterbebette. Sollten nun die nach der Taufe begangenen Sünden vergeben werden, ſo wurden größere Anſtrengungen der Buße erfordert. Die Thränentaufe der innigſten Reue, ja die Bluttaufe des Märtyrthums oder auch endlich die Feuertaufe, die dem Menſchen nach dem Tode bevorſteht, betrachtete man als die Reinigungsmittel, wodurch der Menſch von Neuem eingehen ſollte in den verſcherzten Himmel. Die Früchte des Todes Jeſu bezog man weit mehr auf die Sünden vor der Taufe, als auf die nachher begangenen, und ſo fehlte einem großen Theil der erſten Kirche jene volle Zuverſicht auf das Verdienſt Chriſti, wie ſie erſt in der evangeliſchen Kirche ſich ausgeprägt hat. Es zeigt ſich noch eine Unruhe, die den Himmel verdienen, die durch Werke der Barmherzigkeit oder durch Leiden, wie ſie das Märtyrthum darbot, frühere Vergehen gut machen will. — Zur Bezeugung, wie zur Stärkung des Glau-

bens dienten der Kirche von Anfang an die heil. Sacramente der Taufe und des Abendmahls. Ueber die äußere Vollziehung dieser Handlungen werden wir bei dem Cultus reden. Fragen wir aber hier nach der Lehre über die Sacramente[4]), so werden wir finden, daß sich darüber noch keine Bestimmungen festgestellt hatten. Das Zeitalter war nicht ein reflectirendes, räsonirendes und kritisch gestimmtes; die Unmittelbarkeit des religiösen Gefühls machte sich dermaßen geltend, daß die Frage, wie sich das Bildliche zum Thatsächlichen verhalte, gar nicht aufkommen konnte. Daß es das Wasser nicht allein thue in der Taufe, daß Brot und Wein als solches es nicht thue bei der Feier des Abendmahles, davon waren gewiß alle verständigen Christen überzeugt; aber darum waren ihnen jene sichtbaren Elemente nicht etwas rein Zufälliges, das man willkürlich weglassen oder ändern könnte. Ohne weiter zu grübeln, stieg der Taufende in den heiligen Teich und hielt sich allerdings durch dieses Taufwasser, durch dieses Bad der Wiedergeburt gereiniget von Sünden und gefördert vom Tode zum Leben, von der Finsterniß zum Lichte, weßhalb auch die Taufe Erleuchtung genannt wurde. Desgleichen wurden das gesegnete Brot und der gesegnete Kelch im Abendmahl nicht als gewöhnliche Speise und gewöhnlicher Trank genossen, sondern von diesen unterschieden (1 Cor. 11, 29). Man sah in ihnen von Anfang an die sichtbaren Pfänder eines unsichtbaren für uns gebrochenen Leibes und für uns vergossenen Blutes; ja, man nannte das Brot des Abendmahles geradezu den Leib des Herrn. — Dieß hinderte aber nicht, daß es nicht gelegentlich auch wieder ein Zeichen dieses Leibes genannt wurde, und besonders war es der mehr reflectirende Origenes, der darauf bestand, man dürfe das Zeichen nicht mit der Sache selbst, das Gnadenmittel und das Pfand der Gnade nicht mit der Gnade an sich verwechseln. Würde man aber den ersten Christen unsere heutigen confessionellen Streitfragen über das Abendmahl vorgelegt haben, — ich bin überzeugt, sie hätten sie gar nicht verstanden. Weder die römisch-katholische

---

[4]) Sogar der Begriff des Sacramentes, der sich als solcher auch nicht im neuen Testamente findet, war noch nicht festgestellt; der Sprachgebrauch war noch höchst schwankend.

Verwandlungslehre, noch die lutherische Formel von einem Genusse des Leibes Christi in, mit und unter dem Brote hätte ihrem einfachen Sinne eingeleuchtet; aber eben so wenig würden sie (etwa mit Ausnahme des Origenes) denen beigestimmt haben, die bloße Zeichen im Abendmahl sehen. Sie würden sich eben einfach auf den Begriff des Mysteriums zurückgezogen haben, wie ihnen denn wirklich das Abendmahl ein mystisches, ein geheimnißvolles Mahl hieß, bei welchem Gedanken sie sich begnügten. Man hat auch gefragt, wie weit die ersten Christen das Abendmahl als eine Opferhandlung angesehen hätten? Nun kommt allerdings der Ausdruck Opfer (προσφορά, oblatio) für die Abendmahlsfeier vor; allein man dachte dabei keineswegs an eine wiederholte Selbstaufopferung Christi, wie dieß die Ansicht vom römischen Meßopfer ist; sondern indem die ersten Christen bei der Feier des Abendmahls auch der Armen gedachten, und da ihre Liebesgaben niederlegten, so nannte man diese Liebesgaben Opfer, wie wir jetzt noch unsere kirchlichen Almosen das Opfer nennen und den Ort, da es aufbewahrt wird, den Opferstock. — Auch wurden die Gebete, die man während des Abendmahls darbrachte, Opfer genannt, und die Feier des Abendmahls selbst hieß vorzugsweise eine Feier der Danksagung (Eucharistie). Sonach dachte man wohl an ein Dankopfer von Seiten der Gläubigen, nicht aber an ein Sühnopfer von Seiten Christi bei dieser Feier, oder wo man an die Aufopferung Christi dachte (wie das der Einsetzung des Abendmahls ganz gemäß war), da sah man in der Feier nicht eine eigentliche Wiederholung des Opfers, sondern nur eine sinnbildliche Darstellung davon zur Erinnerung. So faßte es zuerst Cyprian.

Was endlich noch die Hoffnung der Christen betrifft über dieses zeitliche Leben und über den Tod hinaus, so sehen wir schon aus dem neuen Testament, daß die ersten Christen die baldige Wiederkunft Christi auf Erden erwarteten. Ja, sie lebten in täglicher Erwartung dieser Wiederkunft, und auch darum hielten sie ihre Versammlungen am liebsten des Nachts, weil sie als die Wachenden wollten erfunden werden, wenn der Herr kommt. Mit dieser Erwartung war auch der Glaube an ein tausendjähriges Reich, das der Herr auf dieser Erde aufrichten werde nach der

ersten Auferstehung, der Auferstehung der Gerechten, auf's engste verbunden, so daß wir nicht zu viel sagen, wenn wir behaupten, der sogenannte Chiliasmus, der später allerdings von der Kirche zurückgedrängt wurde, habe ziemlich allgemein zum Glauben der ersten Christen gehört, und er fand auch seine Stütze in der Offenbarung Johannis, die freilich nicht von allen Christen der ersten Jahrhunderte gleichmäßig anerkannt wurde.

Ein Gegenstand der christlichen Hoffnung, mit dem sich die ersten Christen vielfach beschäftigten, war die Auferstehung der Todten, die Auferstehung des Leibes bei der Wiederkunft Christi zum Gericht. Es wurden verschiedene Abhandlungen über diesen Gegenstand geschrieben, worin man besonders die Einwürfe zu widerlegen suchte, welche der bloße Menschenverstand von jeher dagegen aufgebracht hat. In den äußern Vorgängen der Natur, in dem Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter, ja sogar in der Fabel vom Phönix, der verjüngt aus seiner Asche ersteht, sah der christliche Glaube ein Symbol der Auferstehung. In Beziehung aber auf das Wie hielten sich freilich die Einen mehr an das Leibliche, im strengsten fleischlichen Sinne des Wortes, während Andere, z. B. Origenes, auch diese Lehre geistiger zu fassen sich bemühten, wobei sie unstreitig am Apostel Paulus den gewichtigsten Vorgänger hatten. Daß endlich Origenes auch noch eine Wiederbringung aller Dinge, eine Bekehrung selbst des Teufels und ein endliches Aufhören der Höllenstrafen in Aussicht stellte, ohne es gerade mit dürren Worten zu lehren, haben wir seiner Zeit bemerkt; doch blieb dieß Privatmeinung und wurde niemals Kirchenlehre.

Dieß die kurze Uebersicht des christlichen Glaubens und der christlichen Lehre in der ersten Zeit. Wir sehen, es war durchaus noch kein fertiges, abgeschlossenes Lehrsystem. In manchen Dingen mögen uns sogar die Glaubensvorstellungen der ersten Christen ungenügend erscheinen, wenn wir sie an dem Lehrgehalt unserer evangelischen Kirche messen. Allein es liegt gerade wieder etwas Wohlthätiges und Beruhigendes in dem Gedanken, daß, so nothwendig auch Lehrbestimmungen und Glaubensnormen sein mögen für eine Kirche, die nicht haltlos in sich zerfallen will, sie eben doch nicht das einzige Heil der Kirche ausmachen; daß auch bei großer Unbestimmtheit des Glaubensbewußtseins und bei sehr

verſchiedenen Glaubensanſichten und Glaubensbeſtimmungen doch ein lebendiger, ein thatkräftiger, ein bis zum Tode getreuer Glaube ſtattfinden kann. Davon iſt uns die erſte Kirche ein glänzender Beweis, die weniger Glaubensſtatute, aber deſto mehr Glaubenszeugen und Glaubensfrüchte hat. Bei aller Verſchiedenheit der Geiſtesrichtung und der Anſichten bildete der Glaube an Chriſtum ſelbſt als den Sohn Gottes, als den Heiland der Welt und den Herrn des Himmelreichs den Kern und Stern des Glaubens. Auf ihn waren die Herzen gerichtet: von ihm erwarteten die Verfolgten alle Kraft und Hülfe, von ihm die Vollendung der Kirche, von ihm den Sieg. Ihm ſchlugen ihre Herzen entgegen in brennendem Verlangen, ihm opferten ſie Alles, weil ſie in ihm alles zu gewinnen die unerſchütterliche Hoffnung hatten.

Neunzehnte Vorlesung.

Die Kirchenverfassung der ersten drei Jahrhunderte. — Die Kirchenämter. — Verhältniß von Klerus und Laien. — Bußdisciplin. — Synoden. — Der christliche Gottesdienst. — Die Sonntagsfeier und die christlichen Feste. — Die ersten christlichen Kirchengebäude. — Kunstsymbole der ersten Christen. — Taufe und Abendmahl. — Die übrigen gottesdienstlichen Handlungen. — Gebetszeiten. — Die christliche Sitte im Allgemeinen.

Nach dem Ueberblick, den wir in der letzten Stunde über den Glauben und die Lehre der ersten Christen gewonnen haben, werden wir jetzt noch von der Verfassung und Organisation der Kirche als Gemeinschaft, sowie auch von den Formen des Gottesdienstes und endlich von dem christlichen Leben und der christlichen Sitte überhaupt oder von dem praktischen Einfluß zu reden haben, den das Christenthum auf die verschiedenen Lebensverhältnisse im Staat und im Hause geübt hat.

Die Verfassung der Kirche anlangend, muß auch hier wieder daran erinnert werden, daß Christus selbst keine besondern Bestimmungen darüber hinterlassen hatte. Wenn wir aber nach Analogie menschlicher und bürgerlicher Verfassungen fragen wollten, ob die Verfassung der Kirche ursprünglich eine monarchische, ob sie eine aristokratische oder eine demokratische gewesen, so würde es sich bald zeigen, daß diese von einem andern Lebensgebiet entlehnten Formen zur Bezeichnung der kirchlichen Verhältnisse kaum ausreichen und jedenfalls nur schief auf sie angewendet werden können. Je nachdem man die Sache faßt, kann die erste Verfassungsform der Kirche eine monarchische, eine aristokratische und

auch eine demokratiſche genannt werden. Monarchiſch war die Verfaſſung der Kirche unſtreitig, in ſo fern Chriſtus ſelbſt und er allein als der Herr und König der Kirche gedacht wurde, und es iſt daher, wie wir ſchon von Anfang gezeigt haben, eine ganz falſche Vorſtellung, wenn man ſich die Kirche denkt als einen freiwillig zuſammengetretenen Verein von Gleichgeſinnten, die denn auch ſofort alle gleiche Geſellſchaftsrechte in republikaniſchem Sinne gehabt hätten. Keineswegs verhielt es ſich ſo. Chriſtus war der Stifter und der Herr der Kirche, und ſein Wille, nicht das Belieben der einzelnen Glieder, galt als oberſtes Geſetz. Nach ſeinem Scheiden von dieſer Erde traten, wie auch ſchon früher gezeigt wurde, die Apoſtel als die natürlichen Leiter der Gemeinde auf, und niemand fiel es ein, gegen dieſe apoſtoliſche Ariſtokratie Einſprache zu thun. Es verſtand ſich das von ſelbſt, daß die, welche aus den Juden oder den Heiden eine chriſtliche Gemeinde geſammelt, auch das Recht hatten, dieſe Gemeinde zu ordnen und ihr Vorſteher zu ſetzen. Man betrachtete die Apoſtel als die Bevollmächtigten des Herrn und als ſolche handelten ſie auch, indem ſie unter keiner andern Verantwortlichkeit ſich wußten, als unter der ihres unſichtbaren Herrn und Hauptes. So wurden denn auch die erſten Biſchöfe und Hirten unmittelbar durch die Apoſtel und ihre Gehülfen eingeſetzt, und daß das Amt der Biſchöfe von dem Amte der Aelteſten anfänglich nicht verſchieden war, ſondern daß die Ausdrücke vollkommen gleich galten, haben wir ſchon früher erwähnt.

Gehen wir nun näher ein auf die Gliederung des die Kirche leitenden und verwaltenden Körpers, ſo werden uns an zwei Stellen des neuen Teſtamentes (Eph. 4, 12. und 1 Cor. 12, 28) Aemter genannt, die der Herr eingeſetzt habe. Es kann aber die Meinung nicht ſein, daß dieſe Aemter zu allen Zeiten und mit denſelben Benennungen und Verpflichtungen fortdauern mußten, wie das in neuerer Zeit hat wollen behauptet werden; denn ſchon an jenen beiden Stellen ſelbſt wechſeln die Benennungen; an dem einen Orte heißt es: Er hat etliche geſetzt zu Apoſteln, etliche zu Propheten, etliche zu Evangeliſten, etliche zu Hirten und Lehrern, während 1 Cor. 12, 28 die Evangeliſten nicht genannt ſind, dagegen die Wunderthäter, die Gabe, geſund zu machen, die Sprachengabe u. ſ. w. Auch wiſſen wir ja, wie ſchon frühzeitig das

Amt der Diaconen eingesetzt wurde, dessen jene beiden Stellen nicht erwähnen. Es ist uns das ein Beweis, daß die apostolische Zeit keine starre Aemterordnung für alle Zeiten aufstellen, sondern es der Zeit und ihrer Entwicklung selbst überlassen wollte, diese Aemter je nach Bedürfniß zu bestellen und zu ordnen.

Und so finden wir denn, daß schon in den drei ersten Jahrhunderten sich eine gewisse Aemterordnung, eine sogenannte Hierarchie feststellte, bei der allerdings auch ein ziemlich abgestuftes Rangverhältniß eintrat. Als die obersten Häupter der Kirche betrachtete man die Bischöfe, und unter ihnen waren besonders die der Haupt- und Mutterkirchen ausgezeichnet, die Bischöfe von Jerusalem, von Antiochien, von Alexandrien, von Ephesus, von Karthago, von Rom. Wie Rom schon nach einer Suprematie gestrebt, das haben wir im Osterstreite und im Streit über die Ketzertaufe gesehen, und eben so haben wir bemerkt, wie bereits der Kaiser Aurelian dem römischen Bischof den Entscheid übertrug in der Angelegenheit des antiochenischen Bisthums. Der erste Ansatz zum Papstthum ist damit schon gegeben.

Nach den Bischöfen erscheinen in der hierarchischen Gliederung die Aeltesten (Presbyter, Priester), die Vorsteher der einzelnen Gemeinden, das, was wir Pfarrer nennen, denen vor allen Dingen das Hirtenamt, die Seelsorge oblag. Ihnen zur Seite standen die Helfer, die Diaconen, die ursprünglich für die Kranken- und Armenpflege bestimmt waren, aber auch geistliche Funktionen verrichteten; namentlich lag ihnen die Zubereitung des Tisches bei'm heil. Abendmahl und die Darreichung desselben an die Kranken ob. An der ursprünglichen Siebenzahl der Diaconen konnte man bei der weitern Verbreitung des Christenthums nicht mehr festhalten; doch finden wir, daß man auch den Diaconen wieder Gehülfen gab und diese Unterdiaconen (Subdiaconen) nannte. Eben so gab es neben den männlichen Diaconen weibliche, Diaconissen. Auch noch andere kirchliche Aemter finden wir schon in den ersten Jahrhunderten erwähnt, die wir im neuen Testament noch nicht finden. So das Amt eines Vorlesers (lector). Man nahm dazu meist junge Leute, die sich dem geistlichen Lehrstande widmeten; sie mußten die heil. Schrift in den Versammlungen vorlesen, was eine gute Uebung war, und über das Vorgelesene wurde dann von dem

Bischof oder dem Presbyter gepredigt. Die Vorleser hatten auch die heil. Schriften aufzubewahren und kamen daher in der Diocletianischen Verfolgung oft in Gefahr, diese Schriften an die Heiden ausliefern zu müssen. Thaten sie es, so galten sie als Gefallene, als Traditoren; thaten sie es nicht, so stand ihnen das Märtyrthum bevor. Etwa halfen sie sich damit, daß sie ketzerische Schriften auslieferten und die kanonischen und kirchlichen retteten. — Ein weiteres Amt war das der Exorcisten, bei denen man die Gabe voraussetzte, die bösen Geister beschwören zu können; denn an die fortdauernde Macht dieser Geister glaubte die Zeit alles Ernstes, wie die letzte Stunde uns gezeigt hat. Schon frühe ward es üblich, bei der Taufe eine Formel zu sprechen, wodurch der böse Geist von dem Täufling sollte gebannt werden, und eben diese Formel hatten die Exorcisten zu sprechen. Je mehr die Bischöfe anfingen, einen äußern Glanz um sich zu verbreiten, was namentlich bei dem römischen Bischof der Fall war, desto näher lag die Gefahr, auch solche Kirchenämter aufzustellen, die nur zur Vermehrung dieses Glanzes und Gepränges beitrugen. Dahin gehört das Amt der Akoluthen. So nannte man im dritten Jahrhundert die dienenden Geistlichen, welche dem Bischof bei dem Gottesdienst assistirten oder auch bei Processionen die Lichter trugen. — Endlich erscheinen noch die Thürhüter (ostiarii), die bei den Versammlungen die Thüren auf- und zuschlossen und auch wohl fremden Gästen ihre Plätze anwiesen; sie waren die Vorläufer unserer Küster oder Sigriste. — Diese verschiedenen Aemter bildeten zusammen die Geistlichkeit, den Klerus, im Gegensatz gegen die Masse des Volkes, im Griechischen Laos (λαός), daher das deutsche Laie. Dieser Gegensatz zwischen Klerus und Laien ist nicht ein ursprünglicher. Christus hatte nicht einen geistlichen Stand eingesetzt, verschieden vom weltlichen. Alle Christen sollten geistlich, alle sollten Priester, und die alte Scheidewand aufgehoben sein, welche das Juden- und das Heidenthum zwischen Priester und Volk gezogen hatte. So schreibt ja Petrus an die Christen (1 Petr. 2, 9. 10): „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden deß, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht.“ — Hier hätten wir also das demokratische

Element der christlichen Verfassung, wonach alle Christen das Volk Gottes bilden, in so fern sie Alle Theil haben an dem einen Geiste. Und in der That ist jede Bevorzugung in Absicht auf die priesterliche Würde und den priesterlichen Charakter, mithin jede falsche Hierarchie, jedes Aufstellen eines gesonderten Priesterstandes, den Grundsätzen des Christenthums zuwiderlaufend; es ist, wie wir früher gesehen haben, manichäisches Pfaffenthum. Hingegen begreift es sich von selbst, daß nicht alle Christen die priesterliche Würde auf dieselbe Weise kundgeben und bethätigen konnten. Je nach der Verschiedenheit der Gaben und der Bedürfnisse mußte es auch eine Verschiedenheit der Aemter geben von Anfang an, bei aller Gleichheit der priesterlichen Würde und der priesterlichen Rechte. Nicht alle konnten lehren, nicht alle den Gottesdienst verwalten, nicht alle die Kirche leiten. Hier mußte sich allerdings ein Lehrstand aussondern, dessen Aufgabe der Dienst am Worte war und der denn auch zugleich die Verwaltung der Sacramente besorgte. So wollte es die Ordnung, und wenn man unter dem Klerus nichts anderes verstand, als die Gesammtheit der zum Lehramt und Kirchendienst Verordneten, so hatte das Aufstellen eines solchen keine Gefahr; aber Thatsache ist es allerdings, daß sich sehr frühzeitig wieder der levitische Geist des alten Testamentes und der Priesterstolz des Heiden- wie des Judenthums in die Kirche einschlich, und daß der allgemeine priesterliche Charakter der Christen bald in den Hintergrund treten mußte, hinter die besondern Anmaßungen der amtlichen Priesterschaft. Am meisten Ansehen wußten sich unter den Laien die zu verschaffen, welche in den Verfolgungen einen außerordentlichen Muth bewiesen, die Folter ausgestanden und sich als Glaubenshelden bewährt hatten. Diese Bekenner (confessores) standen in hohem Ansehen, besonders in der nordafrikanischen Kirche, und wir haben gesehen, wie sie zu Cyprians Zeit sogar ihr Ansehen mißbrauchten in den Angelegenheiten der Kirchenzucht.

Was nun eben diese Kirchenzucht betrifft, so finden wir von Anfang an, daß grobe Sünder, solche, welche der Gemeinde Aergerniß gaben, oder auch solche, welche den Glauben mit der Lehre oder mit der That verleugneten, aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, excommunicirt wurden. Dieser Bann sollte aber nicht

ewig auf ihnen lasten; sondern dem Reuigen sollte der Rücktritt in die Gemeinschaft offen stehen. Und so bildete sich nach und nach eine Kirchendisciplin aus, eine Handhabung der Zucht nach gewissen Bestimmungen und Ordnungen. Es gab verschiedene Grade des Ausschlusses. Der äußerste Grad (προσκλαυσις) bestand darin, daß die Ausgeschlossenen an den Kirchthüren weinend und flehend, gemeiniglich in einem Bußgewande, die Eintretenden um Verzeihung und um Wiederaufnahme in die Gemeinde bitten mußten. Schon ein Schritt zu dieser Wiederaufnahme war es, wenn den Reuigen dann gestattet wurde, dem Vorlesen der heil. Schrift und der Predigt beizuwohnen, während sie bei den feierlichen Gebeten und bei'm Abendmahlsgenusse sich entfernen mußten. Man nannte sie dann blos Zuhörer (auditores). Sie standen auf gleicher Linie mit der untersten Klasse der Katechumenen [1]). — Hatten sie sich hier gut gehalten, so durften sie dann den Gebeten, aber kniend beiwohnen; sie hießen auch die Knienden (genuflectentes, substrati, γονυκλινοντες, ὑποπιπτοντες); erst nach dieser Prüfungszeit wurde ihnen dann auch das Anwohnen bei der Communion wieder gestattet, noch aber nicht der Genuß derselben. Dieser trat erst ein nach der förmlichen feierlichen restitutio in pacem, der Wiederaufnahme in den Frieden der Kirche durch die Absolution und durch Ertheilung des Friedenskusses.

Diese Einrichtungen waren natürlich nicht bei allen Gemeinden dieselben, auch nicht auf einmal entstanden, sie bildeten sich nach und nach aus, zeigen uns aber, wie ernst es in dieser Hinsicht genommen wurde.

Es lag in der Natur der Kirche, daß die einzelnen Gemeinden unter sich in einem weitern Verbande zu leben begehrten. Nur so konnte das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Allgemeinheit (Katholicität) aufrecht erhalten werden. Ein Mittel hiezu boten theils die kirchlichen Briefe, die durch vertraute Personen überbracht wurden und diesen zugleich als Ausweis und Empfehlung dienten, theils durch größere kirchliche Zusammenkünfte

[1]) Diese wurden auch in verschiedene Classen getheilt: 1) die Zuhörenden (audientes), 2) die, welche knieend bei den Gebeten anwesend sein durften (genuflectentes), 3) die eigentlichen Taufcandidaten (competentes).

oder Synoden. Ob man schon jenes Zusammentreten der Apostel in Jerusalem, wovon uns die Apostelgeschichte im 15. Kapitel meldet, eine Synode oder ein Concil nennen will, kommt hier nicht in Betracht. So viel ist gewiß, daß erst mit Ende des zweiten und Anfang des dritten Jahrhunderts, und zwar zunächst in Kleinasien, bei Anlaß der montanistischen Streitigkeiten und des Osterstreites, sogenannte Provinzialsynoden gehalten wurden, um jene streitigen Punkte zu schlichten. Nach der Mitte des dritten Jahrhunderts finden wir solche Synoden auch anderwärts, namentlich in Afrika, während der novatianischen Streitigkeit, und bald kam eine Regelmäßigkeit in die Sache, so daß jährlich dergleichen Zusammenkünfte zu Erledigung der kirchlichen Geschäfte stattfanden. Die Beschlüsse dieser Synoden wurden um so mehr für bindend gehalten, als man sie, gleich dem ersten Apostelconcil, unter den Einfluß des heil. Geistes gestellt glaubte. Eine größere ökumenische Synode, die Abgeordnete aus der ganzen Kirche des römischen Reiches in sich aufgenommen hätte, finden wir aus begreiflichen Gründen in den ersten Jahrhunderten noch nicht. Erst unter Constantin dem Großen wurde dieß möglich, der die erste ökumenische Synode zu Nicäa 325 abhalten ließ.

Wir wenden uns jetzt zum Kultus der Kirche oder dem Gottesdienste der ersten Christen. Sie erinnern sich noch jenes Briefes, den Plinius zu Anfang des zweiten Jahrhunderts an Trajan schrieb, worin uns eine einfache Schilderung der sonntäglichen Zusammenkünfte der Christen gegeben wurde, ebenso jener Schilderung, welche einige Jahrzehnte später, Justin der Märtyrer in seiner ersten Apologie gab. Wir haben schon bei jener Gelegenheit einiges den Kultus Betreffendes erörtert; daher können wir hier um so kürzer sein. So haben wir schon dort erwähnt, daß die Sonntagsfeier der Christen nicht auf einem besondern Gebot des Herrn beruhte, sondern sich erst in freier Weise neben die Sabbathfeier hinstellte, bis diese mit dem Judenchristenthum aufgegeben wurde. Der Sonntag wurde zum Andenken an die Auferstehung Christi, nicht als Fasttag, sondern als Freudentag gefeiert; außer ihm waren Mittwoch und Freitag dem Andenken an das Leiden Christi gewidmet. Von Jahresfesten haben wir schon das Osterfest kennen gelernt und gesehen, wie darüber schon im zweiten Jahrhundert

Streitigkeiten geführt wurden, indem die Kleinasiaten einen bestimmten Monatstag einhielten, während die römische Sitte, das Auferstehungsfest des Herrn immer an einem Sonntage zu feiern, die herrschende wurde, und zwar so, daß die Feier immer auf den ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmonde fiel. An Ostern schloß sich Pfingsten an, d. h. der fünfzigste Tag nach Ostern (Pentecoste πεντηκοστή), woraus das französische pentecôte, das deutsche Pfingsten entstanden ist, zur Erinnerung an die Ausgießung des heiligen Geistes. Die ganze Zeit von Ostern bis Pfingsten war im Grunde nur eine große Festzeit, die zu der vorangegangenen vierzigtägigen Fastenzeit einen merkwürdigen Contrast bildete. Aus dieser festlichen Zeit hob sich das Himmelfahrtsfest wieder besonders hervor. — Dagegen wurde die Geburt Jesu noch nicht durch ein besonderes Fest begangen. Erst im vierten Jahrhundert kam unser Weihnachtsfest auf. Daß die Gnostiker, namentlich die Anhänger des Basilides, die Taufe Jesu am Jordan jährlich feierten, am 6. Januar, als Epiphanienfest, ist früher erwähnt worden, und auch die katholisch-orthodoxe Kirche beging die Feier der Erscheinung Christi um diese Zeit. Frühzeitig ward auch das Andenken der Märtyrer festlich begangen. Man feierte ihre Todestage als ihre Geburtstage, weil nach christlicher Anschauung der Tod eine Geburt zum Leben ist. Da versammelte man sich, wenn es immer thunlich war, auf dem Grabe der Märtyrer und las ihre Geschichte vor, was die erste Grundlage bildete zur kirchlichen Legende (Legenda hießen die zu lesenden Stücke). — Auch sonst fand man sich auf den Gräbern der Märtyrer ein, und ehe die Kirche eigentliche gottesdienstliche Häuser hatte, hatte sie ihre eigenen Friedhöfe — Schlafstätten, wie man sie nannte (κοιμητήρια), woraus das lateinische cimeterium, (französisch cimetière) entstanden ist; denn der Tod ist ja für den Christen ein Schlaf. Wie erst im dritten und vierten Jahrhundert eigentliche Kirchengebäude entstanden, haben wir früher erwähnt. Ueber die Einrichtung dieser Gebäude läßt sich nur so viel sagen, daß sie sich nach und nach wieder der alten Tempeleinrichtung näherten, wonach der Chor der Kirche das Allerheilige repräsentirte, in dem auch der Klerus seinen Platz nahm, während das Schiff (ναὸς) die Menge der Gläubigen umfaßte und endlich der Vorhof dem frühern Vorhof der Heiden entsprach. Wurde den Christen

früher den Vorwurf gemacht, daß sie keine Altäre hätten, so kam nun auch ein Altar in die Kirche, d. h. zunächst ein Abendmahlstisch, außerdem noch ein Lesepult, von dem aus die heil. Schrift gelesen wurde, während die Predigt von den Schranken oder Cancellen des Chores aus gehalten ward, daher später die Benennung Kanzel. — Bilder waren noch keine in den Kirchen. Die Christen enthielten sich überhaupt großentheils der bildenden Kunst; bei den Gnostikern wurde sie zuerst gepflegt. Dagegen finden wir christliche Sinnbilder auf Gefäßen, auf Siegelringen, auf Grabeslampen und dergleichen. Solche Sinnbilder waren außer dem Kreuze das Lamm, der Anker, die Taube, der Lorbeer, die Palme, der Löwe, der Hirsch, die Leier, das Schiff — vorzüglich auch der Fisch, weil Christus zu Petrus gesagt hatte: „ich will dich zu einem Menschenfischer machen". Auch wurde häufig das Monogramm des Namens Christi angebracht.[2])

Reden wir nun von der Verwaltung der Sacramente und den übrigen gottesdienstlichen Handlungen. — Daß die Taufe anfänglich im Freien vollzogen wurde, in Flüssen oder Teichen, und zwar durch Untertauchen, ist aus der Geschichte des neuen Testamentes bekannt. Später errichtete man einige große Taufbecken und Taufkapellen (Baptisterien). Indem der zu Taufende mehrere Stufen in den Wasserbehälter hinunterstieg und dann mit dem ganzen Leibe unter das Wasser getaucht wurde, trat das Bild des „Begrabenwerdens in den Tod Christi" und des „Wiederaufstehens aus dem Grabe" mit aller Macht vor die Seele, was bei der spätern Besprengung nur allzusehr zurücktrat. Die Besprengung wurde anfänglich nur bei Kranken angewendet, die sich auf dem Todbette noch taufen ließen, und bei denen die Taufe durch Untertauchen nicht mehr ausführbar war. Daß über die Kindertaufe verschiedene Meinungen herrschten, und daß namentlich Tertullian ihr entgegentrat, haben wir früher erwähnt. Gegen Ende unserer Periode wurde die Kindertaufe allgemeiner, doch finden sich noch im vierten Jahrhundert viele Beispiele von einem Aufschub bis

[2]) Vgl. Münter, Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen. Altona 1825. 4.

in's spätere Alter, ja bis zur Todesstunde. — Taufzeugen finden wir schon früher, und bei der Kindertaufe wurden sie sogar unentbehrlich und ihre Bedeutung größer als zuvor. Auch die Namengebung bei der Taufe fand in so fern statt, als der Getaufte seinen frühern heidnischen Namen ablegte und einen neuen annahm, um damit die gänzliche Erneuerung anzudeuten, die mit seiner Person vorging. Eben so ward auch frühzeitig Sitte, den Getauften andere Kleider und zwar weiße Gewänder anzuziehen, zum Zeichen, daß sie nun den alten Menschen abgelegt und den neuen angezogen haben, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. — Das Abendmahl wurde anfänglich täglich, und dann jeden Sonntag gehalten; es bildete den eigentlichen Kern des Kultus. In den frühesten Zeiten war es mit den Liebesmahlen (Apagen) verbunden; später des Mißbrauchs wegen von ihnen getrennt; doch dauerten auch die Liebesmahle noch längere Zeit in den Kirchen fort. Die Feier des Abendmahles war höchst einfach; es wurde gewöhnliches Brot gebraucht und Wein mit Wasser vermischt; ein Gebrauch, der sich aus der Sitte der Alten erklärt und den die römische Kirche bis auf diesen Tag beibehalten hat; man dachte bei dieser Mischung von Wein und Wasser an die mystische Verbindung Christi mit der Gemeinde. Die strenge gnostische Secte der Enkratiten (Enthaltsame) feierte sogar das Abendmahl nur mit Wasser, was aber von der Kirche, als der Einsetzung des Herrn zuwider, mit Recht getadelt wurde. Daß auch Liebesgaben bei dem Genusse des Abendmahls geopfert wurden, und daß sich daraus zunächst die Opferidee entwickelte, haben wir in der vorigen Stunde schon erwähnt. Eben so gedachte man gerne bei dieser Feier der Verstorbenen im Gebete, und daran knüpften sich in der Folge die Seelenmessen. Der Abendmahlsfeier durften nur die Getauften beiwohnen, nicht die Katechumenen, auch nicht die Gebannten. Den Kranken hingegen ward das gesegnete Brot durch die Diaconen in's Haus gebracht, wie wir schon früher durch Justin berichtet worden sind. — Leider knüpften sich auch sehr bald abergläubische Vorstellungen an die Heiligkeit des geweiheten Brotes. Man glaubte nicht nur, daß es auch in leiblichen Krankheiten helfe, sondern daß es auch vor Gefahren beschütze, wenn man es bei sich trage u. dgl.

Was nun die übrigen Formen des Gottesdienstes betrifft, so beschränkten sich dieselben auf Gesang, Gebet, Vorlesung der heil. Schrift und Predigt. Schon Paulus ermahnt die Christen (Col. 3, 16), sich zu erbauen in Psalmen und Hymnen und geistlichen Liedern (Oden). Es fragt sich, ob mit diesen Ausdrücken ein und dasselbe oder Verschiedenes bezeichnet ist? Wenn letzteres, so waren unter den Psalmen wahrscheinlich die alttestamentlichen Psalmen, unter den Oden und Hymnen dagegen freie christliche Productionen verstanden. Ferner sagt uns der Brief des Plinius an Trajan, daß in den Versammlungen Lieder Christo zu Ehren gesungen wurden. Wie sich der christliche Gesang aus der alttestamentlichen Psalmodie heraus entwickelt habe, ist schwer zu bestimmen. — In der syrischen Kirche, in der wir auch zuerst die von Ignatius in Antiochien eingeführten Wechselgesänge finden, soll der Gnostiker Bardesanes nebst seinem Sohne Harmonius zuerst als Hymnolog aufgetreten sein; natürlich benützte er das wirksame Mittel des Gesanges, seine gnostischen Ideen zu verbreiten und so mußte die Kirche durch das Aufstellen rechtgläubiger Lieder der Verführung vorbauen, wie denn auch wirklich der bereits in's vierte Jahrhundert gehörende Ephraim, der Syrer, dergleichen dichtete. In der alexandrinischen Kirche haben wir Clemens als christlichen Dichter kennen gelernt und eine seiner Hymnen mitgetheilt. Es ist nicht gerade anzunehmen, daß alle diese Lieder in der Kirche gesungen wurden; manche mochten auch bei andern Anläßen, namentlich bei den Liebesmahlen vorgetragen worden sein. Daß aber (wenigstens gegen Ende unserer Periode) auch andere Lieder als Psalmen in den Versammlungen gesungen wurden, erhellt aus dem Widerspruch, den Paul von Samosat dawider erhob. — Das Gebet schloß sich auf's Innigste an den Gesang an; ja, es ist die Meinung nicht zu verwerfen, daß die recitativische Form des Gesanges bei'm Gebet gebraucht wurde, so daß Gesang und Gebet nicht so streng geschieden waren, wie bei uns[3]). Das vom Herrn seinen Jüngern gegebene Mustergebet des „Unser Vaters" wurde besonders heilig gehalten; nur die Gläubigen durften es beten, die Katechu-

[3]) Primitiva ecclesia ita psallebat, ut medico flexu vocis faceret psallentem resonare, ita ut pronuntianti vicinior esset quam canenti. Isid. Hisp. de officiis eccles. 1, 15. Vgl. Tert. de anima c. 9.

menen erst nach erhaltener Taufe; vor den Heiden ward es geheim gehalten; es wurde auch außer dem Gottesdienste täglich, von Vielen dreimal des Tages gebetet. Daraus entstand freilich wieder ein Mechanismus, der der Absicht des Herrn zuwider war, der aber erst in den folgenden Zeiten recht grell hervortrat. Indessen kamen neben dem Unser Vater auch andere Gebetsformen nach und nach in Gebrauch. Man betete theils stehend, theils kniend; stehend am Sonntag und in der Zeit von Ostern bis Pfingsten, zum Zeichen der Freude; die kniende Stellung paßte besser zu den Bußgebeten, bei denen auch in außerordentlichen Fällen ein förmliches sich Hinstrecken auf die Erde stattfand, wie wir ja auch von Christus lesen, daß er in dem Seelenkampf in Gethsemane sich förmlich zur Erde geworfen habe. Das Falten der Hände bei'm Gebet ist erst im Mittelalter aufgekommen; die alten Römer und Griechen beteten mit aufgehobenen Händen, um gleichsam die Gabe von oben zu empfangen, und auch die Christen bedienten sich dieser Stellung; doch fand auch das Beten mit ausgebreiteten Armen statt, so daß der betende Mensch die Gestalt eines Kreuzes bildete. So sagt Tertullian[4]: „Wir erheben nicht nur die Hände, sondern breiten sie auch aus, indem wir so das Leiden des Herrn darstellen", und wie Justin der Märtyrer in dem betenden Menschen eine Hinweisung auf das Kreuz sieht, habe ich früher erwähnt. Was die Gebetsübungen außer der Kirche betrifft, so hielten einige, und zwar die strenger gesetzlichen Christen, auf die alten Gebetszeiten der Juden, die dreimal stattfanden; um die dritte, die sechste, die neunte Stunde (nach unserer Rechnung 9 Uhr des Morgens, 12 Uhr des Mittags und 3 Uhr Nachmittags). Zu ihnen kamen denn noch später drei andere: die erste Morgenstunde, früh um 6 Uhr, die letzte Tagesstunde, Abends um 6 Uhr, und die Stunde des Hahnenschreies, früh um 3 Uhr. — Auch sonst bei allen wichtigen Anläßen und Unternehmungen ward das Gebet empfohlen und geübt. „Es ziemt den Gläubigen," sagt Tertullian, „keine Speise zu nehmen, kein Bad zu betreten, ohne Dazwischenkunft des Gebets, denn die Nahrung und Erquickung des Geistes muß der Nahrung und Erquickung des Leibes vorangehen." Andere dagegen, wie

[4]) de oratione, c. 11.

Origenes, waren weniger gesetzlich: sie überließen die Wahl der Zeit der jedesmaligen Stimmung; aber daß diese Stimmung auch wirklich vorhanden sein müsse, forderten sie um so nachdrücklicher. „Bevor man die Hände zum Himmel emporstreckt," sagt Origenes, „muß man die Seele emporheben, und bevor man die Augen emporrichtet, muß man den Geist zu Gott erheben." — Besonders wurden auch alle gemeinschaftlichen Berathungen der Christen, wurde auch das Lesen der Schrift und die Betrachtung des göttlichen Wortes mit Gebet eröffnet, und namentlich stärkte sich in demselben der Geist der christlichen Gemeinschaft. — „Unser Gebet," sagt Cyprian, „ist ein gemeinsames; wir beten nicht bloß für den Einzelnen, sondern für die ganze Gemeinde, für alle Brüder, wie der Herr selbst uns beten gelehrt hat." — Ein uralter Gebrauch (das müssen wir der römischen Kirche zugeben) ist der, sich bei'm Gebet zu bekreuzen, d. h. das Zeichen des Kreuzes auf die Brust oder die Stirn zu machen. „Bei jedem Schritt und Tritt," sagt Tertullian[5]), „bei jedem Ein- und Ausgehen, bei'm Anziehen der Kleider und Schuhe, bei'm Waschen, bei Tische, am Abend bei'm Lichtanzünden, bei'm Liegen und Sitzen, bei allen unsern täglichen Geschäften bezeichnen wir die Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes." — In unserer nüchternen prosaischen Zeit, in der alles Mimische und Symbolische seine Bedeutung für uns verloren hat, liegt es uns gar zu nahe, dabei entweder an einen todten Mechanismus oder an etwas Magisches zu denken; allein es gilt hier dasselbe, was ich von den Sacramenten gesagt habe. Die alte Kirche reflectirte und räsonirte nicht über das Heilige; sie eignete es sich zu, auch im Bilde, auch in der Geberde. Aber freilich lag auch hier die Gefahr nur allzunahe, das Aeußere mit dem Innern, das Bild mit der Sache zu verwechseln und so in einen geistlosen Mechanismus oder in einen fleischlichen Magismus zu verfallen. — Kehren wir zu dem eigentlichen Cultus zurück. Da finden wir außer dem Gesang und Gebet das Vorlesen der heil. Schriften und die Predigt. Der Gebrauch, Abschnitte der Bibel in der Versammlung vorzulesen, war aus der jüdischen Synagoge in das Christenthum übergegangen. Schon die Juden lasen

[5]) Tert. de corona militis. c. 3.

in ihren Versammlungen Abschnitte aus dem Gesetz und aus den Propheten; die ersten hießen Paraschen, die letztern Haphtharen. Daraus hat sich in spätern Zeiten das Lesen der Evangelien und der Episteln oder der sogenannten Pericopen gebildet. Wir haben schon bemerkt, daß das Amt des Lectors es mit sich brachte, die biblische Vorlesung zu halten, während dann der Presbyter oder Bischof einen Vortrag über das Gelesene hielt. Es scheint jedoch, daß man auch Ausnahmsweise solche predigen ließ, die noch keine geistliche Weihe hatten, wie dieß bei Origenes der Fall war (freilich wurde diese Ausnahme von dem Bischof Demetrius getadelt). Die Vorträge waren im Anfange höchst einfach, mehr Schrifterklärung und kurze praktische Ermahnung, als eigentliche Rede. Man nannte diese Vorträge Homilien, d. i. Gespräche, Unterredungen mit der Gemeinde; doch kam nach und nach auch eine kunstreichere Redeform in Uebung, und bald bemächtigte sich leider! auch die Eitelkeit dieser homiletischen Kunst, wie wir das bei einem Paul von Samosat gesehen haben, der sich beklatschen ließ.

Daß die Ehen der Christen bereits in der Mitte und gegen Ende des zweiten Jahrhunderts durch den Bischof oder Presbyter eingesegnet wurden, geht aus einzelnen Stellen der Kirchenväter hervor. Genaueres über den Vorgang der Ceremonie wissen wir nicht. — Rücksichtlich der Todtenbestattung wissen wir nur so viel, daß die Christen das Begraben der Todten dem bei den Alten üblichen Verbrennen der Leichen vorzogen. Nicht als ob sie, wie die Heiden ihnen vorwarfen, gemeint hätten, es sei Gott unmöglich, den zu Asche verbrannten Körper wieder zu erwecken (da trauten sie unbedingt auf die schöpferische Allmacht Gottes); aber immerhin entsprach das Begraben am meisten dem Bilde von einem Samenkorn, das in die Erde gelegt wird, um auf den Tag der Ernte zu reifen, so wie auch das Bild des Schlafes und der Gedanke an das Wiederaufstehen am schicklichsten konnten fest gehalten werden bei'm Hineinlegen in das kühle Bett der Erde, in die stille Schlafkammer, da die müden Gebeine ruhen, bis der große Morgen anbricht, und die Stimme: „wachet auf!" durch die Welt der Gräber ertönt. — Schon im zweiten Jahrhundert kommt vor, daß ein Geistlicher über die Leiche ein Gebet hielt. Auch wurden die Leichen gesalbt; die heidnischen Aufzüge von Klageweibern wurden

vermieden, wohl aber fand ein christliches Geleite statt; auch wurden Hymnen gesungen und Fackeln gebraucht, als Sinnbild der Auferstehung. — So viel von den gottesdienstlichen Gebräuchen [6]).

Wir wenden uns endlich nach dem weltlichen Leben und den mannigfachen Lebensgebieten zu, um zu sehen, wie das Christenthum auch auf sie gewirkt hat. So wenig als das Christenthum eine fertige Glaubenslehre aufstellte, eben so wenig ein ausgeführtes System der Moral. Wohl gab Jesus tief eingreifende Sittengebote in seiner Bergpredigt und anderwärts, und die Apostel unterließen nicht, bei jeder Gelegenheit die christlichen Tugenden einzuschärfen, allein Vieles mußte auch hier der weitern Lebensentwicklung überlassen werden. Es handelte sich nicht nur darum, im gegebenen Fall das eine zu thun, das andere zu lassen nach einmal erhaltenen Vorschriften und Gesetzen. Ueber gewisse Dinge waren gar keine Vorschriften gegeben, und doch bildete sich über sie mit der Zeit ein christliches Urtheil, und ein ganz sicheres Urtheil auch ohne förmliches Gebot. Es bildete sich eben eine eigenthümliche christliche Lebensanschauung und christliche Lebensweise, die als Resultat der Glaubensrichtung eben so sehr wie diese, in den bestimmten Gegensatz trat, sowohl zum Juden- als zum Heidenthum. Der ängstlichen Gesetzlichkeit des Judenthums oder auch dem Stoicismus der antiken Philosophie gegenüber, mußte die christliche Sitte erscheinen als eine freie, nicht aus dem Gesetz, sondern aus dem Glauben und der Liebe hervorgehende That des wiedergebornen Menschen. Verglichen mit der Ungebundenheit des epicuräischen Heidenthums erschien hingegen die christliche Sitte wieder als eine gebundene, durch die Zucht des Geistes in engen Schranken gehaltene Gesetzlichkeit. Je nachdem dann in der Wirklichkeit des christlichen Lebens selbst wieder das Eine oder Andere vorwaltete, je nachdem nahm auch das sittliche Leben bald das eine, bald das andere Gepräge an. So haben wir gesehen, daß der Montanismus auch im Sittlichen am strengsten war bis zur Schroffheit eines gesetzlichen Rigorismus, während einige Secten der Gnostiker

---

[6]) Ein Weiteres hierüber findet der Leser in der lehrreichen Schrift von Alt: der christliche Kultus. Berlin 1843, und in erweiterter Gestalt 1851.

die ſittliche Freiheit bis zur Ausgelaſſenheit des Heidenthums trieben. Das Ziel aber, das die Kirche zu erſtreben hatte, lag über dieſe Gegenſätze hinaus und die beſonnenen Lehrer und Leiter der Kirche ſuchten auch hier auf die rechten Bahnen zu lenken. Es galt nicht etwa, eine charakterloſe Mitte zwiſchen den Extremen, wohl aber einen ſichern Standpunkt über ihnen zu finden; es galt vom Geſetze des Buchſtabens hindurchzudringen zum Geſetze der Freiheit; es galt, jene Höhe zu erreichen, die ſchon Paulus erreicht hatte, wenn er ſagen konnte: ich habe es alles Macht, es frommet aber nicht alles (1 Cor. 6, 12). Ich kann niedrig ſein und kann hoch ſein; ich bin in allen Dingen und bei allen geſchickt, beide ſatt ſein und hungern, beide übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Chriſtus. (Phil. 4, 12. 13.)

Schon dadurch zeichnete ſich das Chriſtenthum vor allen andern poſitiven Religionen, ſowohl vor den frühern, als vor der ſpäter aufgekommenen des Mahomedanismus aus, daß es keine rein poſitiven, d. h. willkürlichen, nicht in der ſittlichen Natur des Menſchen gegründeten, nur auf äußere Lebensverhältniſſe gerichteten Gebote gab. In einem gewiſſen Sinne kann man ſagen, die Moral des Chriſtenthums ſei keine andere als die natürliche, die rein menſchliche, den ewigen Vernunftgeſetzen entſprechende Moral. Und doch geht das Chriſtenthum bei dem rein menſchlichen und vernünftigen Charakter, den es in ſeinen Grundlagen behauptet, überall wieder über das Maaß des natürlichen Menſchen und ſeiner Anſichten, Neigungen und Kräfte hinaus. Es will ein heiliges und doch ein fröhliches, ein tapferes, entſchloſſenes, und doch ein ſanftmüthiges, geduldiges Geſchlecht. Es verlangt Wachſamkeit ohne Ueberreiz und Ueberſpannung, Nüchternheit ohne ängſtliche Beſchränkung in Speiſe und Trank und den Genüſſen des Lebens, Ernſt ohne Trübſinn, beſtändige Richtung auf das Himmliſche und Ewige, ohne Vernachläßigung der zeitlichen Berufsgeſchäfte, für die es vielmehr eine Treue fordert, der auch das Kleinſte und Unſcheinbarſte nicht zu gering iſt. Wir können alſo ſagen: Es iſt eine übernatürliche und doch naturgemäße, eine übermenſchliche und doch wieder durch und durch menſchliche Moral; es überſteigt das Maaß des natürlichen Menſchen nicht nur durch das, was es fordert, ſondern auch durch das, was es giebt, was es

wirkt und schafft durch den heil. Geist, wie er ausgegossen ist in die Herzen der Gläubigen. — Darum reden die Apostel nicht nur von einem neuen Gesetze, sondern von einer Frucht des Geistes, welche ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth und Keuschheit (Gal. 5, 22).

Lassen Sie uns nun sehen, wie weit diese Frucht des Geistes an dem jungen Baume der Kirche gereift ist. Indem ich das Einzelne auf die nächste und letzte Stunde verspare, theile ich Ihnen jetzt noch zum Schlusse dieser Stunde eine Schilderung mit, wie sie ein christlicher Schriftsteller [7]) des zweiten Jahrhunderts von den Christen seiner Zeit gemacht hat:

„Die Christen sondern sich weder durch ihren Wohnsitz, noch durch Sprache und Sitte von den übrigen Menschen ab. Obgleich sie in den Städten der Hellenen und Barbaren wohnen, je nachdem einem Jeden das Loos zu Theil geworden, und in Absicht auf Kleidung und Nahrung, sowie der übrigen Lebensweise der üblichen Landessitte folgen, so zeichnen sie sich doch durch einen wunderbaren und allgemein auffallenden Lebenswandel aus. Sie bewohnen ihr eigenes Vaterland, aber wie Fremdlinge; sie nehmen an allem Theil als Bürger, und dulden alles als Fremde. Jedes noch so fremde Land ist ihnen Heimath, und jede Heimath ist ihnen ein fremdes Land. Sie heirathen, wie Alle, und haben Familie. Aber sie setzen ihre Kinder nicht aus (wie das bei den Heiden geschah). Sie leben im Fleisch, aber nicht nach dem Fleisch. Sie wohnen auf der Erde, aber sie leben im Himmel; sie gehorchen den bestehenden Gesetzen, und durch ihr Leben erheben sie sich über die Gesetze. Sie lieben Alle, und werden von Allen verfolgt, verkannt und verdammt. Sie werden getödtet und lebendig gemacht. Sie sind arm und machen Viele reich. Sie haben an Allem Mangel und an Allem Ueberfluß. Sie werden beschimpft und segnen. Mit einem Wort, was in dem Körper die Seele ist, das sind die Christen in der Welt. Wie die Seele durch alle Glieder des Körpers verbreitet ist, so sind die Christen in alle Städte der Welt verbreitet. Die Seele wohnt zwar im Körper, aber sie ist nicht

---

[7]) Der Verfasser der Epistola ad Diognetum, für den man früher Justin hielt, bei Neander, Denkw. I. S. 312.

von dem Körper. So wohnen die Christen in der Welt, sind aber nicht von der Welt. Die unsichtbare Seele ist in einen sichtbaren Körper eingeschlossen. So kennt man die Christen als Bewohner der Welt, aber ihre Gottesverehrung bleibt eine unsichtbare. Das Fleisch haßt und bekämpft die Seele, obgleich die Seele dem Fleisch nichts zu Leide thut, weil sie dasselbe hindert, seinen Lüsten sich hinzugeben. So haßt auch die Welt die Christen, obgleich sie derselben nichts zu leide thut, weil sie den Lüsten derselben sich entgegenstellen. Die Seele liebt das sie hassende Fleisch, und die Christen lieben diejenigen, von denen sie gehaßt werden. Die Seele ist in dem Körper eingeschlossen, und sie ist es doch, die den Körper zusammenhält. So werden die Christen in der Welt wie auf einem Posten zurückgehalten, und sie sind es doch, welche die Welt zusammenhalten. Die unsterbliche Seele wohnt in dem sterblichen Körper, und die Christen wohnen als Fremdlinge in dem Vergänglichen und erwarten das unvergängliche Leben im Himmel. Einen so wichtigen Posten hat Gott ihnen vertraut, den sie nicht verlassen dürfen."

Zwanzigste Vorlesung.

Die christliche Sitte und das christliche Leben in den besondern Verhältnissen. — Collisionen mit dem römischen Staatsleben. — Der Kriegsdienst. — Verhältnisse zu Kunst und Wissenschaft. — Die christliche Frau im heidnischen Hause. — Kindererziehung. — Sclaven. — Allgemeine Bruderliebe. — Weltentsagung. — Asketen. — Die Anachoreten Paulus und Antonius. — Wundergaben und Wundererzählungen. — Schlußbemerkungen.

Es bleibt uns noch Einiges zu sagen über das sittliche Verhalten der Christen in den einzelnen Lebensgebieten und über die Conflicte, in die sie dabei nicht selten hineingeriethen. Je mehr man sich in die Anschauungs- und Lebensweise des heidnischen Alterthums versetzt, da sowohl das Staats- als Familienleben auf die Grundlage der polytheistischen Religion gebaut war, desto mehr wird man begreifen, wie der Christ und die Christin im heidnischen Staate beinahe keinen Schritt thun konnten, ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen, die ihnen entweder zu einem Fallstrick der Versuchung oder den Gegnern zu einem Anlaß wurden, sie als Feinde der Götter und des Staats zu verfolgen. Wir haben schon früher erwähnt, wie die Weigerung, an öffentlichen Festen, an Triumphzügen u. dgl. Theil zu nehmen, den Christen manche Verlegenheit bereitete. Ebenso war es mit dem Kriegsdienste. Die Ansichten der Christen waren darüber selbst getheilt. Die Einen machten unbedenklich den Kriegsdienst mit und unterzogen sich der einmal eingeführten Ordnung; Andere weigerten sich dessen standhaft. Die Erstern beriefen sich, um das Rechtmäßige des Kriegsdienstes zu

erweiſen, auf die Beiſpiele des alten Teſtaments, auf die Soldaten, die zu Johannes dem Täufer kamen und der ihnen nicht wehrte, Soldaten zu ſein, ſondern ſie anwies, als ſolche Gott zu dienen; auf den Hauptmann Cornelius, der auch nach ſeiner Bekehrung in ſeinem Stande geblieben ſei. Dagegen meinten die Strengern, dieſe Beiſpiele paßten nicht, weil die Betreffenden nicht erſt als Chriſten den Kriegsdienſt erwählt hätten. — Manche Chriſten hielten überhaupt jede Tödtung des Nebenmenſchen, unter welchen Umſtänden es auch ſei, für unerlaubt, daher ſie ſich auch gegen die Todesſtrafe erklärten. Nicht nur den Beruf des Kriegers, auch den eines Künſtlers hielten Manche für unverträglich mit dem Chriſtenberufe, weil eben die antike Kunſt auf's Engſte mit der antiken Religion verwoben war. Der Sinn für Schönheit der Form, der in der griechiſchen Welt ſo herrlich entwickelt war, mußte bei den Chriſten auf Augenblicke zurücktreten und ſich bloß in den Sinn für das Schickliche und Anſtändige zurückziehen. Was auch nur von ferne an Vergötterung der Kreatur ſtreifte (und wie leicht artet die Kunſt dahin aus!), das wurde von den Chriſten als Abgötterei gemieden. Von der Abneigung Tertullian's gegen das Schauſpiel haben wir ſchon früher geſprochen. Daß die wilden Thierkämpfe in den Amphitheatern, bei denen noch obendrein die Chriſten als Opfer dienen mußten, jedem Chriſten ein Greuel waren, wird uns nicht wundern. Aber auch das edlere Schauſpiel, die ernſte, würdige Tragödie, an der jetzt unſer chriſtliches Gefühl nicht nur keinen Anſtoß nimmt, an der wir uns geiſtig und ſittlich erheben, konnte von den erſten Chriſten nicht wohl ertragen werden; es waren ja doch immer Gegenſtände der alten Mythologie, welche den Stoff dieſer Tragödien bildeten. Uns iſt dieſer Stoff ſo fremdartig, ſo rein gegenſtändlich geworden, daß er uns nur noch in hiſtoriſchem und künſtleriſchem Intereſſe berührt. So war es aber bei den erſten Chriſten nicht; der Beſuch des Theaters galt für Theilnahme am Götzendienſt, an den Werken des Satans und der Finſterniß. Tertullian [1]), der eine eigene Schrift über das Verderbliche der

[1]) de spectaculis c. 26. Unter anderm nennt Tert. das Theater ſeiner Zeit sacrarium Veneris, consistorium impudicitiae. Und welchen Namen verdienen ſo viele der heutigen Bühnen?

Schauspiele geschrieben, führt das Beispiel einer Frau an, die von einem bösen Dämon besessen war, und betrachtet dieß als eine Strafe, daß sie das Schauspiel besuchte; denn auf die Frage an den Dämon, wie er es gewagt habe, eine Christin anzutasten, habe dieser geantwortet: „ich habe sie in meinem Hause gefunden."

Selbst der Besuch der Odeen, die wir unsern Concerten vergleichen könnten, wurden gemieden, weil auch die Gesänge heidnischen Inhaltes waren. Es war ein unerbittliches Gesetz der Geschichte, daß auch das Schöne untergehen mußte auf eine Zeitlang mit dem religiösen Irrwahne, dem es gedient und dem die Zeit nur zu lange gehuldigt. Ich sage auf eine Zeitlang, nicht auf immer. An die Stelle der heidnischen sollte eine christliche Kunst treten, und diese christliche Kunst sollte sich aus ihrem eigenen Prinzip heraus bilden. Dazu waren aber die Zeiten der Verfolgung nicht geeignet; das blieb einer spätern Zeit aufbehalten; und bis dahin mußte allerdings das Christenthum sich gefallen lassen, als kunstscheu und kunstflüchtig zu erscheinen. Ganz Aehnliches zeigte sich nach der Reformation, wo auch wieder der Protestantismus sich von der Kunst abwandte, weil sie einer Religion diente, die er nicht theilte. Wo überhaupt ein Interesse einmal als das höchste in einer Zeit vorherrscht, da müssen die andern zeitweilig zurücktreten. So war es in den ersten christlichen Jahrhunderten nicht nur mit der Kunst, sondern theilweise auch mit der Wissenschaft. Auch diese mußte, in der Gestalt, die ihr das Heidenthum gegeben, mit der christlichen Denkweise in Conflict kommen. Wir haben schon gesehen, wie ein Tertullian über die Philosophie urtheilte; aber auch rein gelehrte Beschäftigungen, wie die mit der Astronomie, die freilich noch in Banden der heidnischen Astrologie lag, wurden anfänglich von den Christen vermieden, denn nicht in den Sternen sollte der Christ sein Geschick lesen und nicht von den Göttern, nach deren Namen die Planeten benannt sind, sein Heil erwarten. Wir mögen diese Namen noch heutzutage unbedenklich gebrauchen, aber versetzen wir uns in die Zeit, in der diese Namen: Pallas, Venus, Mars, mehr waren als gleichgültige Namen, in der sie wirklich als Regenten des Himmels verehrt wurden, so können wir begreifen, wie der christliche Sinn von einer Wissenschaft sich abwandte, die ihm in dieser Gestalt als eine dämoni-

sche erscheinen mußte. Und wie lange hat sich dieser dämonische Charakter der Astrologie erhalten, bis in das Mittelalter, ja bis in die neueste Zeit hinein! — So weit über die Conflicte im öffentlichen Leben, im Staat, in der Kunst, in der Wissenschaft.

Zu wie vielen ärgeren Verwickelungen kam es aber vollends im häuslichen Leben, namentlich aber in der Ehe, wenn etwa der eine Theil heidnisch, der andere christlich war. Schon Paulus hatte diesen Fall vorgesehen und im ersten Brief an die Corinther die Weisung gegeben, daß wenn eine Christin einen heidnischen Mann habe, sie sich nicht scheiden soll; denn der Mann ist geheiligt durch die Frau — und weißt du nicht, redet er die Frau an, ob du nicht den Mann werdest selig machen? (1 Cor. 7, 10. ff.) Und so hatte ja auch Petrus in seinem ersten Briefe die Weiber ermahnt, ihren Männern unterthan zu sein, auf daß auch die, welche an das Wort nicht glauben, durch den Wandel der Weiber gewonnen werden ohne Wort. (1 Petr. 3, 1.) Ein Anderes war es aber, eine mit einem Heiden eingegangene Ehe fortsetzen, ein Anderes eine neue Ehe mit einem Heiden oder einer Heidin schließen. Auch das geschah, obgleich es die Kirche ungern sah und sogar Verbote dagegen erließ, wie das spanische Concil von Elvira im Jahr 305. Und in der That war der Stand der Christin im heidnischen Hause[2]) ein sehr schwieriger. Schon als Braut, wie sollte sie sich den römischen Hochzeitsgebräuchen unterziehen, die durch und durch mit der Religion verwachsen waren? Als Hausfrau konnte sie, so zu sagen, keinen Schritt thun, ohne auf Gegenstände ihres religiösen Abscheues zu stoßen? Trat sie an den Heerd des Hauses, so fand sie die Bildnisse der Hausgötter aufgestellt. Verehren konnte sie dieselben nicht, und doch durfte sie auch wieder ihre Mißachtung vor denselben nicht zu grell an den Tag legen, wenn sie arge Auftritte vermeiden wollte. Wie konnte sie über Tische Theil nehmen an den Libationen, die den Göttern gebracht wurden? Welche schiefe Stellung nahm sie zu den heidnischen Sclavinnen ein, die ihre Schritte und Tritte beobachteten und ihr

---

[2]) Vgl. hierüber Tertull. ad uxorem und die höchst anziehende Schrift von Münter: die Christin im heidnischen Hause vor den Zeiten Constantins des Großen. Copenhagen 1828.

als einer Feindin der Götter den Gehorsam verweigerten? Gleichwohl scheinen solche gemischte Ehen gar nicht unter die Seltenheiten gehört zu haben, und einige müssen sogar bis auf einen gewissen Grad glückliche Ehen gewesen sein, während es freilich auch oft zu argen Mißverhältnissen, ja zur Verstoßung und harten Verfolgungen der Frauen kam, von den Uebelständen nicht zu reden, die sich in der Erziehung zeigten. Daß die Kinder großentheils den Sclaven zur Aufsicht übergeben waren, ist bekannt. Häufig nun wurden sie durch diese für das Christenthum gewonnen. Die niedern Stände, die Gedrückten und Verachteten in der Gesellschaft, und so auch die Sclaven, welche zugleich die niederen Handwerke verrichteten, wandten sich früher dem Christenthum zu, als es bei den Gebildeten Eingang fand. Und diese Sclaven und Handwerker des Hauses übten dann wieder ganz im Stillen ihren Einfluß nach oben und zunächst durch die Kinder. Schon Celsus sagt in seiner Schrift wider die Christen: „Man findet in verschiedenen Häusern Wollkämmer, Schuster, Walker (niedere Sclaven), die gröbsten und dümmsten Leute von der Welt, die kaum sich wagen, den Mund aufzuthun, wenn ihre Vorsteher oder klugen Hausherren zugegen sind, die aber gleich beredt werden und Wunderdinge schwatzen, wenn sie entweder mit den Kindern des Hauses allein sind oder nichts als Weiber um sich sehen, die nicht klüger sind, als sie. Dann heißt es: ihr müßt uns mehr glauben, als euern Eltern und Lehrern; diese sind blinde und thörichte Leute . . . wir allein wissen, wie man lehren und wandeln muß, und wenn ihr uns folgen wollt, so werdet ihr mit euerm ganzen Geschlecht glücklich sein. Läßt sich nun etwa über diesem Gerede ein verständiger Mann, einer von den Lehrern oder gar der Vater selbst sehen, dann erschrecken die Zaghaften unter ihnen und schweigen still, die Beherztern aber reden den Kindern zu, das Joch abzuwerfen, und flüstern ihnen in die Ohren, sie könnten ihnen nichts Gutes und Nützliches sagen, so lange der Vater und die Lehrer da wären; sie locken sie dann in das Frauengemach oder in die Schuster- und Walkerwerkstätte, wo sie ihnen ihre Weisheit beibringen und sie verführen." So weit Celsus, allerdings in feindlicher Gesinnung; aber wir sehen daraus deutlich, wie durch solche Dienstboten der Keim des Christenthums, wenn auch vielleicht in unvoll-

kommener Geſtalt, in die Herzen der Kinder kommen und chriſtliche Ideen Eingang finden konnten in einem Hauſe trotz aller Wachſamkeit des heidniſchen Hausherrn. — Daß die Sclaven vorzugsweiſe dem Chriſtenthum zugethan waren, iſt ſehr natürlich. Eine Religion, welche die Mühſeligen und Beladenen zu ſich ruft und welche auch den Knechten verkündigt, daß ſie frei ſeien vor Gott und Erlöste des Herrn, ſie mußte ſich bei dieſer gedrückten Menſchenklaſſe vor allen Dingen empfehlen. Man hat dem Chriſtenthum oft den Vorwurf gemacht, daß es die Sclaverei habe ſtehen laſſen. Allein wie hätte es dieſelbe auf einmal abſchaffen ſollen? Auf die Geſetzgebung des Staats konnten ja die Chriſten nicht einwirken, und die Sclaven zum Aufruhr gegen ihre Herren zu reizen, das hätte wohl jede andere Religion eher geſtattet als die chriſtliche. Man darf nur die Anweiſungen leſen, welche die Apoſtel ſowohl den Knechten als ihren Herren gaben, um zu ſehen, wie bei allem Stehenbleiben der äußern Lebensſtellung die innere eine ganz andere wurde, indem die Knechte ermahnt wurden, um des Herrn willen zu dienen, die Herren aber erinnert wurden, daß auch ſie einen Herrn im Himmel haben. Und darnach richteten ſich denn wohl auch die Chriſten in den erſten Jahrhunderten. Wo alle Chriſten ſich als Brüder und Schweſtern in Chriſto erkannten, als ſolche ſich liebten, wo ſie ohne Unterſchied des einen Mahles theilhaft wurden, da mußte auch das Verhältniß der Gebietenden zu den Dienenden ein ganz anderes werden, als zuvor. Wie dort Paulus von Rom an ſeinen Freund Philemon in Koloſſä geſchrieben, er möge den ihm entlaufenen Sclaven Oneſimus nunmehr aufnehmen, nicht mehr als Knecht, ſondern als geliebten Bruder, ſo mochte auch in der Folge mancher Sclave zu dem Herrn in das Verhältniß der engern Bruderliebe aufgenommen worden ſein, beſonders wenn er mit ihm die gleichen Gefahren der Verfolgung theilte.

In all den verſchiedenen Lebensverhältniſſen und bei all den Schwierigkeiten und Verwicklungen, in die das chriſtliche Gewiſſen gerathen konnte, öffnete ſich aber auch der chriſtlichen Geſinnung ein reiches und ſchönes Feld der Wirkſamkeit. Wie fühlte ſich die chriſtliche Frau gehoben durch ihren Beruf. „Die chriſtliche Frau,“

ſagt Tertullian[3]), „beſucht nicht die heidniſchen Schauſpiele und die lärmenden Luſtbarkeiten an ihren Feſttagen, ſondern ſie geht aus, um den kranken Bruder zu beſuchen, an der Communion theilzunehmen, oder das Wort Gottes zu hören. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt, die um des Bekenntniſſes willen Gefangenen im Kerker zu beſuchen, den kranken Brüdern nachzugehen bis in die ärmſten Hütten, reiſende Brüder in's Haus aufzunehmen und zu bewirthen.“ — Gerade die weiblichen Tugenden der Zucht, der theilnehmenden Liebe, der Geduld, wurden durch das Chriſtenthum in einem Grade ausgebildet, wie es auch die edelſte Moral des Heidenthums nicht vermochte. Die heidniſche Tugend, wie ſchon ihr Name virtus ſagt, umfaßte wohl die Tüchtigkeit und Tapferkeit des Mannes, wie ſie nach außen im Kriege, nach innen zum Beſten des Staats ſich bethätigt. Man kann ſagen, das Chriſtenthum habe auch hier die Scheidewand aufgehoben, indem es den Frauen einen männlichen Heldenmuth gab (man denke an die Märtyrinnen), und hinwiederum das Herz des Mannes erweichte und für Eindrücke empfänglich machte, denen es bisher verſchloſſen war. So wandelte ſich auch bei dem Manne die ſtoiſche Apathie in chriſtliche Ergebung und chriſtliches Mitgefühl.

Was die heidniſche Welt am meiſten in Erſtaunen ſetzte, war die gegenſeitige Liebe der Chriſten. „Seht, wie ſie ſich lieben!“ hieß es. Beſonders rührende Beiſpiele dieſer Liebe traten bei den Verfolgungen zu Tage, wo die Gefängniſſe ordentlich umlagert waren von denen, die Zutritt zu den Gefangenen begehrten, um ſie leiblich und geiſtig zu erquicken, wo Manche noch im Tode ſich umſchlungen hielten. Es iſt unrichtig zu glauben, die Bruderliebe der Chriſten habe der allgemeinen Liebe Eintrag gethan. Im Gegentheil; eben dieſe Bruderliebe erweiterte ſich auch zur allgemeinen Liebe (2 Petr. 1, 7.), wie ſchon Paulus ermahnte, Gutes zu thun an Jedermann, wenn auch zunächſt an des Glaubens Genoſſen (Gal. 6, 10). So wurden z. B. auch die armen Heiden aus dem chriſtlichen Almoſen unterſtützt. Als im Jahr 251 zur Zeit Cyprians jene Seuche in Carthago wüthete, der wir früher gedacht haben, als die Leichname unbeſtattet umherlagen und

[3]) De cultu fem. c. 10. Vgl. Neander a. a. O. S. 307.

durch das erregte Grauen die Ansteckung beförderten, so waren es die Christen, die auf Zureden Cyprians diese Leichen wegschafften und bestatteten, und dadurch den Heiden mit gutem Beispiel vorangingen; „denn," sagte Cyprian, „wenn wir blos den Unsern Gutes erweisen, thun wir mehr als Zöllner und Heiden? Als ächte Christen sollen wir das Böse durch Gutes besiegen und die Feinde lieben, wie unser Herr uns ermahnt, und für unsere Verfolger beten."

Das Christenthum hatte sich von Anfang an der Welt gegenübergestellt, und so mieden auch die Christen so viel als möglich die Berührungen mit der Welt und mit dem öffentlichen Leben. Diese Zurückgezogenheit konnte nun freilich auch eine falsche und einseitige Richtung nehmen; so wie auch eine falsche, dem Christenthum sogar zuwiderlaufende Askese, eine selbsterwählte, auf Selbstpeinigung abzielende Frömmigkeit an die Stelle der einfachen christlichen Selbstüberwindung treten konnte. Von beiden haben wir schon Beispiele in den ersten Jahrhunderten. Es gab solche, die sich nicht nur zur Uebung freiwillige Fasten und Entsagungen auferlegten, sondern die bereits in solchen Kasteiungen ein Verdienst suchten, wie sehr auch immer die Lehrer der Kirche daran erinnerten, daß es nicht auf die äußere, sondern auf die innere Zucht, auf die wahre Selbstüberwindung ankomme, die sich auch mitten unter den Gütern und Genüssen dieser Welt üben lasse. Eben so finden wir schon Gelübde der lebenslänglichen Ehelosigkeit, da manche glaubten, in dem ehelosen Stande Gott besser dienen zu können. Die sogenannten „Gottgeweiheten Jungfrauen", die im dritten Jahrhundert vorkommen, bilden den ersten Keim zu dem spätern Kloster- und Nonnenwesen. Sie unterschieden sich zwar darin von den spätern Nonnen, daß sie sich nicht von der Gesellschaft absonderten, sondern in und mit ihr lebten, mit dem Vorsatze, ihren Stand nicht zu verändern. Indessen scheint sich bei ihnen schon frühe neben der geistlichen auch weltliche Eitelkeit eingestellt zu haben, die sogar in unziemender Kleiderpracht sich äußerte, wogegen Cyprian einzuschreiten für gut fand.

Aber auch schon zu dem eigentlichen von der Welt sich aussondernden Mönchsthum wurde im dritten Jahrhundert der erste Schritt gethan durch das Anachoreten- oder Einsiedlerwesen.

In der Deciſchen Verfolgung, um's Jahr 250, hatten ſich mehrere Chriſten in die thebaiſche Wüſte geflüchtet, unter ihnen ein gewiſſer Paulus, den Hieronymus als den Urheber der mönchiſchen Lebensweiſe bezeichnet. Er ließ ſich bei einem Palmbaume an einer friſchen Quelle nieder, und lebte da dem Gebet und der frommen Betrachtung, bis er ein Alter von 113 Jahren erreichte. In einer andern Gegend hatte der heil. Antonius ſich niedergelaſſen, und dieſer wurde (ſo erzählt die Mönchslegende) durch ein göttliches Geſicht zu dem Paul von Theben hingeleitet, um ihn zu begraben. Dieſer Antonius war nicht, wie Paulus, durch die Verfolgung in die Wüſte verſchlagen, ſondern er hatte freiwillig das einſame Leben erwählt. Ein reicher, unabhängiger Jüngling war er im J. 270 in eine chriſtliche Kirche getreten und hatte da das Evangelium „vom reichen Jüngling" leſen hören. Das Wort des Herrn (Luc. 18, 22), „verkaufe Alles, was du haſt, und gieb es den Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben, und komme, und folge mir nach", ergriff ſeine Seele dergeſtalt, daß es für immer über ſein Leben entſchied. Er verkaufte in der That alles zum Beſten der Armen; dann zog er ſich in ein Grabmal, ſpäter in eine verfallene Burg im Gebirge zurück. In dieſer ſchauerlichen Einſamkeit hatte er viele Anfechtungen und Kämpfe mit den Dämonen zu beſtehen, die ihn mit ſcheußlichen Traumgeſichtern neckten. In der Diocletianiſchen Verfolgung trat er wieder aus ſeiner Einſamkeit hervor; er trat in Alexandrien auf und ſtärkte die Bekenner urch ſein Wort und Beiſpiel. Er ſelbſt fand den Märtyrtod nicht. Als er wieder in ſeine Wüſte zurückkehrte, folgten ihm Viele dahin. Das waren die erſten Mönche. Antonius hielt ſeine Genoſſen zum Gebet und zur Handarbeit an, um ſich ſelbſt und die Dürftigen zu erhalten. Er ſelbſt trieb die Entſagung auf den höchſten Grad. Den größten Theil der Nacht brachte er im Gebet zu. Seine Nahrung beſtand allein aus Brot und Salz und auch dieß aß er oft erſt am dritten Tag, beſchämt darüber, daß er noch ſolches bedürfe. — Nachdem er jenes Traumgeſicht erhalten, das ihn zu Paul von Theben hinleitete, zog er ſich noch tiefer in die Wüſte zurück, und ſtarb, gleichfalls in hohem Alter, im Jahr 356. Es wurden viele Wunder erzählt, die er während ſeines Lebens durch Wort und Gebet verrichtet haben ſoll.

Dieß Letztere führt uns noch auf eine schließliche Erörterung über die Wundergaben der ersten Kirche und über die Wundererzählungen aus ihr. Beides, glaube ich, dürfen wir nicht mit einander vermengen. Daß nicht alles, was uns aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit Wunderbares und Außerordentliches berichtet wird, ungeprüft anzunehmen sei, darüber sind Sie wohl alle mit mir einverstanden. Nicht nur gilt dieß von der spätern Legende, die sich oft in willkürlichen Dichtungen ergeht, es gilt auch von den ältern, von den gleichzeitigen Berichten und Sagen, denn wie leicht konnte auch hier eine aufgeregte Phantasie mehr sehen, als in der Wirklichkeit sich ereignete; wie leicht ein Ereigniß auch gleich bei dem ersten Gerüchte sich vergrößern; wie leicht konnten außerordentliche Wirkungen in der geistigen und sittlichen Welt von der Bewunderung dahin gesteigert werden, daß man die Spuren davon auch in der leiblichen und natürlichen Welt zu finden glaubte? Das Visionäre ging mit dem Wunderbaren Hand in Hand, und gehört selbst wieder in den Kreis des Wunderbaren oder doch des Unerklärlichen. Die Geschichte kann daher nicht besonnen, ja nicht mißtrauisch genug sein, wenn sie nicht dem Aberglauben Thür und Thor öffnen will. Selbst da, wo wir keinen Grund haben, an der Redlichkeit der Berichterstatter zu zweifeln, kann uns nicht zugemuthet werden, ihnen Alles auf's Wort zu glauben. Die unabsichtliche und unbewußte Fabelei hat hier einen mächtigen Spielraum, von dem wir in unserm verstandesnüchternen Zeitalter uns kaum einen rechten Begriff machen können. — Auf der andern Seite aber wird die rechte historische Besonnenheit sich eben sowohl hüten, alles zu verwerfen als alles anzunehmen, und wenn sie auch die einzelnen Wundererzählungen darauf ansieht, ob sie haltbar sind oder nicht, so wird sie doch darum noch nicht leichtfertig absprechen über das, was diesen Erzählungen Wirkliches und Thatsächliches zum Grunde liegt. Schon daß solche Wundererzählungen in Masse sich bilden konnten, daß sie von glaubwürdigen Männern erzählt, daß sie von den Heiden selbst großentheils geglaubt wurden, zeigt uns, daß wir es nicht mit einer gewöhnlichen Zeit zu thun haben und daß da eine Fülle von Kräften und Gaben vorhanden sein mußte, die sich nicht auf das Maaß gewöhnlicher Kräfte und Gaben zurückführen, nicht immer aus den zunächst

liegenden Urſachen erklären laſſen. Das ganze Chriſtenthum trat der Welt gegenüber als eine Erſcheinung auf, von der es heißt: „Das iſt vom Herrn geſchehen und iſt ein Wunder in unſern Augen“ (Pſ. 118, 23). Darüber, daß Chriſtus und die Apoſtel ſelbſt Wunder verrichtet haben, iſt wohl hier nicht nöthig, in eine weitere Erörterung einzutreten. Aber wollten wir ſagen, mit dem Tode der Apoſtel habe ſich auf einmal und plötzlich die Wundergabe verloren, ſo würden wir damit eine Behauptung ausſprechen, die wenigſtens gegen alle hiſtoriſche Analogie liefe. Wir finden ja ſchon im apoſtoliſchen Zeitalter, daß nicht die Apoſtel allein mit der Wundergabe betraut waren; in der Gemeinde von Corinth gab es der Gnaden- und Wundergaben mancherlei, und über das Aufhören derſelben iſt uns ſo wenig als über die Fortdauer ein Wink gegeben. Daß, je mehr das Chriſtenthum in den natürlichen Lauf der Dinge eintrat, ſich auch die Wundergabe nach und nach vermindern und der gewöhnlichen, naturgemäßen Entwicklung weichen mußte, liegt in der Natur der Sache, und ſo ſagt auch ſchon Irenäus, daß zu der Zeit Chriſti und der Apoſtel mehr Wunder geſchehen ſeien als zu ſeiner Zeit. Aber eine ſcharfe Demarcationslinie zwiſchen der Zeit der Wunder und der Zeit des natürlichen Verlaufes der Dinge, wird ſich kaum ziehen laſſen. Die Hauptſache bei allen Wundern und ſchon bei den bibliſchen Wundern iſt doch immer nicht das Auffallende und Unbegreifliche der Thatſache an ſich (nicht die phyſiſche Seite am Wunder), ſondern es iſt die geiſtig-religiöſe Macht des Chriſtenthums im Ganzen, die ſich auch im Wunder darſtellt und verherrlicht; darum heißen auch die Wunder Zeichen und Kräfte, Zeichen einer höhern Lebensordnung, als der uns geläufigen, Kräfte einer unſichtbaren Welt, die hineinragen in die ſichtbare. Dieſe tiefere Bedeutung des Wunders hatte ſchon Origenes eingeſehen, wie wir früher zu bemerken Gelegenheit hatten, und das wird ſich auch uns, ſo hoffe ich, gezeigt haben in der ganzen Entwicklungsgeſchichte der älteſten Kirche, die wir bis dahin verfolgt haben. Werfen wir noch einmal einen Blick über das Ganze.

Daß aus einem Winkel Judäa's, daß von einem Gekreuzigten und ſeiner aus den geringſten Menſchenklaſſen gewählten Jüngerſchaft aus eine Bewegung hervorging, die dem großen römiſchen

Weltreich den Untergang ankündigte, und ihn innerlich vorbereitete, ehe er durch äußere Umstände herbeigeführt wurde, daß weder Feuer und Schwert, noch alle Weisheit und Beredsamkeit der Welt, daß weder Lüge und Verleumdung, noch die lockenden Aussichten auf Ruhe und Bequemlichkeit die Gläubigen abhalten konnten, zu zeugen von dem, was sie äußerlich und innerlich erfahren, daß mitten in eine Welt von Sünde und Irrthum ein Lichtfunke geworfen ward, und dieser Funke ein Feuer anzündete, das keine Gewalt und List der Menschen zu ersticken im Stande war, daß die verstocktesten und verderbtesten Herzen von einer Macht der Wahrheit ergriffen und bewegt wurden, die ihnen keine Ruhe mehr ließ, bis sie den Frieden mit Gott gefunden, daß die Niedersten und Verachtetsten im Volke sich als ein königliches Geschlecht fühlen lernten, das berufen ist, die Welt zu beherrschen und die Welt zu richten — das alles ist ein großes Wunder, ist eine Thatsache, die sich nicht leugnen, die sich nicht mechanisch und äußerlich erklären, sondern sich nur begreifen läßt vom Princip ihrer eigenen Bewegung aus, und dieses Princip ist kein anderes, als das unumschränkte Princip der ewigen Liebe und des Erbarmens Gottes. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit, alle zum Frieden und zum ewigen Leben gelangen. Das ist das ewige Gesetz der göttlichen Weltordnung, das in der Geschichte der Kirche sich vollzieht, im Kampfe freilich mit der Welt und ihren feindlichen Mächten, aber in der zuversichtlichen Erwartung des einstigen Sieges, der Vollendung in der Herrlichkeit.

Ich habe mir Verschiedenes bei diesen Vorlesungen vorgesetzt. Allervorderst wollte ich durch diese geschichtliche Darstellung eine neue Liebe und Begeisterung wecken für die Kirche, deren Glieder wir sind. Es ist mit der Kirche, wie mit dem irdischen Vaterlande. Nur der wird das Vaterland recht lieben, der seine Geschichte kennt, und je großartiger, je kampfreicher die Vergangenheit eines Volkes ist, desto größer ist die Anhänglichkeit an das Land der Väter. Das Evangelium Jesu Christi muß freilich seiner Natur nach die Herzen gewinnen, auch da, wo es, ohne alle Kenntniß der Kirchengeschichte, aus der reinen Quelle der biblischen Urkunden vernommen wird. Das ist sein ewiges Vorrecht vor allen menschlichen

Geſchichten, daß es von unmittelbarer Wirkung iſt in jedem Zeitalter und unter jedem Himmelsſtriche. Aber wenn wir bedenken, wie wir eben dieſes koſtbare Evangelium nicht hätten und nicht kennten, wäre es uns nicht bewahrt und überliefert durch die Kirche, und wie unſer eigenes religiöſes Leben doch bald verkommen müßte, würde es nicht getragen und gehoben durch die chriſtliche Gemeinſchaft, welche eben die Kirche iſt, der wird mit neuer Liebe dieſer Kirche ſich anſchließen, der er ſo Vieles verdankt. Je mehr er die Geſchichte dieſer Kirche kennt, deſto mehr wird er inne werden, daß überhaupt der Einzelne gar nichts iſt und vermag, ohne die Geſammtheit, und daß auch Chriſtus, das Haupt der Gemeinde, nur von dem als Haupt erkannt und als Herr geliebt wird, der ſich als lebendiges Glied weiß an dieſem Leibe.

Nicht nur aber eine allgemeine Liebe und Begeiſterung wollte ich wecken für die Kirche; mein Zweck war auch, ich bekenne es offen, den Blick zu erweitern über das Gebiet des kirchlichen Lebens hinaus, auf dem wir uns gegenwärtig bewegen. Wer nie aus ſeinem Hauſe herauskommt, keine andere Lebensweiſe kennt, als die eigene Hausordnung, an die er gewohnt iſt und in der er ſich durch nichts ſtören läßt, durch das, was draußen vorgeht, der wird leicht einſeitig und beſchränkt, wo nicht gar ungerecht und lieblos in ſeinem Urtheil. Wer hingegen ſich umgeſehen in der Welt, andere Sitten und Gebräuche kennen gelernt hat, der wird auch in ſeinem Urtheil freier und weiter, und ohne deßhalb ſein eigenes Haus zu verleugnen und von einem flachen Kosmopolitismus ſich forttreiben zu laſſen, wird er vielmehr erfriſcht und geſtärkt an Geiſt und Gemüth von ſeiner Wanderſchaft wieder zurückkehren und die geſammelten Erfahrungen ſeinem eigenen Hauſe als Segen zuwenden.

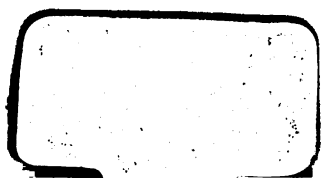
Nicht anders iſt es mit dem kirchlichen Leben. Wer dieſes nur kennt aus der Gewohnheit ſeines engen Privatlebens heraus, der wird alles mit Mißtrauen betrachten, was nicht auf's Haar den Formen entſpricht, unter denen er das Chriſtenthum kennen gelernt hat; es wird ihm nichts chriſtlich heißen und er wird nichts als chriſtlich gelten laſſen, was nicht das Gepräge ſeiner heimathlichen Gewohnheit, ſeiner perſönlichen Denkweiſe oder der ſeiner

nächsten Umgebungen hat, mit denen er täglich verkehrt. Wer hingegen die Entwicklung des kirchlichen Lebens durch seine verschiedenen Phasen hindurch verfolgt, der wird zur Ueberzeugung gelangen, daß, wenn es auch nur eine Wahrheit giebt, das Licht derselben doch unter sehr verschiedenen Strahlenbrechungen auffällt, daß, wenn auch nur ein Weg zum Heil führt, es doch verschiedene Zugänge zu diesem Wege giebt, und daß, was zu einer Zeit als der richtige und genügende Ausdruck des christlichen Bewußtseins galt, zu einer andern Zeit auch wieder anders mußte gefaßt werden, wenn es nicht zur todten Formel werden und statt des Lebens den Tod erzeugen sollte. Absoluter Stillstand ist in der Kirche so wenig möglich, als im Staate und im geselligen Leben. Auch sie ist im Fortschritt begriffen von einer Entwicklungsstufe zur andern. Nur daß wir mitten in diesem Fortschritte des Grundes uns bewußt bleiben, von dem die Kirche ausgegangen, und des Zieles, wohin sie strebt. Ich denke, wir haben beide im Auge behalten.

Mit der rechten Erweiterung des Blickes wird sich dann aber auch die rechte Beruhigung einfinden, in Absicht auf die Kirche und ihre weitern Schicksale. Wie oft ist auch das christliche Gemüth geneigt, trübe in die Zukunft zu blicken und an dem weitern Fortbestand der Kirche zu zweifeln. Je mehr man das Leben der Kirche abhängig macht von dieser oder jener Form, sei es des Bekenntnisses, sei es des Cultus, sei es der Verfassung, desto ängstlicher wird man, sobald diese Formen sich ändern. Es ist wahr, das Christenthum hat in den letzten Zeiten manche schwere und harte Angriffe erfahren: der Unglaube hat ungescheut sein Haupt erhoben und mit frecher Hand das Heiligthum der Völker und der Herzen angetastet. Aber hat nicht die alte Kirche schon Aehnliches erfahren? Ich rede nicht nur von den Verfolgungen mit Feuer und Schwert, sondern von den Angriffen eines Celsus und Porphyr, von den Verirrungen der Gnostiker und Manichäer, die wahrlich noch weit verheerender in die Kirche einbrachen, als je die neuere Philosophie es gewagt hat, und doch ist das Christenthum siegreich aus diesen Kämpfen hervorgegangen. Die gesunden Wahrheitselemente haben eben doch immer wieder die Oberhand gewonnen über die kräftigsten Irrthümer, und nach

mancherlei Schwankungen hat sich am Ende das Gleichgewicht wieder hergestellt. Sollen wir nicht auch vertrauen auf die gesunde Lebenskraft der Kirche, auf die unüberwindliche Macht der Wahrheit, die sich nicht einengen und einfangen läßt in den Buchstaben dieses oder jenes Bekenntnisses, die aber immer wieder sich Bahn bricht und ihren Weg findet zu denen, die auf ihre Stimme hören und die Herzen ihr öffnen? Darum werfen wir unser Vertrauen nicht weg. Der Herr, der das Schifflein seiner Kirche hindurchgerettet durch die Wogen und Brandungen der ersten Jahrhunderte, er wird das Steuer auch zu führen wissen, wo die Stürme der Gegenwart uns bange machen wollen.

Endlich aber mögen wir auch aus der Betrachtung der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte uns Einiges gemerkt haben zur Warnung und zur Belehrung. Wir haben gesehen, wie schon in den ersten Jahrhunderten so vieles mitgewirkt hat, die Reinheit des Christenthums zu trüben, wie auch die Besten und Frömmsten, zu denen wir nur mit Ehrfurcht und Bewunderung aufschauen, nicht frei geblieben sind von den Einflüssen der Selbstsucht, der Eitelkeit, der Rechthaberei, des geistlichen Stolzes; wie Herrschsucht, Eigennutz und Weltsinn sich der Kirche auch da bemächtigten, als sie ganz frei sich selbst entwickelte, ohne durch die äußere Verbindung mit dem Staate an die Welt und ihre Formen gebunden zu sein. Das Verderben der Kirche, das schon in der Zeit der ersten Liebe und Begeisterung einzudringen begonnen hat, muß also nicht gesucht werden in den äußern Verhältnissen, wie das so oft geschieht; sondern eben da, wo es immer zu suchen ist, in dem unbewachten, unbefestigten menschlichen Herzen, das auch mitten unter den heiligenden Einflüssen des Christenthums dennoch der Verführung zugänglich blieb. — Auch das haben wir gesehen, wie das Streben, eine strengere Kirchenzucht einzuführen, in der nordafrikanischen Kirche mehr die Leidenschaften erregt, als gebändigt hat. Sollte uns das nicht eine Warnung sein, doch nicht das Heil der Kirche von den Formen ihrer Verfassung, von den äußern Einrichtungen und äußern Zuständen zu erwarten, deren Werth wir zwar nicht verkennen, aber doch nicht überschätzen sollen? — Sollte es uns nicht vielmehr eine Aufforderung sein, vor allen Dingen unser eigenes Herz zu bewachen, eingedenk des apo-

ſtoliſchen Wortes, daß jeder an ſeinem Theile verantwortlich iſt für das Ganze und daß jede Sünde des Einzelnen eine Entweihung iſt des Tempels, in den wir ſollen eingefügt ſein als lebendige Bauſteine. Wahrhaft erbaulich und förderlich für die Kirche iſt eben zu allen Zeiten das perſönliche Leben geweſen, die perſönliche Erſcheinung, die ächten, großen, kirchlichen Charaktere, wie wir ihrer mehrere kennen gelernt haben; ſie waren, auch bei den einzelnen Fehlern, die ihnen anhafteten, die Säulen und Träger der Kirche, das Salz der Erde. Sie haben weit mehr eingegriffen mit ihrem Wort und Beiſpiel, als jede, noch ſo wohl formulirte Satzung. Was der Geiſt Gottes in ihnen Großes und Schönes gewirkt, das iſt als ein unverlornes Eigenthum auch immer der Kirche wieder zu gut gekommen. An ihrem Glauben hat ſich der Glaube der Gemeinde geſtärkt, an ihrem Vorbild haben Tauſende ſich aufgerichtet in ſchwerer Zeit, an ihrem Liebesfeuer hat ſich die Liebe der ſpätern Geſchlechter wieder entzündet, wenn Alles erſtorben und erloſchen ſchien. Und ſo können wir nur Gott bitten, daß ſein Geiſt immer noch ächte Jünger des Herrn erwecken möge, wie eine jede Zeit ſie braucht, die bereit ſind, dem Herrn und ſeiner Kirche zu dienen in aller Demuth des Herzens, in rechter Treue und in freudigem Gehorſam, ſo wird auch die Kirche der Zukunft von Gott und ſeinem Geiſte nicht verlaſſen ſein.

Gedruckt bei C. Detloff in Basel.